

Nb 24.55, 1

Pädagogische Hochschule  
Braunschweig

- BIBLIOTHEK -

22 APR 1969

# Braunschweigische Heimat



1969

55. Jahrgang · Heft 1 · April

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Walsenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

## Inhaltsverzeichnis

Der Naturstein im Straßenbild des Braunschweiger Kohlmarktes. Von Prof. Dr. G. Keller, TU Braunschweig . . . . .	1
Die Wassermühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter. Von Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11 . . . . .	19
Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts (Schluß). Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	30
Die Äbtissinnen Magdalene und Margarethe von Clum. Zwei Schwestern aus Böhmen regieren das Reichsstift Gandersheim 1547—1589. Von Pastor Dr. Kurt Kronenberg, Bad Gandersheim, Wilhelmsplatz 11 . . . . .	36
Das Osterfeuer in Halchter. Von Fritz Tacke, Halchter . . . . .	41
Alte Bauernrätsel aus Warbsen im Kreis Holzminden. Von Postinspektor i. R. Karl Werner, Warbsen . . . . .	42
 <b>Aus der Heimatpflege:</b>	
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1968 . . . . .	45

---

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,  
Bankkonto: Braunschweigische Staatsbank Nr. 2 017 762, Braunschweig.

---

## LESER DER »BRAUNSCHWEIGISCHEN HEIMAT«!

Das Ihnen hier vorliegende Heft konnte dank einer privaten Spende über den normalen Umfang von 2 Druckbogen hinaus um einen Bogen erweitert und mit mehr Abbildungen als gewöhnlich ausgestattet werden. Wir würden gern auch künftig unsere Zeitschrift in solchem erweiterten Umfang und in reicherer Ausstattung herausbringen, um unseren Lesern recht viel Neues aus den Arbeitsbereichen der Heimatforschung und Heimatpflege bieten zu können. Da wir aber nicht regelmäßig mit Sonderspenden rechnen können, läßt sich unser Ziel nur verwirklichen, wenn sich die Zahl unserer Mitglieder vermehren läßt. Wir bitten Sie daher in Ihrem eigensten Interesse darum, im Kreise Ihrer heimatkundlich interessierten Verwandten und Bekannten neue Freunde für uns zu werben, die durch den Beitritt zu unserem Landesverein in den Genuß unserer Studienfahrten, Vortragsabende und monatlichen Zusammenkünfte kommen und zum weiteren Ausbau unserer Veröffentlichungen beitragen können.

Für Ihre Mithilfe bei dieser Werbung dankt Ihnen im voraus herzlich  
**der Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz.**

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

55. Jahrgang

April 1969

Heft 1

## *Der Naturstein im Straßenbild des Braunschweiger Kohlmarktes*

mit 23 Abbildungen

von Prof. Dr. G. Keller, TU Braunschweig

Von den Märkten in der Altstadt Braunschweigs nimmt der Kohlmarkt durch seine Vielseitigkeit im wörtlichen Sinne eine besondere Stellung ein. Im Mittelalter führten zu ihm von allen Seiten 7 Straßen. Von Norden und Osten trifft heute auf ihn kein Fahrzeugverkehr mehr, so daß der östliche Teil nur noch die Funktion hat, den ruhenden Verkehr aufzunehmen. Dadurch ist der Durchgangsverkehr auf die Westseite abgedrängt worden, wo sich noch lebhafterer Austausch von der Friedrich-Wilhelm-Straße nach der Poststraße und umgekehrt abspielt. Wieviel Ecken der fast rund wirkende Markt besitzt, ist schwer festzustellen. Sicher sind es zwölf, aber es können auch mehr sein, je nachdem, wie seine Grenzen gezogen werden. Zu dieser Gestalt gesellt sich die zentrale Lage im Südteil der mittelalterlichen Innenstadt.

Alle diese Eigenschaften verschaffen dem Kohlmarkt eine besondere Anziehungskraft (Abb. 1). Die Hausfronten gruppieren sich um den alten Brunnen, der den ruhenden Mittelpunkt bildet und von dessen Beckenrand der Blick ringsherum auf die Läden in den Erdgeschossen fällt, aber auch nach oben auf die mannigfaltigen Hausfassaden schweift. An ihnen haben Jahrhunderte, besonders aber das letzte Jahrhundert gebaut und ihre Stile hinterlassen. Das älteste Bauwerk ist der Brunnen. Seine Anlage geht in das 16. Jahrhundert zurück, und aus der Zeit seiner Errichtung sollen noch einige Gesteinsplatten erhalten sein. Die jüngsten Gebäude befinden sich an der Südwestseite, wo im Krieg zerstörte in den 50er Jahren durch moderne Geschäftsbauten ersetzt wurden. Sehr neu sind aber unabhängig von den Häusern selbst ihre Fassaden in den Erdgeschossen, die ganz von Läden eingenommen werden.

Mit der Betonung des Erdgeschosses durch farbige oder glänzende Natursteine zog vor mehr als 50 Jahren eine Verschönerung durch Ausschmückung der Geschäftsfassaden in das Stadtbild ein. Mögen die Banken vorangegangen sein, so folgten bald die Verkaufsläden. Werbeabsichten, etwa als Hinweis auf Wohlhabenheit wie bei den Banken, aber auch als Zeugnis für die Sauberkeit wie bei den Schlachterläden, mögen der Anfang gewesen sein, ehe in starkem Maße die Schrift und die Leuchtreklame aufkamen. Aber auch heute noch, so besonders

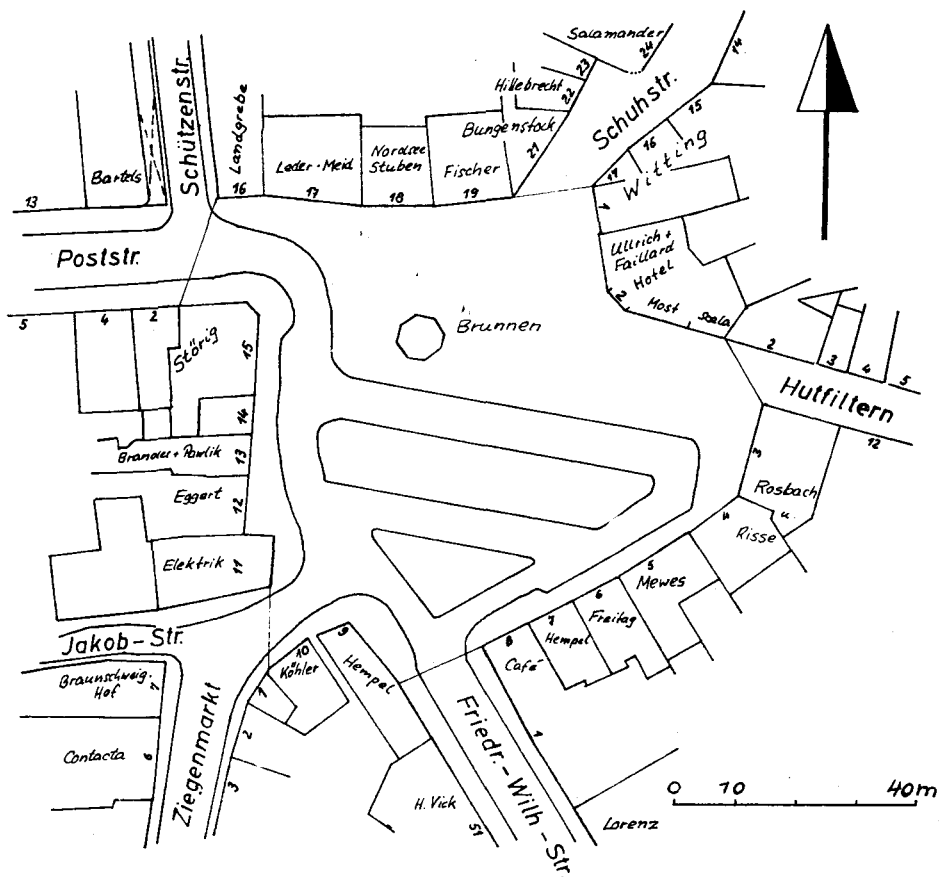


Abb. 1: Lageplan des Kohlmarktes mit den einzelnen Häusern.

nach dem letzten Kriege, fand der Naturstein, nun nicht mehr massiv, sondern in Form von geschnittenen Platten trotz der mannigfaltigen Kunststeinproduktion wieder Verwendung und wußte durch seine Eigenart die Fassade des Ladenstockwerks zu beleben.

Der Naturstein findet sich schon früh als Baustein in den alten Stadtkulturen um das östliche Mittelmeer gruppiert, ehe die Kelten in Mitteleuropa auf ihn für den Bau ihrer „oppida“ aufmerksam wurden, ohne jedoch ihre Kenntnisse an die Germanen weiterzugeben. Baufreudige Zeiten haben dem Naturbaustein immer wieder eine wirtschaftliche Bedeutung gegeben. Heute wird er wegen seiner oft beständigen Naturfarbe, die auch der Verwitterung zu trotzen vermag, ebenso gern verwendet wie seiner erprobten Wetterbeständigkeit wegen, soweit gute Qualitäten in den Handel gebracht werden. Doch kommt auch ein modischer Effekt hinzu, gegenüber dem Herkömmlichen überraschend neue Nuancen in das Straßen- und Stadtbild nicht zu seinen Ungunsten hineinzutragen. Der Gedanke, wie und mit welchen Natursteinen sich das heutige Bild des Kohlmarktes bei ihrer Verwendung für das Ladengeschöß vor älteren Fassaden veränderte und auch verschönte, soll im weiteren verfolgt werden.



1. Die Nordseite des Kohlmarktes mit den Häusern Leder-Meid (Nr. 17) bis Fischer (Nr. 19).

An der leicht nach Norden abgewinkelten Fluchtlinie der Nordseite des Marktes reihen sich Häuser, die Nummern 17, 18 und 19, auf. In der gleichen Reihenfolge steigt die Stockwerkhöhe von 3 über  $3\frac{1}{2}$  auf  $4\frac{1}{2}$ , wobei die halben Stockwerke der Mansarde angehören. Das linke Haus zeigt Traufenstellung, wohl aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nach rechts folgen zwei Giebelhäuser. Leder-Meid kündigt die Firmenschrift auf Platten von  $0,90 \times 0,48$  m Größe und von 3 cm Dicke (Abb. 2). Die Platten sind gelbgrau in verschiedenen Schattierungen gefärbt. Sie verstärken den in der Längsrichtung gestreckten, den lagermäßigen Einbau der Platten. Es ist gelber Travertin. Beheimatet ist dieser Stein in Italien im Apennin östlich von Rom. Die berühmte Schlucht des Aniene bei dem namengebenden Tivoli zeigt den Travertin als Ausscheidung aus kalkigem Süßwasser auf dem Festlande: in zentimeterstarken Lagen ausgesinterter Kalkstein mit leichten mehr oder weniger gelben Farbtönen, diese im Zusammenhang mit geringen Brauneisenanteilen.

Millimeter- und zentimeterstarke Bänder verleihen dem Stein eine Schichtung. Zu dieser senkrecht wurden die Platten geschnitten. Bei näherem Hinsehen wird die feinere Struktur sichtbar. Viele Einzelkristalle fügten sich bei dem Weiterkristallisieren zu Linien zusammen, die ineinander verwoben sind, als seien es Rasen von Moospflänzchen (Abb. 3). Der Travertin ist poliert, er trägt die Politur auch noch, weil er erst seit wenigen Jahren der Witterung ausgesetzt ist. An beiden Seiten des Hauses setzt sich der Travertin nach unten fort und endet auf einem durchlaufenden  $0,40$  m hohen Sockel aus einem grauen, teils etwas gelb getönten, in langen Stücken geschnittenen Dolomitstein (Abb. 2, unten), der einige weiße kalkige Röhren von Wurmgehäusen enthält, und der Weißjuraformation des Wesergebirges angehört. Auch er zeigt noch die ursprüngliche Politur. Im Eingang erscheint noch einmal Travertin, psychologisch nicht ungeschickt so verlegt, daß seine linienförmige Struktur, wie Leitlinien lockend, in den Laden hineinweist (Abb. 4). Einen Schritt weiter, schon im Laden, betritt der Fuß gelbe dichte Plattenkalke, die so, wie sie etwa in der Fränkischen Alb horizontal in den Bergen liegen, in Quadratform verlegt sind. Es sind die Solnhofener Plattenkalke.

Abb. 2:  
Kohlmarkt 17 (Leder-Meid)  
Bei der Schrift senkrecht  
geschnittene Travertin-  
platten, lagermäßig versetzt.  
Der Sockel ist mit Dolomit-  
platten verkleidet.



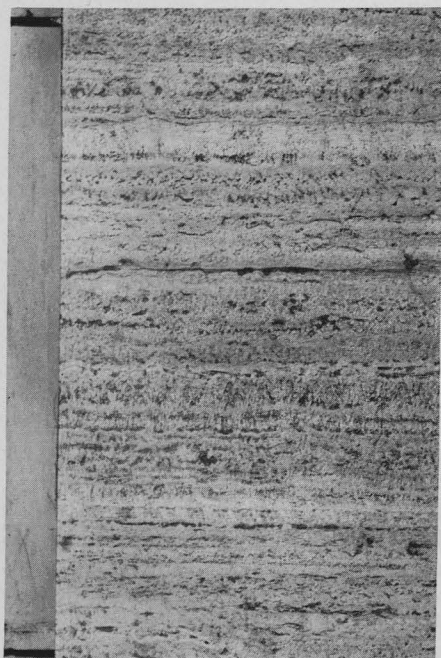


Abb. 3: Kohlmarkt 17 (Leder-Meid)  
Senkrecht zum Lager geschnittene Travertinplatte. Die Kalkspatkristalle wuchsen mit mehreren Unterbrechungen in Bäumchenform. Die dunklen Stellen sind nicht zugewachsene Hohlräume in der Schichtung.



Abb. 4: Kohlmarkt 17 (Leder-Meid)  
Aufsicht auf Travertinplatten als Bodenbelag senkrecht zum Lager geschnitten. Die Streifen der Schichtung verlaufen in der Gehrichtung des Ladenbesuchers.

Neben dem Haus Nr. 17 melden sich Lindenexport und Nordsee-Stuben (Nr. 18). Hebt man den Blick zu dem Mansardengiebel mit dem von Lorbeer umwundenen ovalen Fenster, so dürfte hier der älteste Teil des Hauses aus der Empirezeit erhalten sein. Die anschließend durch das 2. und 1. Stockwerk hindurchlaufende Gliederung mit eisernen Blechen mit Prägung und Ornamenten und schließlich die Halter für die Blumenkästen berichten vom Jugendstil. Nur schmale Streifen dazwischen bestehen aus grauem Kalkstein der älteren Bauzeit. Kalke anderer Art bekleiden als 5 cm starke geschnittene Platten das Sockelgeschoß. Auch hier wurde die Säge senkrecht zur Schichtung angesetzt. Unterschiedlich ausgeführte Oberflächenbearbeitung, senkrecht, schräg und horizontal, mit dem Scharriereisen führte zu einer Oberflächenzeichnung in Gestalt dicht nebeneinander gestellter Rillen. Die Kalke mit Plattenhöhen und -breiten von 0,50 x 0,80 m gehören zur Muschelkalkformation, die auch im Braunschweiger Land verbreitet, vielfach aber auch im süddeutschen Muschelkalkgebiet gewonnen und verarbeitet wird. Hier handelt es sich um den heimischen Elmkalk.

Oberflächenbearbeitung schließt Politur aus. Die Plattenbekleidung geht bis auf die mit Kunststeinplatten belegte Fläche des Kohlmarktes herab. Im Spritzwasserbereich ist der Stein verschmutzt. Trotzdem läßt er hier wie auch besonders an den frischen höheren Teilen eine besondere Struktur erkennen. Die senkrecht durch die Gesteinsbänke geführten Schnitte legten zweierlei frei. Einmal sind

es Hohlräume, die von herausgelösten kalkigen Muscheln oder von Muschelschalen herrühren. Lagenförmig liegen sie nebeneinander und sind auch ineinander geschachtelt, so wie der Strandwanderer Muscheln an unserer Nordseeküste findet. Damit ist die Entstehungsart dieses Muschelkalkes mit dem Inhalt von Meeresfossilien als Bildung im Küstenbereich gekennzeichnet. Der Stein gibt aber noch mehr über seine Entstehung frei. Diese Muschellagen liegen zum Teil wohl horizontal. Bei näherem Zusehen zeigen sich in der Senkrechten aber gebogene Linien, nach denen die Muschelschalen angeordnet sind. Hier und dort findet sich auch ein nach oben geöffneter Bogen. Auch geht die Feinschichtung durch den Stein hindurch. Das ist das Bild der Schrägschichtung. Sie verdankt ihre Entstehung in der Strömungsrichtung wandernden Sandbänken, die stromabwärts einen Schüttungskegel vor sich herschieben. Jede neue Welle läßt den mitgeführten Sand auf einer nach oben geöffneten erst steileren Böschung naturgesetzlich mit einer Neigung bis etwa  $35^\circ$  herabrieseln. Mit allmählich flacher werdender Neigung läuft die Böschung schließlich in der horizontalen Schichtung aus. Bei der Entstehung dieser Kalkbänke wurde feiner Kalksand herangeschwemmt, so daß in den Platten die Wasserbewegung aus der Zeit der 300 Millionen Jahre zurückliegenden Muschelkalkentstehung konserviert ist. Aber dort ist ja eine Platte eingefügt, wo die leicht gebogene Schüttungskurve umgekehrt nach unten geöffnet ist. Doch ist dieses nur ein Zeichen dafür, daß die Platte beim Einbau auf den Kopf gestellt wurde.

Als letztes Haus an der Nordseite des Kohlmarktes, noch in die Schuhstraße hineinziehend, folgt das Haus Nr. 19, wo im Erdgeschoß hinter zwei großen Ladefenstern von der Firma Fischer Teppiche und Gardinen angeboten werden. Die aufgehende Fassade prangt von Stil- und Schmuckelementen aus Stuck seit der Renaissance und gibt damit ihr zweimalig verzeichnetes Alter aus dem Jahre 1885 kund. Da gleichzeitig das Sockelgeschoß gebaut wurde, ist auch das Alter seiner Ausgestaltung heute 1967 vor 82 Jahren bestimmt (Abb. 5). Dabei wurden verschiedene Sorten von Granit benutzt, die sich durch die beste Erhaltung auszeichnen. Während auf den Außenseiten für die Verkleidung der viereckigen Pfeiler 0,10 m starke geschnittene und polierte Platten verwendet wurden, sind zwei weitere Pfeiler und die Rundsäule in der Mitte massiv. Sie bestehen aus

Abb. 5:  
Kohlmarkt 19 (Fischer)  
Im Ladengeschoß Verwendung von sehr gut erhaltenem roten schwedischen Granit in massiven Pfeilern und Säulen. Die Lichtreflexe rühren von der noch guten Politur vor 82 Jahren her.



1,70 m hohen Rechteckpfeilern mit einem Querschnitt von 0,50 x 0,50 m oder aus Säulentrommeln von 1,80 m Höhe und 0,50 m Durchmesser.

Das Gestein der Säulen fällt durch eine intensive dunkelrote Färbung auf, welche durch die fleischroten Kalifeldspäte, die Orthoklase, bewirkt wird. Sie bilden große Kristallindividuen, zwischen denen untergeordnet dunkle basische Gemengteile auftreten (Abb. 6). Besonderer Art sind die die Zwickel ausfüllenden großen Quarze von lavendelblauer Farbe. Granite mit ihnen sind so typisch, daß sie über den häufigsten Herkunftsort dieser Gesteine aus Mittelschweden, und zwar aus Småland, Aussage machen. Einigen Platten fehlen diese Quarze. Dafür sind Feldspäte flächiger und erinnern an zusammengewehte Blätter roter Kletterrosen. Besonders hervorzuheben ist bei allen verwendeten Graniten die ausgezeichnete Politur. Sie ist so einwandfrei wie zur Zeit der Herstellung oder des Einbaues der einzelnen Werkstücke in die Ladenfassade vor über 80 Jahren. Das Fehlen von Verwitterungserscheinungen ist die volle Bestätigung einer schon früher getroffenen Feststellung, daß die aus dem Magma, aus dem Schmelzfluß in der Erdtiefe erstarrten Gesteine, die Plutonite mit Politur nicht nur diese behalten, sondern auch farbbeständig sind.

Neben der Fassade des Hauses Nr. 19 öffnet sich die Schuhstraße. Auch nach ihr besitzt das Haus eine Front. Wegen ihrer Besonderheit soll sie nicht ausgelassen werden. Zwischen dem Eingang und den Ladenfenstern stehende vier Rechteckpfeiler sind nach drei Seiten mit 0,04 m starken Kalksteinplatten von 0,60 x 0,50 m Größe belegt. Sie sind senkrecht zur Schichtung geschnitten und zeigen nicht nur wieder Hohlräume herausgelöster Meeresmuscheln, sondern auch Schrägschichtung (Abb. 7). Wenn sie auch schon beim Haus Nr. 18 erwähnt wurde, so zeigt sie sich hier aber in voller Eindringlichkeit. Die Platten sind so eingebaut, daß bei der einen die Strömung von rechts, bei der anderen von links kommt. Verschiedentlich ist die Schrägschichtung durch eine Horizontale abgeschnitten, bevor darüber eine neue Schüttungslage, sogar mit geänderter Richtung, einsetzt. Diese Schrägschichtungen mit dem aufwärts ansteigenden Böschungswinkel sind auch an vielen Werksteinen alter und schöner Kirchen zu beobachten. Das Material ist wieder Elmkalk aus der dortigen Muschelkalkformation, ein typischer Braunschweiger Naturwerkstein.

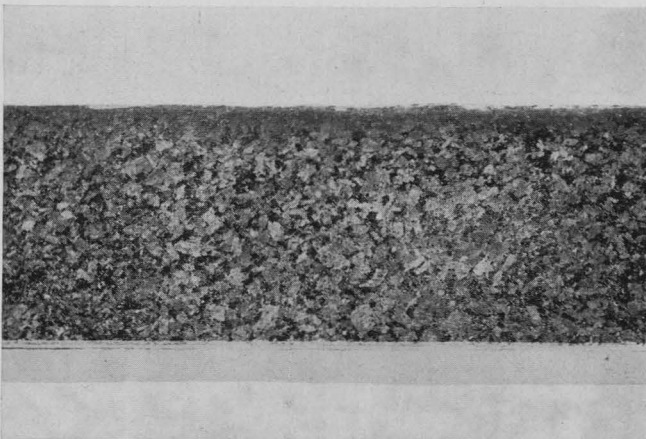


Abb. 6:  
Kohlmarkt 19 (Fischer)  
Die grobkörnige Struktur  
des Granites mit hell  
erscheinenden Feldspäten.



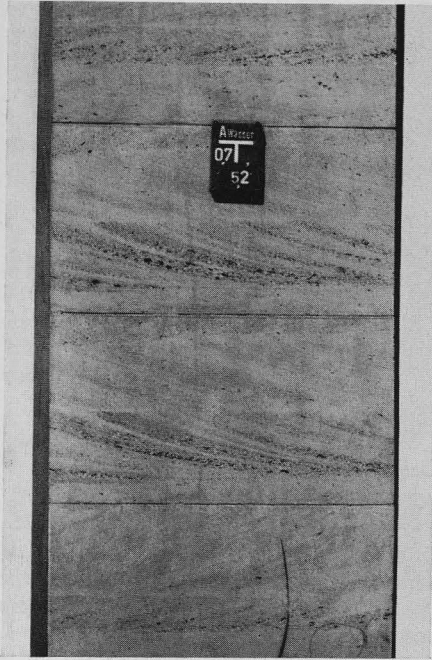


Abb. 7: Kohlmarkt 19 (Fischer, Ecke Schuhstr.) Senkrecht geschnittene, lagermäßig versetzte Platten aus Elmkalk. Die bogenförmig abfallenden Linien entstanden durch die Wasserströmung bei Bildung des Kalksteins. Die Platten zeigen verschiedene Richtungen. Die dunklen Stellen sind Löcher und Lücken, die durch die chemische Herauslösung von Muschelschalen entstanden.



Abb. 9: Kohlmarkt 2 Verwendung des Lutterer Sandsteins (Lutter am Barenberg) mit guter Eignung für Skulpturen.

## 2. Die Ostseite des Kohlmarktes mit den Häusern Witting (Nr. 1) bis zu dem Scala-Kino (Nr. 2).

An der Ostseite der Schuhstraße beginnt mit dem alten E. F. Wittingschen Haus Kohlmarkt 1 ein neuer kurzer Abschnitt, der in südöstlicher Richtung verläuft und mit der Westseite des hohen Hauses Nr. 2 rd. 20 m lang ist. Die aus der Spätrenaissance stammende Giebelseite des Hauses Nr. 1, die dank der Fürsorge der Fa. Witting uns auf den heutigen Tag erhalten blieb, ist verputzt bzw. mit Farbe angestrichen, so daß der Baustein nicht sichtbar ist. Aber an die seitliche Verblendung des in der Schuhstraße anschließenden spätgotischen Bürgerhauses soll gedacht sein, wo der Goslarer Schiefer aus der Devonzeit des Erdalters auf die Nähe des Harzes mit intensiver Faltung und Schieferung hinweist. Wenn auch die Fassade der Giebelfront des Hauses Nr. 1 nichts zu dieser Betrachtung beitragen kann, so verlohnen sich aber schon ein paar Schritte in die weitverzweigte Passage, deren Boden mit geschliffenen und ehemals polierten quadratischen Kalksteinplatten von meist 0,40 x 0,40 m Größe belegt ist.

Die Politur mit den ursprünglichen, lebhaften, rötlichen Farben ist nur noch in abseitigen Ecken erhalten, sonst ist durch viele Schrammen eine sehr ober-

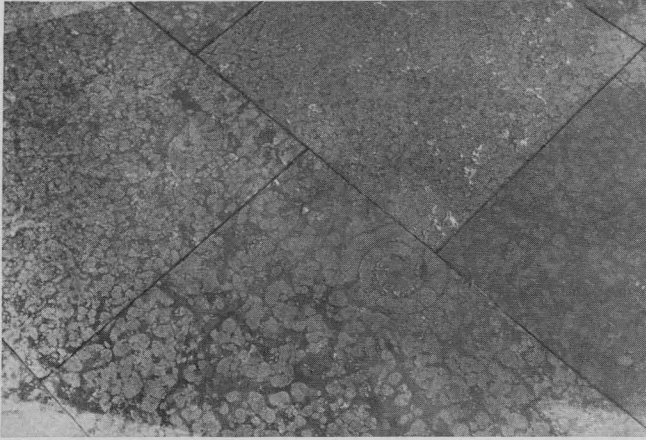


Abb. 8:  
Kohlmarkt 1 (Haus Witting)  
Bodenbelag des Durchganges  
in der Schnittebene geschnit-  
ten und poliert. Rot-weiße  
Ammonitenkalk. In der  
Mitte und links zwei Längs-  
schnitte von Ammoniten aus  
der Zeit des Oberen Jura.

flächennahe Graufärbung eingetreten. Ein in den Eingang hineingewehrter Regenschauer oder ein Wasserguß aus einem Glase der an der Seite stehenden Blumenfrau gibt die frische natürliche Farbe des Steines wieder. Da ist zunächst ein Weiß oder Rosa, das zu Kalkknollen oder -geröllen oder eckigen Kalkbruchstücken gehört. Die Zwickel dazwischen bestehen aus weinrotem Kalk als Bindemittel. Insgesamt handelt es sich um einen knolligen oder konglomeratischen bzw. brekziösen Kalk, der in Küstennähe an ehemaligen, aus weißen oder rosafarbenen Kalksteinfelsen bestehenden Steilrändern entstand. Als Besonderheit finden sich auf einigen Platten genau in der Fläche ausgebreitet die Längsschnitte spiralig aufgerollter, 0,10 bis 0,20 m großer Gehäuse der meeresbewohnenden Ammoniten (Abb. 8), weit zurückreichende Vorläufer der heutigen Tintenfische. Dieses mannigfaltig ausgezeichnete Gestein ist in den italienischen Kalkalpen zu Hause, es ist der Ammonitico rosso, der rote Ammonitenkalk der Jurazeit, um wenigstens jünger als etwa die bei Schandelah in schwarzen Schiefen überlieferten Krokodile und Fischeosaurier.

Aus dem Dunkel des Durchganges zurück in das Licht des Kohlmarktes. Hier prunkte aus Naturstein gebaut das Haus Nr. 2, das sich als Eckhaus in Richtung auf die Straße Hutfiltern erstreckt (Abb. 9). Das Haus besteht aus einem gelblichen Sandstein, dem Hilssandstein von Lutter a. Bbge., der in Braunschweig als Lutterer Sandstein gut bekannt ist. Seine Oberfläche ist rau, seine Farbe verlor er durch Schmutzaufgabe im Laufe der Jahrzehnte. Die einzelnen aus der Oberfläche herausragenden fein- und mittelgroßen Sandkörner und die Lücken zwischen ihnen sind für Staub- und Schmutzbestandteile der Luft willkommene Ansatzstellen und Ablageplätze. Erst an abgestoßenen Ecken ist die Farbe und die Struktur des Natursteins ausfindig zu machen. Über das an sich im Verhältnis zu den Nachbargebäuden größtmäßig auffallende Gebäude ist nicht mehr zu sagen, als daß es nachgebaute Weserrenaissance ist, die in wertmäßiger Hinsicht ohne stärkeren Eindruck bleibt. Ofters wird solchen verschmutzten Häuserfassaden ein freundlicheres Aussehen zurückgegeben, wenn durch Sandstrahlgebläse die Schmutzschicht entfernt und die frische gelbe Naturfarbe wieder vorerst auf Jahre hin sichtbar wird.

Doch ist dieses Gebäude das einzige am Kohlmarkt, das über eine weitere Eigenschaft des Natursteins Auskunft gibt. Der Blick nach oben zeigt mannigfaltige Schmuckformen, Zahnstäbe, Tympanon, korinthische Kapitelle, Eierstäbe und Akanthusblätter, die zwar älteren Stilen entnommen wurden, aber doch Zeugnis geben über die besondere Eignung des Steines für vielseitige Formgebung in skulptureller Hinsicht. Nur in einem beschränkten Bereich sind Sandsteine hierfür brauchbar. Grobkörnige und mittelkörnige Sandsteine sind ungeeignet für derartige feine Herausarbeitung der Formen. Der Stein trägt diese Eigenschaft nicht in sich; er gibt sie nicht her. Das Herausbrechen des Einzelkorns, nicht seine Zerschneidung mit dem Arbeitsgerät zur Schaffung einer glatten Oberfläche ist die Folge der Bearbeitung. Aber auch das sehr dichte Gefüge, das durch Zunahme des kieseligen Bindemittels sich einstellt, läßt die Herausarbeitung von figürlichen Elementen nicht zu. Der Stein antwortet auf den Schlag des Werkzeuges mit einem muscheligen Bruch.

Am günstigsten sind feinkörnige Sandsteine mit Korngrößen im Feinsand- und Schluffkornbereich von etwa 0,2 bis 0,05 mm Durchmesser und bei Erhaltung des Einzelkornes ohne Quarzitisierung, d. h. ohne Verwachsung des kieseligen Bindemittels mit dem Sandkorn. Diese guten Eigenschaften besitzt der Sandstein, wie besonders die Kapitelle, die Voluten mit Blumen und Früchten und geschwungenen Blattranken über dem Portal und dem darüber folgenden Erker ebenso zeigen wie der Erker in der Fluchtlinie vom Hutfiltern. Zur Güte eines Werksteines kommt schließlich noch die Gleichförmigkeit seiner Komponenten, die Homogenität hinzu, die keine bevorzugte Gefügerichtung erkennen läßt. Auch diese Eigenschaft besitzt der verarbeitete Sandstein. Vergeblich sucht das Auge beim Hinaufgleiten nach Anzeichen für Schichtung des Sandsteins. Dieser ist aber massig, wie vor allem die größeren Werkstücke, so die Säulen und Fensterstürze zeigen. Hier und da ist eine feinere, erst durch die Verwitterungsfarbe hervortretende, kaum merkbare Schrägschichtung vorhanden, die aber der Homogenität keinen Abbruch tut.

Wenn auch die südliche, nach Hutfiltern verlaufende Front des Hauses Nr. 2 von Most mit gelbbraunlicher Glasfassade versehen wurde, so bietet der Eingang

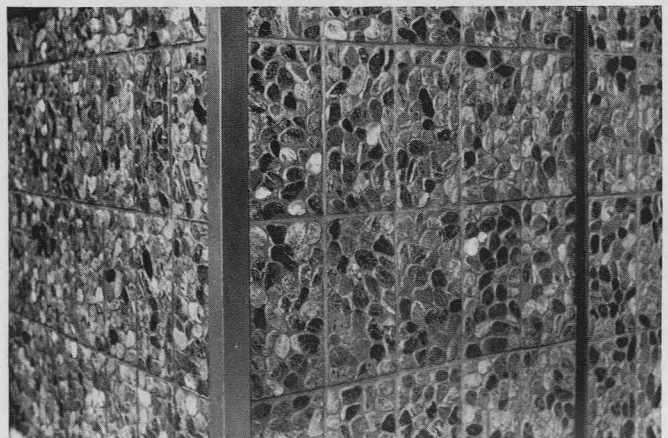


Abb. 10:  
Kohlmarkt 2 (Scala-Kino)  
Geschliffene dunkle  
Serpentin- und weiße  
Marmorgerölle auf Zement-  
plattenunterlage aus Ober-  
italien.



zu dem danebenliegenden Scala-Kino eine einmalige Besonderheit des Kohlmarktes (Abb. 10). An den Wänden nach der Außenseite, vor allem im Eingang, sind 0,12 bis 0,24 m große Kunststeinplatten aus Zement eingefügt, in die vor der Erhärtung taubeneigroße Bachkiese hineingepreßt wurden. Durch Abschneiden der herausragenden Buckel wurden sie für die Verwendung als Wandbekleidung hergerichtet und erhielten als letzte Veredelung Schliff und Politur. Die Hauptfarbe der Bachgerölle ist ein Graugrün, untergeordnet sind weiße Gerölle da oder ganz dunkelgrüne. Die weißen sind sehr dichter Marmor, der eine längere geologische Geschichte hat. Nachdem er ursprünglich als feiner Kalkschlamm im Meere abgelagert und fester Kalkstein geworden war, geriet er in größere Erdtiefen oder unter stärkeren seitlichen Druck und unter höhere Temperaturen, wodurch er umkristallisiert wurde. Auch die helleren grünen Stücke sind z. T. noch Marmor, wobei die grüne Farbe durch Chlorit, einem grünlichen Mineral, hervorgerufen ist. Die dunkelgrünen Gerölle bestehen aus Serpentin, einem Eruptivgestein.

Feine lineare Bänderung täuscht in einzelnen Serpentingeröllschichtungen vor. Sie ist jedoch auf Durchbewegung im flüssigplastischen Zustand vor der endgültigen Erstarrung zurückzuführen, so daß das Gestein ein Umwandlungsprodukt, ein Metamorphit ist. Die Heimat dieser Marmor- und Serpentingerölle ist Oberitalien, wo sie bei Bergamo aufgefunden wurden. Die Verwitterung dortiger weißer und grüner Marmor- und Serpentinfelsen, Frost, Sonne und Regen ließen eckigen Gesteinsschutt sich am Fuße der Berge anhäufen. Der polternde Bach nahm ihn auf, rundete, glättete und polierte ihn mit Hilfe von feinerem Schutt und Sand zu elliptischen Körpern, bis in unseren Tagen der Architekt sie als geeignet für farbenfreudige und farbbeständige schmückende Wandbekleidung entdeckte. Als Gegensatz zu dem Grün paßt sehr gut der durch dunkelrote Feldspäte und dunkle Gemengteile ausgezeichnete Granit der Säule in der Mitte des Einganges, dessen Heimat etwa in Schweden zu suchen ist. Trotz farblicher Ähnlichkeit zu der Säule des Hauses Fischer, sind hier die Quarze glasig-durchsichtig. Ein Blick auf den Plattenbelag des Fußbodens läßt erkennen, daß Weißjura-Kalk verwendet wurde, der Solnhöfener Provenienz ist.



Abb. 11:  
Kohlmarkt 3 und 4  
Verwendung von großen  
Travertinplatten (links) mit  
Elmkalkplatten im Sockel.  
Rechts gut erhaltene polierte  
Säule aus grobkörnigem  
grauen Granit.

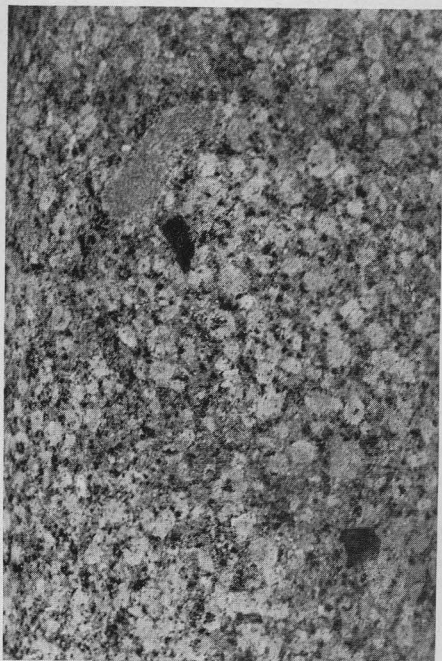


Abb. 12: Kohlmarkt 4  
Ausschnitt von der grauen Granitsäule mit eingesprengten Hornblenden und wenig korrodiertem Glimmerschiefer.



Abb. 13: Kohlmarkt 6  
Ladengeschoß mit Kalksteinen aus dem Erdaltertum.

### 3. Die Süd- und Westseite des Kohlmarktes mit den Häusern Rosbach & Risse (Nr. 3) bis Rose & Fröchtenigt (Nr. 16) nebst dem Pflaster.

Mit dem Haus Hutfiltern Nr. 2, dem Haus Leuen Turm der Firma W. von Griesbach, wird wegen des bei ihm fehlenden Natursteins zweckmäßig auf die andere Straßenseite nach der Kohlmarktfrent des Hauses der Firma Rosbach & Risse (Kohlmarkt 3) übergewechselt. Während oben über den zwei Stockwerken mit zwei Giebeln und Schieferdach verschieden gefärbter Putz die Erinnerung an die Bauzeit im 18./19. Jahrhundert wachzuhalten weiß, gibt hellgrauer Travertin in senkrecht geschnittenen Platten von 0,90 m Höhe, 0,75 m Breite und 0,03 m Dicke das heutzutage entsprechende Aussehen. Der Travertin ist lebhaft horizontal gegliedert, ebenso wie er in der Mauer eingebaut wurde (Abb. 11). Lage auf Lage teils dichteren Kalkes, der aus Kristallrasen von kleinen blumenkohlartig wirkenden Kalkspäten gebildet wird, betonen die Linierung. Erst verfestigte, dann zerbrochene 0,01 m starke Kalkbänkchen, die nach einer Freispülung im erhärteten Kalkschlamm eingebettet wurden, treten lagenförmig auf, während der rd. 0,30 m hohe Sockel aus grauem Muschelkalk besteht. Das Nachbarhaus (Nr. 4) mit ockerfarbenen Ziegelsteinen und Sandsteinen, die das nicht nur stolze, sondern auch in Hinsicht auf die wenig erfreuliche Fassade durchaus kritikgeladene Wort „saxa loquuntur“ tragen, nennt als Baujahre 1888 und 1895.

Der besonders im ersten Stockwerk verwendete feinkörnige Hils-Sandstein ließ nicht nur ionische Säulen von rd. 2 m Höhe zu, sondern den Steinmetz und

Künstler in hängenden Früchtegebinden und in übergroßen beerentragenden Lorbeerzweigen schwelgen. Das alte Bauwerk verrät sich wieder unten im Ladengeschoß, wo eine auf gestocktem quadratischem Granitsockel prächtig erhaltene Granitsäule den Druck zum Baugrund hinableitet. Auch dieser Granit hat sich wieder sehr gut bewährt. Selbst die Politur ist erhalten geblieben. Der Granit erscheint grauweiß und besitzt einzelne schwarze Hornblendekristalle neben dunklen, feinkörnigen, gneisartigen, mehrere Zentimeter großen Einschlüssen, welche die aufsteigende Granitschmelze als feste Bestandteile in sich aufnahm, ohne sie in sich einzubeziehen (Abb. 12). Große weißgraue Feldspäte geben den Grundton des Gesteins ab, das wohl aus Schweden zu uns den Weg fand.

Das benachbarte Musikhaus (Nr. 5) mit Blechverblendung und schwarzen Glaskacheln und einem davorstehenden langmännigen Beetle kann kommentarlos übergangen werden. Dafür weiß das Haus Nr. 6, in dessen Ladengeschoß Freitag färbt und reinigt, mit seinen grauen Platten viel zu berichten (Abb. 13). Zuerst handelt es sich um Kalkplatten von 0,82 m Höhe, 0,54 m Breite und 0,02 m Dicke. Bis rd. 0,40 m Höhe über dem Gehwegpflaster ist ihre Farbe hellgrau, ebenso wie an der Grenze zum östlichen Nachbarhaus mit schwarzen Kacheln. Die Hauptfläche der Kalksteinverblendung ist grau und die Oberfläche rau. Erst in dem kleinen Vorraum vor der Ladentür geht die Farbe des Kalksteins in ein intensiveres Grau über und trägt schließlich noch die ehemalige Politur (Abb. 14). In der Reihenfolge

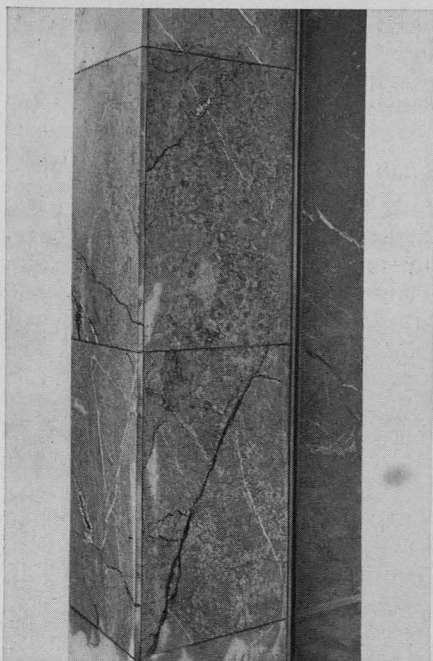


Abb. 14: Kohlmarkt 6  
Linker Pfeiler mit abgewitterter Politur und stellenweiser Oberflächenbleichung durch Regenwasser.

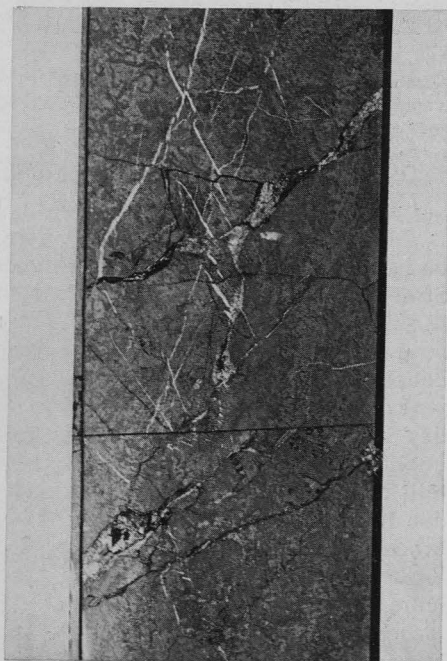


Abb. 15: Kohlmarkt 6  
Dunkelgraue Kalksteinplatten mit sich durchkreuzenden Spalten und weißer und grauer Kalkspatausfüllung.

der äußeren Farbänderung gibt sich gleichzeitig die von innen nach außen zunehmende Verwitterung zu erkennen. Das Ladengeschoß wurde vor einer Anzahl von Jahren mit polierten Kalkplatten bekleidet. Meist ist bei solchen Kalken schon nach zwei bis drei Jahren die durch die Großstadtluft, insbesondere durch den Schwefelwasserstoff, verstärkte städtische Verwitterung so weit fortgeschritten, daß nicht nur die Politur verschwand, sondern auch die Farbe oberflächennah herausgebleicht wurde.

Hierbei hat die Wetterseite eine große Bedeutung. Selbst an den senkrecht zueinander exponierten Ecken der beiden Eingänge ist die Einregelung auf die Hauptwetterrichtung festzustellen derart, daß beim Hineingehen in das Haus die linke Seite im vorderen Teil neben der Ecke beide Male stärker ausgebleicht ist als die rechte. Sehr augenfällig ist auch ein Vergleich an den jeweils linken Ecken, wo die 1,5 cm breiten Platten rechtwinklig aufeinanderstoßen. In Richtung auf die Wetterseite und senkrecht dazu sind die Unterschiede so stark, daß ein helles ausgebleichtes Grau gegen ein mittelstarkes Grau stößt, dabei ist zu beobachten, daß sich der hellgraue Streifen nach unten noch in den Türeingang hinein verbreitert. Aus diesem Bild scheint die durchgehende Graufärbung über den Gehweg und gegen das linke Nachbarhaus hin herauszufallen. Bei dieser Bleichung handelt es sich um den Spritzwasserbereich über dem Bürgersteigbankett und der in ihm vermehrten Wasserzufuhr, der ebenfalls rd. 0,40 m über das Dach des Schallplattenautomaten am Nebenhaus aufsteigt. Die vorherrschende Windrichtung aus Südwesten hinterläßt ihre Spur in der Verjüngung der gebleichten Zone nach unten.

Wenn so das äußere Erscheinungsbild der Kalksteinplatten und wie an einem Musterbeispiel die schnelle großstädtische Verwitterung an poliertem Kalkstein erörtert wurde, so verlohnt es sich, wörtlich näherzutreten und den Kalkstein nach seinem inneren Aufbau, seinem Alter und nach seiner tektonischen Geschichte zu durchleuchten. Die dunklen Kalke sind massig ausgebildet und feinkristallin. Versteinerungen sind spärlich, einige Einzelkorallen als mehr oder weniger stengelige Gebilde, die sich auch in der Farbe von der Umgebung abheben, sind sehr alte Formen aus dem Altertum der Erdgeschichte und lassen das Gestein als Riffkalke in der Devonzeit entstanden sein. Er stammt aus dem Fichtelgebirge. Im Bergischen Land gibt es ähnliche Kalke, wo sehr große Vorkommen von devonischen Massenkalk vorhanden sind und in ausgedehnten Steinbrüchen abgebaut werden. Das Gestein sagt etwa als das einzige am Kohlmarkt neben seiner ersten Entstehung auch noch mehr von seiner eigenen Geschichte aus. Bei einer nachfolgenden Gebirgsbildung, die auch die Faltenstruktur des Harzes schuf, wurden die kompakten Kalkmassen mehrmals zerbrochen und in großen Blöcken gegeneinander verschoben (Abb. 15). Jedesmal nach dem Aufklaffen der Spalten wurden die Klüfte ausgeheilt, indem Kalkspat aus zirkulierenden Kalklösungen ausgeschieden wurde und heute in der Fläche als weiße Adern das Gestein durchzieht. Neue Spalten rissen auf, wobei die Kalkklötze wieder gegeneinander verlagert wurden. Um wieviel, sagt die durch die neue Spalte versetzte ausgefüllte ältere Spalte. Nicht immer war die Füllmasse weißer Kalkspat, wie eine gelbliche, durch Brauneisen angefärbte Kalkspatfüllung besagt. Etwa vier Zerbrechungen sind im Gestein registriert, deren Altersfolge abzulesen ist. Die letzte durchbruch noch einmal alle anderen vorher entstandenen und ausgefüllten Spalten. Die knapp 0,50 qm großen Kalkplatten wissen über weitere stärkere Beanspruchungen noch derart zu berichten, daß durch Verschiebung der größeren ungleichförmig begrenzt-



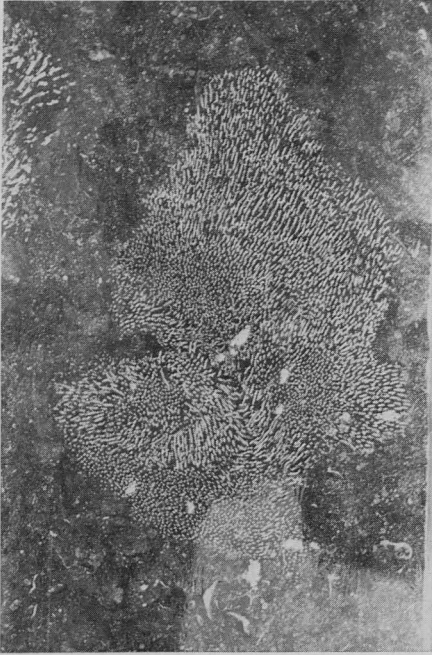


Abb. 16: Kohlmarkt 14/15 (Störig)  
Plattenverkleidung aus ehemals poliertem  
Kohlmark mit einem büscheligen Korallen-  
stock.



Abb. 17: Kohlmarkt 14/15 (Störig)  
Schwarze Kohlmarkplatten mit weißen  
Längs- und Querschnitten von versteinerten  
Seelilien-Stengeln.

ten Kalksteinblöcke klaffende schlauchförmige Hohlräume entstanden, die sich vor der Wiederverfestigung durch zugeführte, dunkel gefärbte Kalklösungen mit eckigen Kalksteinbruchstücken füllten, so daß Kalkbrekzien gebildet wurden, die in Form polierter Platten manch einem Rauchtischbesitzer nicht unbekannt sein dürften.

Die nächsten beiden Ladengeschosse des Hauses Nr. 7 wie auch die schmale Fassade des sonst zur Friedrich-Wilhelm-Straße gewandten großen Eckhauses können wegen fehlender Natursteine außer Acht bleiben. Aber die Obergeschosse sollen nicht unerwähnt sein. Die 2 $\frac{1}{2}$  Obergeschosse des Hauses Nr. 6 haben eine Fassade mit pittoresken Schmuckformen, so, als wenn bei ihrer Ausführung ein Pariser Sonntagsmaler Pate gestanden hätte. Geradezu schlicht verhält sich die Jugendstilfassade des Hauses Nr. 7 mit zwei Voluten am Mansardengiebel und mit Medaillons auf den Zwischenfeldern. Nochmal Weserrenaissance bietet das Eckhaus (Nr. 8), am stärksten entwickelt an der Front nach der Friedrich-Wilhelm-Straße Nr. 1. Das verarbeitete Material ist Hils-Sandstein. Nun zur Westseite des Kohlmarktes. Dieser beginnt schon in der Friedrich-Wilhelm-Straße neben Hermann Vicks Bekleidungshaus, einem ansehnlichen, ausgereiften Vertreter des Jugendstils mit moderner Travertinverwendung im Schaufenstergeschoß. Die Fassaden der beiden nach Norden folgenden, aus dem 18. Jahrhundert stammenden Häuser der Fa. Gummi-Hempel bieten nur Kunststein.

Auch das um die Ecke anschließende spätgotische Haus Kohlmarkt 10 mit Koehler-Likören, das gegenüber vom Braunschweiger Hof an den Ziegenmarkt grenzt, begnügt sich mit schlichter Schaufensterfassade. Das Haus Kohlmarkt 11 mit der Fa. Elektrik ist ein Nachkriegsbau auf Betonstützen und mit Ziegelsteinen. Erst nach dem Haus Brandes & Pawlik, das mit seiner geschmückten Fassade an das Haus Nr. 6 erinnert, kommt noch einmal der Naturstein zu seinem Recht. Die Fa. Störig brachte in ihrem Schaufenstergeschoß des Hauses 14/15 einschließlich des der Poststraße 1 sowohl Erstarrungsgestein als auch Sedimentgesteine wirkungsvoll zur Geltung. Beim Nähertreten an die vier schwarz verkleideten Pfeiler und an die gleich schwarze Seitenwand neben dem Eingang lösen sich Einzelheiten aus der Fläche. Da sind bis 0,40 m große Korallenstöcke aus hellgrauem Kalk, deren einzelne Korallen je nach der Schnittfläche als Kreise, als Ellipsen oder als Streifenbänder erscheinen (Abb. 16). Kleinere Korallenstöcke mit einigen Zentimetern Durchmesser zeigen eine wabenförmige Anordnung, wo die einzelnen Korallentiere in den napfförmigen Zellen lebten. Die ganze dunkle Grundmasse ist von vielen kleinen Querschnitten erfüllt. Sie sind Schnitte von Stielgliedern der Seelilien mit einem dunklen inneren Kern. Auch zeigt sich ein Stiel einer anderen großen Art. Neben der Füllung des ehemaligen Hohlraumes fällt auf, daß die Innenseiten gewissermaßen Zähne tragen, gleicher Art, als wenn zwei Laubsägeblätter gegeneinander gestellt sind (Abb. 17). Die Fülle der hellgrauen Anschnitte und Querschnitte von Fossilien ist unerschöpflich. Seitliche Anschliffe von becherförmigen Einzelkorallen und besonders Schalenfragmente oder Querschnitte durch das geschlossene Schalengehäuse von ausgestorbenen Armkiemern,

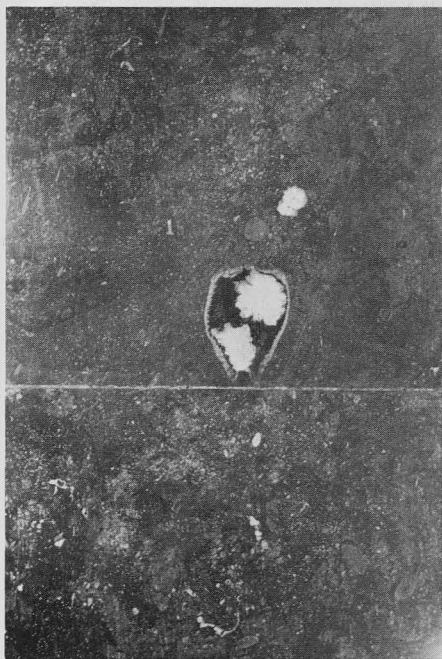


Abb. 18: Kohlmarkt 14/15 (Störig)  
Querschnitt durch das Gehäuse eines  
Brachiopoden (Armfüßers) mit weißen  
Kalkspatkristallen im Innenraum, schwarzer  
Kohlenkalk als Gestein.



Abb. 19:  
Kohlmarkt 14/15 (Störig)  
Dunkle polierte Sockel-  
platten aus Labradorit,  
einem in großen Tiefen  
erstarrten Eruptivgestein.  
Die hell erscheinenden  
Kristalle sind bläulich  
irisierende Labradore.

den Brachiopoden, fallen auf. Ein großes Exemplar von 0,20 m Durchmesser überrascht an der Seitenwand neben dem Eingang. Im Schalen-Innenraum finden sich in der dunklen Grundmasse große weiße Kalkspatindividen, die auch an anderen Stellen wiederkehren (Abb. 18). Das Gestein ist alt, es ist Kohlenkalk aus der Steinkohlenformation in Belgien, wo es in dieser Art im Maastal abgebaut wird oder wurde.

Nach der Straßenseite gibt sich der Stein schmutzig grau. Hier und da ist eine flächige helle Bleichung bemerkbar. Ihre Ursache ist wieder, wie bei Kalken üblich, die großstädtische Verwitterung. Der ursächliche Zusammenhang wird sehr deutlich an der Grenze gegen das Nachbarhaus Nr. 13, wo anschließend an das in das Hausinnere verschwindende Fallrohr die Bleichspuren des Regenwassers abwärts verlaufen. Der bei den Bauarbeiten 1950 neu eingebaute Stein war ursprünglich viel ansehnlicher. An der der Witterung abgekehrten Innenseite und im Schutze des Überbaus gleich neben dem Eingang glänzt der lebhaft schwarz gefärbte, mit



Abb. 20:  
Kohlmarkt Eing. Jakobstraße  
Bordstein aus Granit.  
Pflastersteine aus grauge-  
sprengtem Gabbro des  
Radau-Tales im Harz und  
aus schwarzem glatten  
Basalt, dieser mit ausge-  
zackten Rändern wegen  
seiner geringen Kanten-  
festigkeit.



Abb. 21:  
Kohlmarkt, Granitstein-  
pflaster.



Marmorpolitur geschmückte Kalkstein. Nichts hat aber die Zeit den im Sockel verwendeten Eruptivgesteinsplatten anzuhaben vermocht. Die Platten sind schon am alten Gebäude vor 1950 lange Jahre eingebaut gewesen. Der Glanz der Politur ist aber der gleiche geblieben. Aus dunkler kristalliner Grundmasse leuchten wie beim Schillerfalter auch bei Tage die bläulich irisierenden dunklen Feldspäte, die nach der kanadischen Halbinsel genannten Labradore des als Labradorit bezeichneten Gesteins auf und verlöschen beim Weitergehen (Abb. 19). Besonders bei Nacht bieten sie ein ewiges, nie vergehendes Farbenspiel im Widerschein der hohen Straßenlampen.

Beim Eingang zur Poststraße schließt sich der Kohlmarkt an der Ecke Schützenstraße mit der Schmalseite des Gebäudes Rose & Fröchtenigt, das die Hausnummer 16 trägt. Im Sockel des Ladenfensters kehrt noch einmal der Elmkalk in geschichteten und scharrierten Platten wieder, bevor das Haus 17 an den Beginn zurückführt.

Abb. 22:  
Kohlmarkt  
Brunnenrand des unteren  
Beckens aus Kalktuff. In der  
Mitte Pfeiler aus Oolithkalk  
(Juraformation), in den  
Feldern dazwischen sehr  
große Sandsteinplatten mit  
herausgearbeitetem  
Beslagwerk der 2. Hälfte  
des 16. Jahrhunderts. Der  
Größe entsprechend handelt  
es sich um hochgestellte  
Keupersandsteinplatten  
Velpke.





Abb. 23:  
Kohlmarkt  
Brunnen. Schalenverwite-  
rung am Beslagwerk.

Zum Bild des Kohlmarktes ist aber auch der Platz selbst zu rechnen. Sein größter Teil ist mit Kunststeinplatten belegt. Die Bordsteine bestehen vielfach aus Beton. Hüttenschlackensteine finden sich neben dem Asphalt der Fahrbahn. Am Eingang in die Jakobstraße wie in die Friedrich-Wilhelm-Straße liegen noch alte Bordsteine aus rötlichem Granit vom Brocken neben Großpflaster aus dunklem Gabbro des Radautales und Basalt, dieser wohl aus dem südhannoverschen Vulkanbergen (Abb. 20). Gabbropflaster ist für die Autoparkplätze im östlichen Teil des Marktes verwendet worden. Die Stellplätze für Fahrräder und für Motorräder begnügen sich mit mittelgroßen Pflastersteinen aus einem grauen Granit (Abb. 21), während dem Basaltkleinpflaster nur noch die Aufgabe zufiel, an Rändern die eckigen Lücken zu schließen. Zum Brunnen ist noch anzufügen, daß der Rand des unteren Beckens aus Kalktuff, etwa einem Ausscheidungsprodukt kalkhaltiger Quellen am Elm, besteht (Abb. 22). Das Hauptbecken wird von kurzen Sandsteinfeilern und von heimischen Oolithkalken mit schrotkorngroßen Kalkkügelchen und quadratischen Sandsteinplatten von 1,15 m Seitenlänge und herausgearbeitetem einfachem Beslagwerk umgeben (Abb. 22 und 23).

#### *Rückblick.*

Seitdem vor bald fünfzig Jahren Dörries-Göttingen die ersten Stadtgeographien einiger südhannoverscher Städte schrieb und dabei den historischen Wandel des Stadtbildes verfolgte, sind neue Fragestellungen hinzugekommen. So versucht auch der Bauingenieur und Architekt nach dem letzten Kriege in verstärktem Maße, den Citystraßen neben dem Tribut an die Reklame dem Ladenstockwerk ein schöneres Aussehen zu verleihen. Ein wertvolles Mittel hierzu ist die Verwendung des Natursteins, der sich mit seinen guten Eigenschaften, wie Farbechtheit und Politurbeständigkeit, unter dem großstädtischen Kleinklima bewährt. Doch wird hierbei auch oft fehlgegriffen, wenn, zwar für die Innenarchitektur sehr gut verwendbare, kalkige und magnesiumhaltige Karbonatgesteine auch in der Außenfassade verwendet werden.

Die wiedergegebenen Ausführungen sind der Niederschlag von kurzen für Geologie-, Bauingenieur- und Architekturstudenten der TU veranstaltete Stadtexkursionen auf dem Kohlmarkt in Braunschweig.

# Die Wassermühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter<sup>1)</sup>

von H. A. Schultz

Schon früh hatte der Mensch gelernt, die Naturkraft Wasser für sich nutzbar zu machen. So finden wir allenthalben in unserem nördlichen Harzvorlande sowohl in den Dörfern wie in den Städten eine reiche Anzahl von Wassermühlen. Ursprünglich werden es noch viel mehr gewesen sein als wir heute kennen.

Genau wie die Windmühlen, bereichern sie unser Landschaftsbild. Mal liegen sie an alten Bachläufen, unter Weiden und Erlen versteckt, mal finden wir sie an künstlich von Menschenhand neben den Bachläufen angelegten Mühlengräben oder Stauteichen. Dies bedingte freilich eine Veränderung des natürlichen Gewässernetzes, die das Gefüge der Landschaft aber nicht wesentlich beeinträchtigte.

Wie die Bezeichnung Wassermühle sagt, wird die Mühle durch fließendes Wasser angetrieben. Dieses fällt, bzw. trifft auf das Mühlrad und setzt dieses in Drehung, die dann wieder auf ein Kamm- oder Stirnrad übertragen wird. Je nach Art der Berührung mit dem Wasser werden oberflächliche, mittelschlächliche und unterschlächliche Wassermühlen unterschieden. Bei den oberflächlichen Anlagen trifft das Wasser von oben auf das Wasserrad, häufig mit einem Gefälle von 6 m. Ist die Fallhöhe weniger hoch (etwa 2—3 m), so trifft das Wasser erst in der Mitte auf das Wasserrad. Man nennt daher dieses einen mittelschlächlichen Antrieb. Ist aber überhaupt kein genügendes Gefälle da, so treibt man das Wasser des Mühlengrabens durch einen engen, möglichst geraden, d. h. reibungslosen Gang von unten an das Mühlrad. Diesen Arbeitsvorgang bezeichnet man als unterschlächlich.

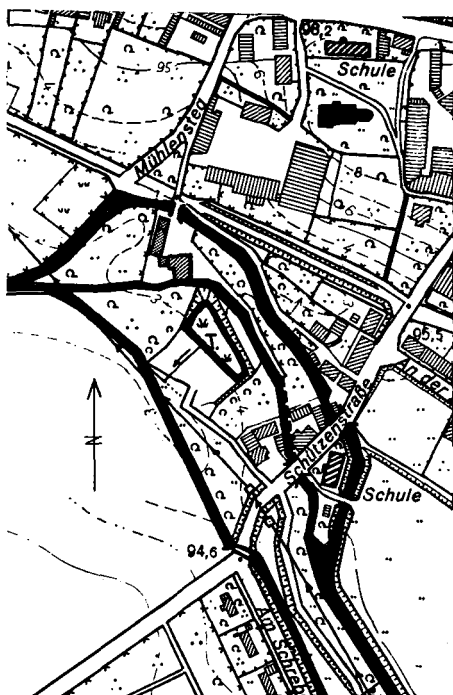
Wie das anschließende Inventarium der Wassermühlen im Salzgittergebiet zeigt, sind diese hier hauptsächlich oberflächlich mit Wasser beschickt worden.

Urkundlich werden die Wassermühlen häufig genannt. Ich darf hier auf die wertvolle Arbeit von H. Kleinau, „Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Hildesheim 1967/68“, verweisen.

Das vorliegende Verzeichnis soll im besten Einverständnis mit W. Kleeberg, der 1964 die „Niedersächsische Mühlengeschichte“ herausgab, nach dem Forschungsstande vom 1. 10. 1968 festhalten, was an Wassermühlen und deren Hinterlassenschaften noch erhalten ist und damit die Mühlengeschichte vervollständigen.<sup>2)</sup>

## SZ-Barum<sup>3)</sup>

„Brakelbusch'sche Mühle“, „Barumer Mühle“. Lage Mbl.Nr. 3828; RW 3597,200; HW 5777,222; am Fuhse-Mühlengraben (bis 1960 offen); 1548 Wassermühle an der Fuhse genannt (s. Kleinau, S. 504), gehörte früher zum Gute Barum; 1774 abermalige Erwähnung; 1726 durch Kauf an den Müller Brake(l)busch; 1865 Müller Johann Friedrich Brakebusch genannt; nach 2. Weltkrieg Mühle an Schwieger-ohn Adolf Samtleben (gest. 1963), jetzt Frau Herta Samtleben, geb. Brakelbusch, Am Pfarranger 12. Betrieb wegen Unwirtschaftlichkeit etwa 1955 bzw. 1960 stillgelegt, zuletzt noch mit Strom gewerblich geschrotet. Mühle oberflächlich, Mühlrad etwa 4 m Durchmesser, nicht mehr vorhanden, Wohnhaus steht noch, an Ländereien gehörten dazu 15 Morgen.



Lage der ehemaligen Barumer Mühle

### SZ-Bruchmachtersen

1. „Obere Sukopsmühle“. Lage: Mbl.Nr. 3827; RW 3589,630; HW 5778,430; am Autobahnzubringer südlich, am Landschaftsschutzgebiet „Am Heyhahn“. 1169 „Suckops Krug“ genannt, vor 1433 herzogliches Lehen der von Saldern; desgl. 1490, 1492 (Urbk. v. Saldern II, 1840); 1465 „Suckopes mole belegen boven dem dorpe to Machterssem“ (Kleinau S. 611); von 1523 Lehnsbrief für den Müller „Curde Suckoppe“; im 18. Jahrhundert an einen Müller Bonn verkauft; 1764 folgte dessen Schwiegersohn F. Becker (weitere Quellenhinweise s. Kleinau S. 611). Wassermühle wurde gespeist aus Quellen des Har-

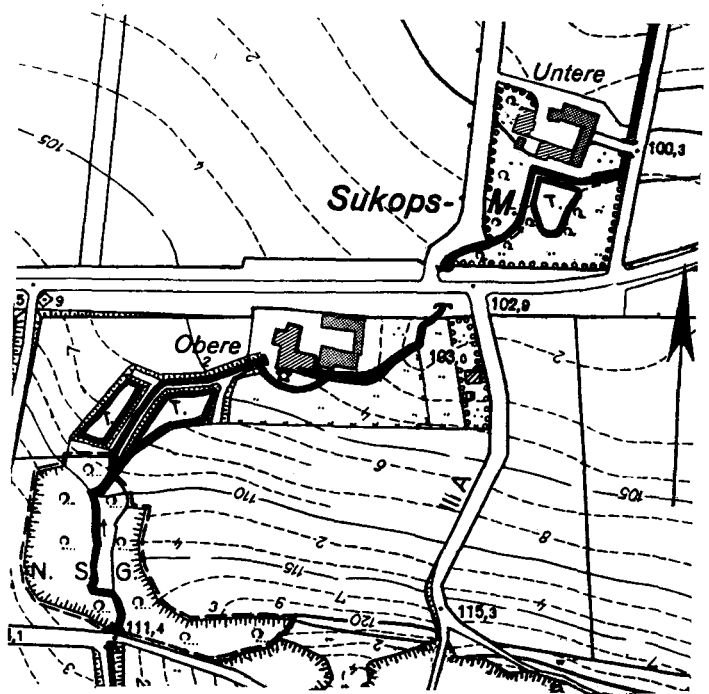
dewegforstes und des Gödebusches; nach einer Karte von 1825 (W. Becker) lagen ehemals die Stauteiche ganz anders, sie wuchsen zu und verschlammten; 1918 wurden der heutige obere, 1932/33 die beiden unteren Stauteiche neu angelegt.

1863 wurde zusätzlich für das Weizenmahlen eine Dampfmaschine eingebaut, 1895 jedoch wieder entfernt. Ab 1900 wurde überhaupt die Müllerei zweitrangig, dafür mehr Landwirtschaft. 1906 wurde ein neues Wasserrad, unterschlächtig, mit einem Höhenunterschied von 6 m eingezogen, 1912 ein Generator (Wasserkraft) für Eigenlicht aufgestellt, 1922 eine Wasserturbine eingebaut, dabei Neubau des Mühlenbettes. 1928 erfolgte der Abbruch des Wasserradhauses, nachdem 1926 bereits ein zweiter Dieselmotor (Deutz 20 PS, 80 Zentner) angeschafft und ein Motorenhaus erbaut worden war. 1935 kam ein zweiter Dieselmotor (Deutz 11 PS) dazu, 1940/41 noch eine neue Voith-Spiral-Wasserturbine (6–8 PS). Ab 1945 (Verschrottung der Dieselmotoren) wurde der Strom von der UZH (Überlandzentrale Helmstedt) bezogen, darauf Elektromotor für Schrottmühle angeschafft. Wegen Unwirtschaftlichkeit wurde 1962 der Mahlbetrieb eingestellt. Seitdem nur noch für Eigenbedarf geschrotet.

Wohnhaus, angeblich 500 Jahre alt, um 1900 mit Brettern verkleidet. Jetziger Besitzer Wilhelm Becker. Mühlenhaus verpachtet als Lager und Fertigungsräume an Matratzenfabrik.

2. „Untere Sukopsmühle“ — noch im Besitz der Familie Sukop. Lage: Mbl.Nr. 3827; RW 3589,770; HW 5778,570, nördlich des Autobahnzubringers.

Die obere und untere  
Sukopsmühle mit  
Eintragung der Wasser-  
zuflüsse und Teiche.



Frühe Quellenhinweise bei Kleinau, S. 611; 1492 erwähnt „de neddern Sukoppes molen“, weiterhin u. a. 1518, 1579, 1662, 1802, 1830, 1834 Erbenzins abgelöst.

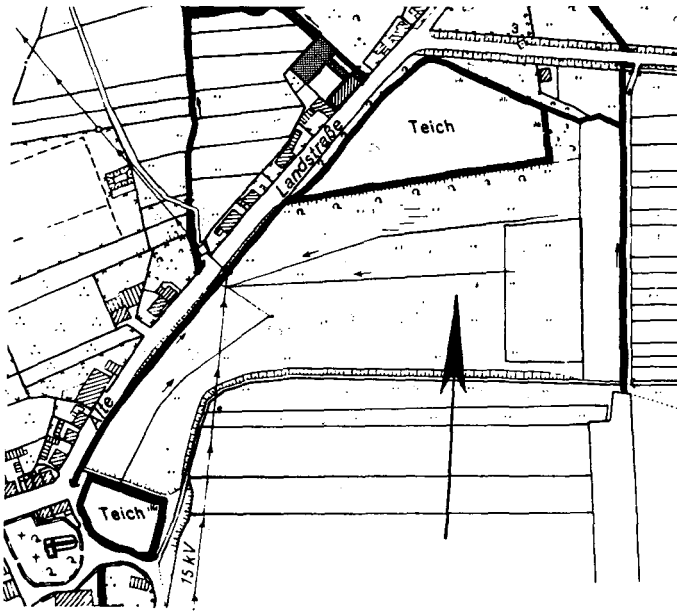
Wassermühle gespeist aus Quellen des Gehrbusch „Mühlenbach“. Mit Wasserkraft Mehl bis 1898 gemahlen, bis Juni 1938 geschrotet; Mühleneinrichtung, Ober- und Unterlauf des Mühlengrabens und das Mühlenrad, overschlächting, 6 m Durchmesser, noch vorhanden. Am Müllerhause „Wer Gott vertraut, der hat gebaut gar wohl sein Haus. Gott schütze dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus.“ (Ohne Jahreszahl.) An Mühle selbst: „Staats Sukop — Elisabeth Schlüter 1817“ (Schl. entstammte einem Ackerhof in Klein Heere).

Nach 1938 nur Landwirtschaft (etwa 88 Morgen), letzter Mühlenmeister und Landwirt Hermann Sukop (August 1967 verstorben). Das westliche Wohnhaus stammt von 1938. Seit 14. Juli 1941 Landschaftsschutzgebiet.

## SZ-Flachstöckheim

„Schwicheldt'sche Gutswassermühle“ oder „Bosse'sche Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3928; RW 3599,160; HW 5773,810; jetzt Alte Landstraße 72, an Fuhse-Mühlengraben.

Von älterer Mühle nichts bekannt; 1721 abgebrannt; 1745 Neubau durch Gutsherrschaft. Von ehemaligen Müllern werden genannt: Bremeyer, Daniel Bosse, dessen Sohn Alfred Bosse.



Lage der Wassermühle,  
der Mühlengraben und  
Teiche.

Bis 1943 mit Wasserkraft gemahlen, ab 1926 zusätzlich Elektromotor, ab 1943 nach Abtretung des Wasserrechts an Salzgitter AG Mühlenteich trocken.

Mühleneinrichtung, Ober- und Unterlauf des Mühlengrabens, Mühlenteich noch vorhanden; Erinnerungstafel an Mühlengehöft 1745; Mühlenrad, ober-schlächtig, Durchmesser etwa 4 m, nicht mehr da. Die Mühle hatte auch Krug- und Brennereigerechtsame.

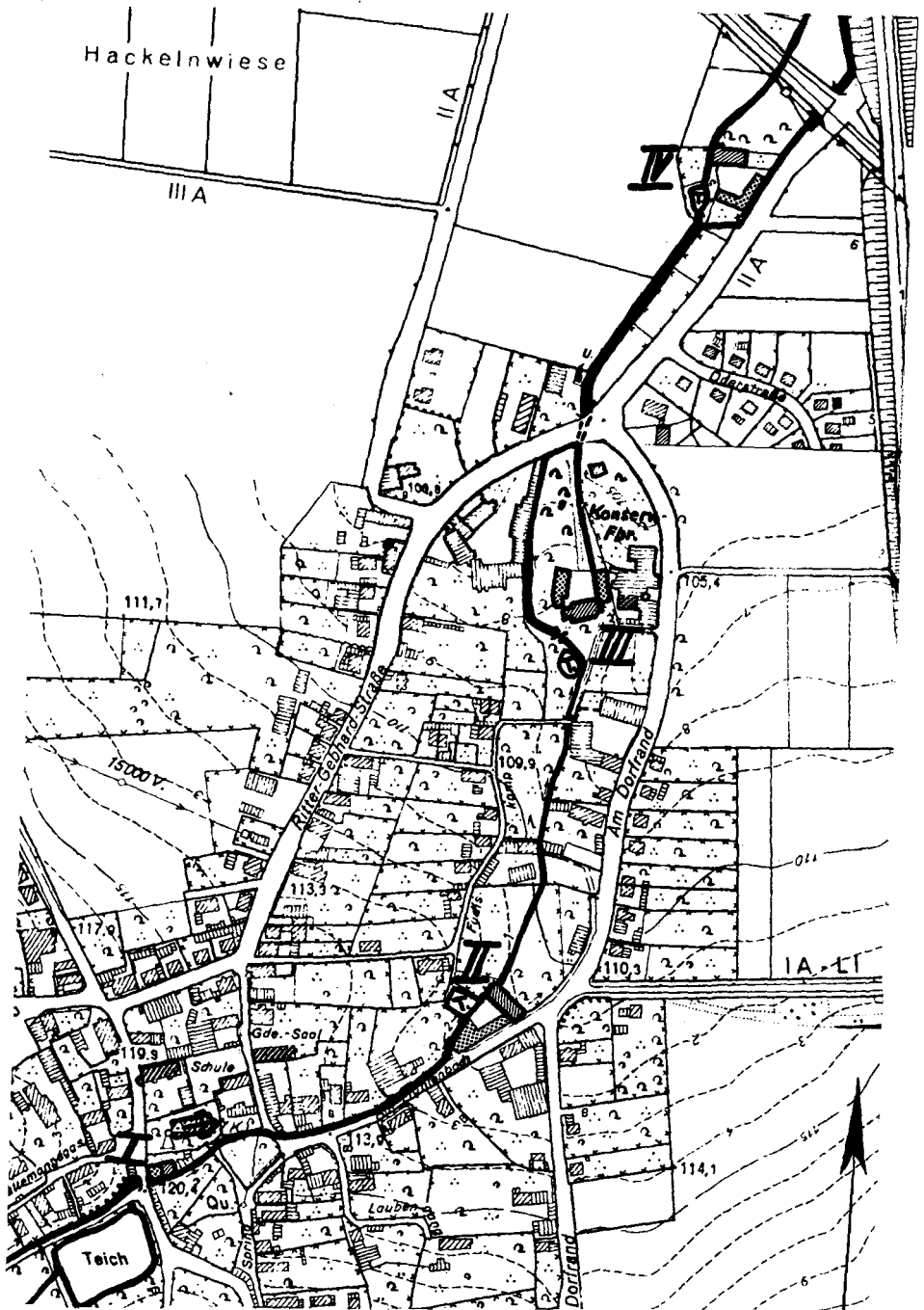
### SZ-Gebhardshagen

1. „Klostermühle“, „Klostergutmühle“, „Amtsmühle“, „Obere Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3828; RW 3593,140; HW 5775,480; nördlich von der Burg, jetzt Vor der Burg 10.

Älteste Wassermühle hier, lt. Inschrift 1699 erbaut, doch älter. 1626 übernahm auch die Amtsmühle ein Müller Heinrich Krentel als „Amtsmüller“ (Pächter), dann ebenfalls Spörr'scher Besitz, 1913 an Müller Paul verpachtet.

Wassermühle wurde gespeist aus den Quellen des Hardewegforstes, vom Fuße des Dahlenberges und aus dem Botterpump. Bis etwa 1950 mit Wasserkraft, bis 1958 mit Elektromotor gemahlen. Mühleneinrichtung u. a. nicht mehr vorhanden, Mühlenteich ist der Amtsteich, früher vier große Teiche — 24 Morgen, seit 1908 verrohrt. Mühlenrad, ober-schlächtig, etwa 5 m Gefälle, u. a. entfernt. Jetziger Eigentümer: Salzgitter Erzbergbau AG.

2. „Spörr'sche“ oder „Winter'sche Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3828; RW 3593,360; HW 5775,610; Am Mühlenbach 16. 1942 Einbau eines Elektromotors, 1945 wegen Unwirtschaftlichkeit und Wassermangels stillgelegt; bis 1950 geschrotet.



Die vier Wassermühlen im Stadtteil SZ-Gebhardshagen.



Wassermühle wurde gespeist vom Mühlengraben. Mühleneinrichtung, Ober- und Unterlauf des Mühlengrabens entfernt, Mühlenteich zugeschüttet, Mühlenrad, oberflächlich, etwa 3 m Durchmesser, ausgebaut. Heute Landwirtschaft, Eigentümer Kurt Spörr.

3. „Mittelmühle“, ursprünglich „Weddem“-<sup>4)</sup> oder „Krentelsche Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3828; RW 3593,440; HW 5775,780; am Nordrande des alten Dorfes, jetzt: Ritter-Gebhardt-Straße 47a. Mühle anscheinend um 1500 (altes Eichenfachwerk) erbaut, Südseite des Gehöftes mit Ziegeln vorgemauert.

Wassermühle von Mühlenbach bis Ende 1938 gespeist, dieser nach 1956 nach der Straße „Am Dorfrand“ verlegt. Kein Diesel- oder Elektromotoren-Einbau, Mülheneinrichtung vorhanden, Oberlauf des Mühlengrabens, Unterlauf 1857, 1902, 1956 verrohrt. Mühlenrad, oberflächlich, 4,30 m Durchmesser, 5 m Gefälle, zerstört, Überdachung 1965 abgerissen; Mühlengebäude mit Wohnhaus zusammen, Ländereien 18 Morgen. Mühle wurde im Dezember 1938 stillgelegt. Jetziger Eigentümer: Heinrich Krentel, Mühlenbesitzer und Landwirt.

4. „Untere Mühle“ oder „Kirchheerter Mühle“<sup>5)</sup>, auch „Krentel'sche Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3828; RW 3593,510; HW 5776,200; nördlich vom Dorfe, jetzt Ritter-Gebhardt-Straße 72.

Wassermühle gespeist bis 1938 vom Mühlenbach. Mülheneinrichtung entfernt, Ober- und Unterlauf verrohrt, Mühlenteich zugeschüttet. Mühlenrad noch vorhanden, oberflächlich, 4 m Durchmesser, Wasserhöhenunterschied etwa 4,40 m.

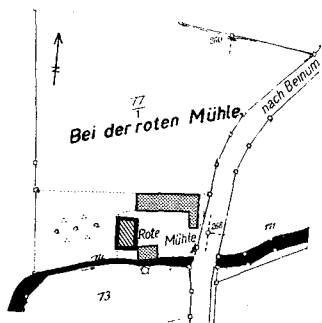
Am 15. Februar 1819 (Kaufvertrag Fürstl. Kreisgericht Salder) kaufte Müllermeister und Kotsaß Johann Heinrich Christoph Krentel vom Müllermeister Johann Friedrich Conrad Fuhrmann und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Böhlert, die Untere Mühle Gebhardshagen (Grundstück ass. 32, Größe 8 1/2 Morgen, 8 1/2 Morgen Rodeland, 1/2 Morgen Strauchholz) für 7230 Taler, davon 4110 Taler in Gold; bis 1840 verpachtet, 1890 Umbau des Wohnhauses, 1918 nach Tod des Bruders übernahm Landwirt Fritz Krentel (an sich Jurist) den Betrieb; wegen Wassermangel und Unwirtschaftlichkeit 1938 stillgelegt (Rückgang der Arbeiten durch Umsiedlung der Heerter Bauern).

## SZ-Groß-Mahner

1. „Rote Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3928; RW 3596,790; HW 5770,250; nördlich vom Ort.

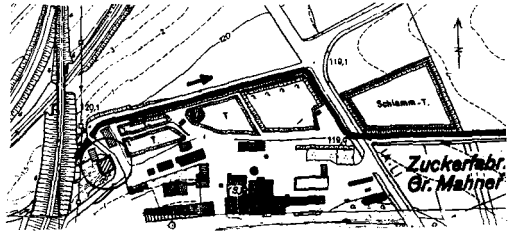
Wassermühle gespeist vom Warne-Mühlengraben bis 1952, dann stillgelegt. Kein Einbau eines Diesel- oder Elektromotors. Mülheneinrichtung noch da, desgl. Ober- und Unterlauf des Mühlengrabens. Mühlenrad oberflächlich. Mühlengebäude vom Wohnhaus getrennt. Erbaut lt. Inschrift über der Haustür 1875 durch Heinrich Warbke. Vorher, 1836, wird als Eigentümer Heinrich Fricke genannt. Der letzte Müller war August Bötcl (1893—1954). Inschrift am Mühlengebäude bis 1968: „A. H. HARMS — J. H. SCHNELLEN — ANNO 1724“.

Mühle wurde 1968 abgebrochen; jetziger Eigentümer der übrigen Gebäude: Frau Lilly Roczen, geb. Bötcl, Salzgitter-Bad, Wiesenstr. 22.



2. „Blanke“ (1836) oder „Weiße Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3928; RW 3593,960; HW 5770,060; unterhalb der Zuckerfabrik.

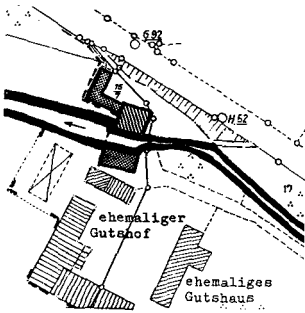
Wassermühle wurde gespeist vom Warne - Mühlengraben, 1900 stillgelegt. Mühleneinrichtungen u. a. entfernt, Müllerwohnhaus jetzt Arbeiterwohnhaus der Zuckerfabrik. Inschrift „W W 1775“.



Die „Blanke-Mühle“ im Gelände der Zuckerfabrik Groß-Mahner.

## SZ-Hohenrode

„Gutmühle“. Lage: Mbl.Nr. 3928; RW 3592,590; HW 5766,480; südwestlich der ehemaligen Bundesstraße 6 (von Hildesheim nach Goslar), Am Gutshofe Nr. 1.

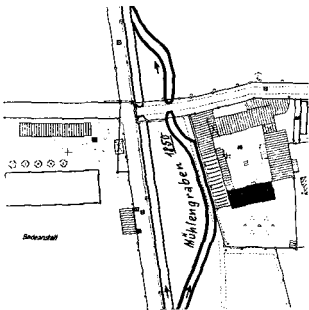
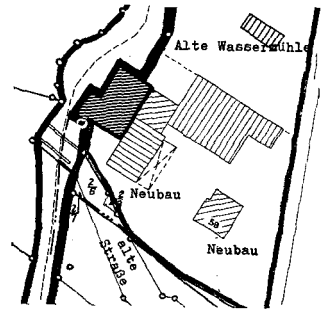


Wassermühle, gespeist vom Innerste-Mühlen-graben, noch erhalten; 1920 stillgelegt. Inschrift-tafel (Sandsteinblock) an der im Februar 1964 abgerissenen Hohenroder Wassermühle (jetzt in Altwallmoden) „Thedel Friedrich Christoph von Wallmoden. Charlotte Auguste von Wallmoden, geb. von Münchhausen 1831“ (Hohenrode war ein Vorwerk von Altwallmoden). Mühlenrad unterschlächtig; eine Stahlturbine war schon 1891 eingebaut. Gutspächter war ab 1880 Karl Heinsius, dann bis 1920 Friedrich Rollwage aus Sehle. Gut 1968 aufgeteilt.

## SZ-Lebenstedt

1. „Neue Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3827; RW 3589,760; HW 5782,100; Westfalenstraße, an der Grenze nach SZ-Reppner.

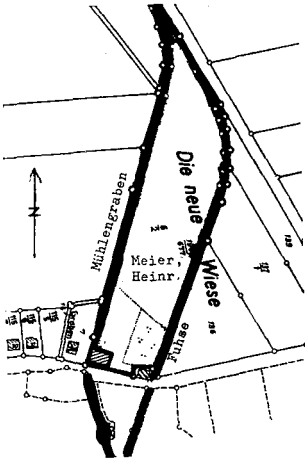
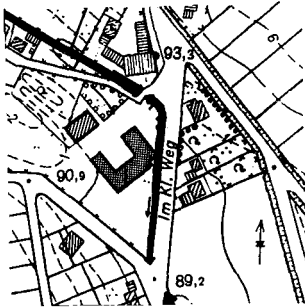
Wassermühle wurde gespeist vom Fuhse-Mühlengraben ab Salder. Wegen Neubauten des



Stadtteiles 1956 abgebrochen; Landstraße wurde begradigt und eine neue Fuhse- und Mühlen-grabenbrücke gebaut; 1956 ebenfalls Wohnhaus neu erbaut. Jetziger Eigentümer: Karl Luck und Frau, Westfalenstraße 58.

2. „Kleine Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3827; RW 3590,200; HW 5780,580, ostwärts der Badeanstalt, Zur Gowiese 19.

Wassermühle wurde gespeist vom Mühlengraben der Fuhse, Ober- und Unterlauf noch vorhanden; Graben für Mühlenantrieb seit langem zugeschüttet. 1965 Mühle und Gehöft abgebrochen. Als Besitzer werden genannt: Wasmus aus Engelstedt, Victor Rollwage, nach Pattensen umgesiedelt. Jetziger Eigentümer: Salzgitter Wohnungs AG.



#### SZ-Lesse

„Schwieger'sche Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3827; RW 3586,480; HW 5781,260; Im Kleinen Weg Nr. 1.

Wassermühle wurde gespeist vom Sangebach, Graben zugeschüttet. 1802 heißt es schlicht: „Bach ... treibt eine Mahlmühle“; 1865 als Besitzer Bente genannt. Mühlenrad, oberflächlich, über 3 m Durchmesser. Schrift am Wohnhaus (Hof-Südseite) „GOT ALLEIN DIE EHRE WER GOT VERTRAUT HAT WOL GEBAUT IM HIMMEL UND AUF ERDEN. WER SICH VERLEST AUF JESUM CHRIST DEN MUS DER HIMMEL WERDEN“ (ohne Jahreszahl). 1918 stillgelegt, Mühlengehöft steht noch, Ländereien (72 Morgen) verpachtet. Eigentümer: Friedrich Schwieger.

#### SZ-Lobmactersen

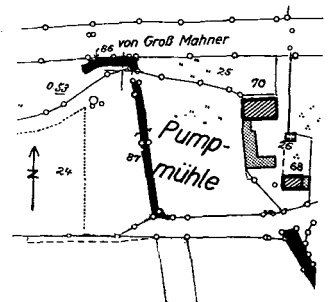
„Meier'sche Mühle“. Lage Mbl.Nr. 3828; RW 3597,960; HW 5775,340; am Ortsausgang nach Cramme. 1579 schon genannt (s. Kleinau a. a. O.).

Wassermühle wurde gespeist von Fuhse-Mühlengraben, 1964–66 zugeschüttet. Mühlenrad fehlt; Mühlengehöft, Inschrift: „1758 M. Johann Hennich Meyer“, steht noch. Mühle 1956 stillgelegt.

#### SZ-Ohlendorf

„Pumpmühle“. Lage: Mbl.Nr. 3928; RW 3598,250; HW 5770,640; westlich vom Ort, Hauptstraße 68 und 70.

Wassermühle wurde gespeist vom Warne-Mühlengraben, nur noch Unterlauf erkennbar; Mühlenrad, oberflächlich, entfernt; seit 1936 zusätzlich mit Diesel-Hilfsmotor, vor allem für Winterarbeit eingebaut gewesen. Mühlengehöft-Inschrift: „1723 erbaut von Conrad Heinrich Klahe“. 1945 Mühle stillgelegt; Mühlensteine als Trittweg vor alter Mühle; Ländereien 27½ Morgen.

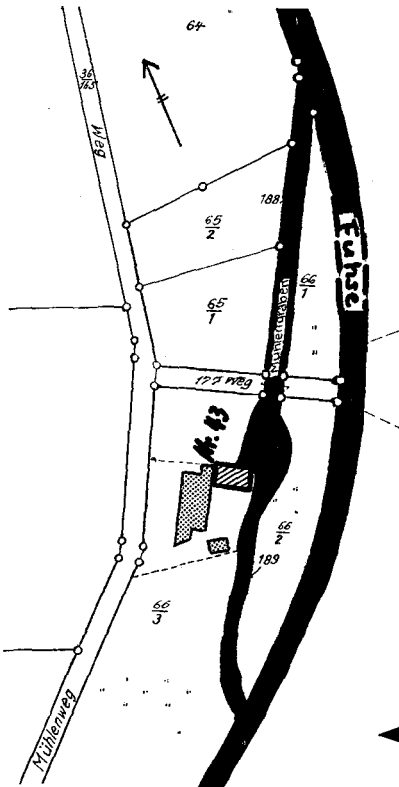
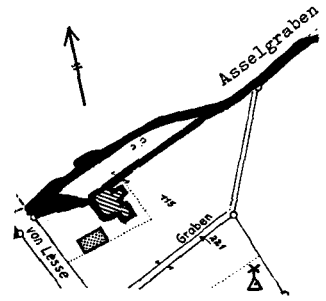


## SZ-Osterlinde

Lage: Mbl.Nr. 3827; RW 3583,410; HW 5778,850; Damm 59.

Wassermühle wurde gespeist vom Asselgraben bzw. der Flothe, noch heute in Betrieb. 1830 als Wassermühle genannt (Gesetzes- und Verordnungssammlung für die Herzoglich Braunschweigischen Lande, S. 82); Torpfeiler-Inschrift: „1852 BK“; 1865 Müller Theodor Berking genannt. Seit 1950 Turbine eingebaut, Mühlenrad, rückschlächtig, Wasserhöhe 2,80 m, nicht mehr

vorhanden. Wegen Wassermangels wird seit Mai 1964 zumeist elektrisch gemahlen. Eigentümer: Firma Blume und Oppermann, SZ-Osterlinde.



## SZ-Reppner

„Alte Mühle“. Lage: Mbl.Nr. 3827; RW 3590,250; HW 5783,360; Mühlenweg 43.

Wassermühle wurde gespeist vom Fuhse-Mühlengraben; 1954 zugeschüttet; Mühlenrad, unterschlächtig, seit langem entfernt. Müllerwohnhaus (17. Jahrhundert) noch vorhanden. Mühle wegen Unwirtschaftlichkeit 1940 stillgelegt, 1953 Mühle abgebrochen, Mühlengehöft steht noch. Jetziger Eigentümer: Thomas Peter seit 1953.

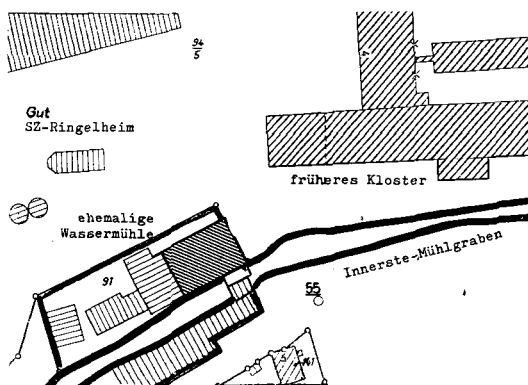


Lage der ehemaligen „Alten Mühle“ in SZ-Reppner.

## SZ-Ringelheim

„Klostermühle“. Lage: Mbl.Nr. 3927; RW 3589,970; HW 5767,520; Gutshof.

Wassermühle wurde gespeist vom Innerste-Mühlengraben. 1596 Klostermühle durch Blitzschlag abgebrannt; 1699 Müller-Fachwerk-Wohnhaus erbaut; Inschrift: „Hanc molam extrui curabat reverendissimus et amplis.imus dominus dnus

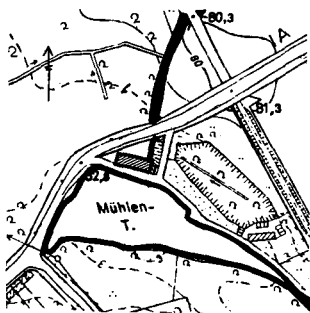


Abdon König Abbas Ringelheimensis Anno Domini 1699 Regiminis sui anno septimo" (in einer Zeile über dem ganzen Ostgiebelbalken). 1803 Kloster säkularisiert, Mühle kam in den Besitz des Herrn von der Decken; 1897 Georg von der Decken ließ in ihr eine Gleichstrom - Dynamo - Maschine aufstellen; 1913 von Überlandzentrale Helmstedt gekauft.

### SZ-Thiede (Ortsteil Steterburg)

„Teichmühle“. Lage: Mbl.Nr. 3828; RW 3601, 130; HW 5785,700; Danziger Straße (Südseite).

Wassermühle gespeist von der Riede, Ober- und Unterlauf sowie Teich noch vorhanden, bis 1939 noch mit Wasserkraft gemahlen, dann stillgelegt; Wasserrad, überschlächtig, 5 m Durchmesser, desgl. ganze Mühleneinrichtung entfernt. 1865 Wassermühle erwähnt, Müller Heinrich Goecke genannt, Mühle gehörte zu dem adligen Gute (von Stockhausen, später von Bergmann). Jetziger Eigentümer: Stadt Salzgitter, zuvor Salzgitter AG.



Die frühere Teichmühle  
an der Landesstraße  
Steterburg—Friedrichshöhe.

<sup>1)</sup> Die Windmühlen des Salzgittergebietes wurden in „Braunschweigische Heimat“ 1968, Heft 3/4, behandelt.

<sup>2)</sup> Herrn Verm.-Amtmann Johannes Schmidt, Salzgitter-Bad, sei auch an dieser Stelle für seine stets hilfreiche Unterstützung sehr herzlich gedankt.

<sup>3)</sup> Die knappe Formulierung ist leider aus finanziellen Gründen in diesem Rahmen notwendig. Eine ausführliche Bearbeitung mit allen zur Zeit zugänglichen Unterlagen besitzt der Verfasser, der sie gern jedem ernsthaften Mühlenbearbeiter zur Verfügung stellt.

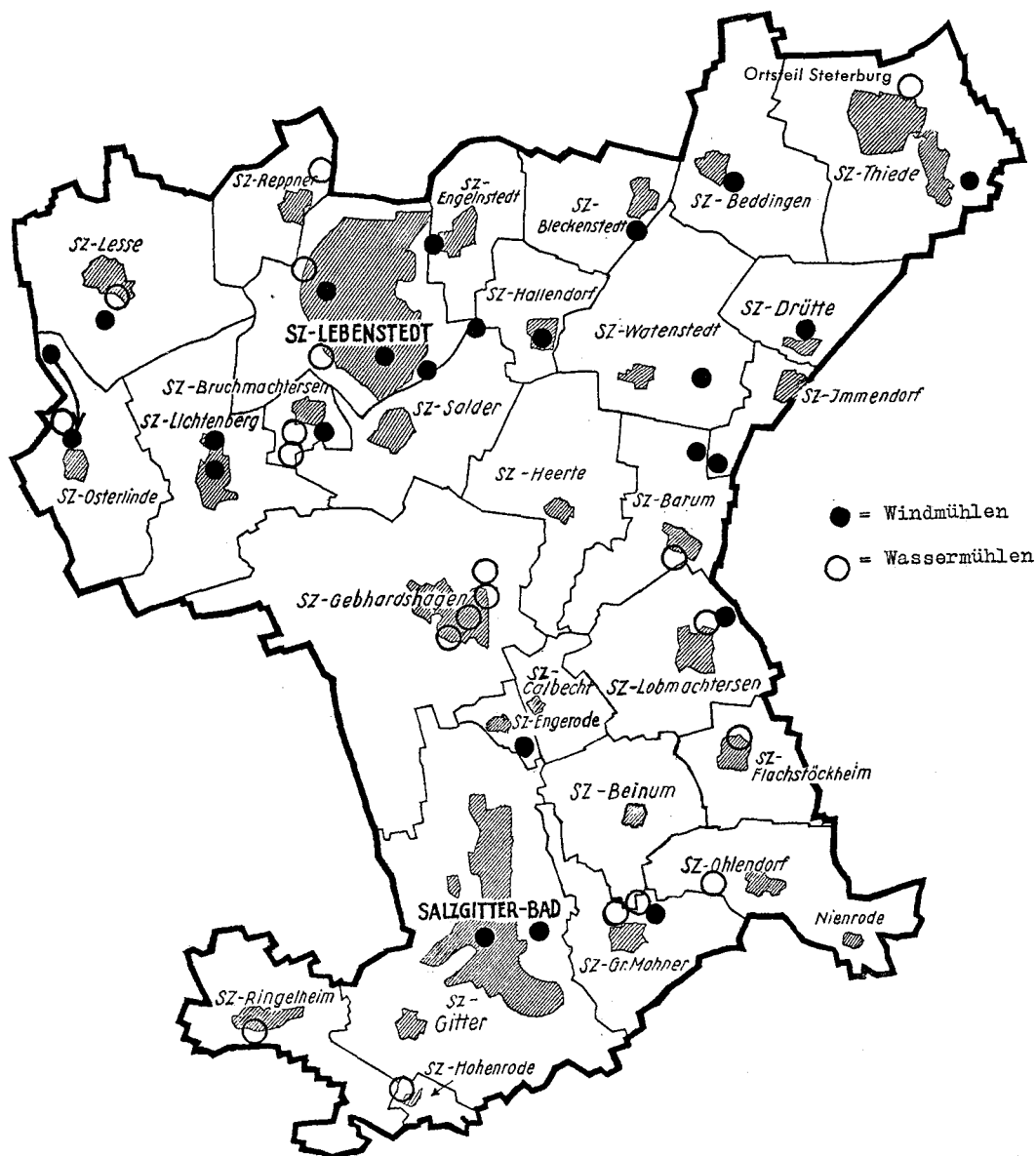
Abkürzungen: Mbl.Nr. = Meßtischblatt-Nummer; RW = Rechtswert und HW = Hochwert der Gauß-Krügerschen Koordinaten, auf jedem Meßtischblatt eingetragen, hier zur Festlegung der genauen Mühlenstelle angegeben.

<sup>4)</sup> Wed(d)em — ehemaliges Dorf bei SZ-Gebhardshagen, vermutlich seit 1434 wüst.

<sup>5)</sup> Kirchheerte — Wüstung nordöstlich von SZ-Gebhardshagen.

# Standorte der bisher nachgewiesenen Mühlen

Hier: Wind- und Wassermühlen



Im Gebiet der Stadt Salzgitter waren früher **24 Wind- und 20 Wassermühlen** vorhanden.  
Karte vom Stadtgebiet Salzgitter mit Stadtteil- bzw. Gemarkungsgrenzen

Stand: 1. 1. 1969

# *Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts*

von Werner Flechsig

(Schluß des in Heft 1/1968 begonnenen Aufsatzes)

## **7. Biere**

Im Jahre 1793<sup>1)</sup> hatten in Braunschweig noch 194 Bürger Brau- oder Schankberechtigung. Es wurde hier so viel Gerstensaft hergestellt, daß der Bierexport ins „Ausland“ bis in das frühe 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle für die Volkswirtschaft des Herzogtums Braunschweig spielte. Außer der seit dem Mittelalter im In- und Auslande hochgeschätzten Mumme, die den Ruf Braunschweigs als Bierstadt begründet hatte, wurden hier um 1800 auch doppeltes und einfaches braunes Bier, „Breyhan“ und „doppeltes und einfaches Englisches Bier“, d. h. Bier nach englischer Geschmacksart, gebraut<sup>2)</sup>. Man sollte daher meinen, daß Braunschweigs Bürger an dem heimischen Bier ihr Genüge gehabt hätten, was seine Menge und die Verschiedenheit der Sorten anbelangte, aber weit gefehlt! Es gab in der Stadt genug Feinschmecker, die im Biergenuß Abwechslung liebten und neben einheimischen auch fremde Biere verlangten, selbst wenn diese infolge der Transportkosten und der für die Einfuhr an den Staat zu entrichtenden „Accise“ teurer waren. Die Acciseordnung des Herzogs Rudolf August von 1672 belegte jedes halbe Faß Zerbster Bier, „Garley“ (aus Gardelegen in der Altmark), „Gose“ (aus Goslar) und Halberstädter „Broihan“ mit einer Accise von 1 Groschen. Nach Ausweis der Rechnung über die Ausgaben anläßlich des Vogelschießens im Jahre 1651 zu Ehren des Prinzen Rudolf August<sup>3)</sup> kostete damals 1 Faß Braunschweiger Broihan 6 Reichstaler und 32 Mariengroschen, 1 Faß Halberstädter Broihan dagegen 9 Taler und 8 Mariengroschen. Bei jenem Fest wurden ferner „Luttertrank oder Duckstein“ aus Königslutter, Hannöverscher Broihan, Hamburger Bier, „Mariengroschen Bier“ und Mumme getrunken. 1763 wird in den „Braunschweigischen Anzeigen“ auch Merseburger Bier angeboten, und 1806 empfahl der Kaufmann Bardenwerper in den „Anzeigen“ sogar „Superior englisch Ale, Extra gut und doppelt stark Englisch Bier von vortrefflichem Geschmack“. Dagegen habe ich bisher vergebens nach Belegen für die Einfuhr von Einbecker und bayerischem Bier in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts gesucht.

## **8. Weine und Spirituosen**

Der Weinhandel und Weinausschank lag während des Mittelalters noch in den Händen der Apotheker und einiger dafür eigens von der Obrigkeit privilegiierter Schankwirte. Als sich nach dem Dreißigjährigen Kriege diese behördlichen Fesseln gelockert hatten, ging der Weinimport mehr und mehr auf Kaufleute über, von denen sich manche ganz auf den Handel mit Weinen und Spirituosen spezialisierten. Das hatte zweifellos ein größeres Angebot und eine stärkere Nachfrage nach solchen alkoholischen Getränken zur Folge. Bei dem schon erwähnten Vogelschießen des Jahre 1651 wurden in Braunschweig neben den genannten Biersorten auch erhebliche Mengen Weins getrunken, und zwar Rheinwein, Franzwein, Kirschwein „Alcandt Wein“ (aus der spanischen Provinz Alicante) und Malvasier (griechischer Süßwein)<sup>4)</sup>. Elf Jahre später bewertete die



Acciseordnung von 1672 fremde Weine nach ihrer Herkunft mit verschiedenen Accisesätzen: Sie betrugen für ein „Quartier“ (kleineres Hohlmaß) Franken- und französische Weine 4 Groschen, für die gleiche Menge Rheinweine, spanische und andere Süßweine dagegen nur 1 Groschen. Das volkstümliche „Mummelied“ in Schürmanns Oper „Heinrich der Vogler“ von 1717 brach zwar eine Lanze für das heimische Bier und gegen fremde Weine mit den bekannten Versen: „*Mumme smeckt noch mal sau fien, aß Tockay un Moßler-Wien*“, aber das konnte die Liebhaber des feurigen Tokaiers aus Ungarn und des herbbblumigen Moselweins in Braunschweig doch nicht davon abbringen. Nach wie vor waren diese und andere Weinsorten in Braunschweig zu haben, wie häufige Inserate in den „Braunschweigischen Anzeigen“ während des 18. Jahrhunderts erkennen lassen. So wurden z. B. 1765 „*rothe und weiße Ungarweine*“ angeboten, 1788 Maraschino, der dalmatinische Sauerkirschenwein. Er bildet mit dem daraus destillierten „*Trienter Roselies*“ (richtiger: Rosoglio), der ebenfalls 1788 erwähnt wird, den Übergang von den Weinen zu den zahlreichen Sorten von Spirituosen, die den Braunschweigern im 18. Jahrhundert heiß machten.

Neben dem einheimischen Kornbranntwein nennt die Acciseordnung von 1672 schon rheinischen Branntwein, d. h. wohl Weinbrand, und „Aquavit“, auf die der hohe Aufschlag von 1 Groschen und 4 Pfennigen erhoben wurde. 1769 begegnet uns in den „Anzeigen“ Danziger Goldwasser, „*so wirklich von dort verschrieben*“, 1784 werden „*alle möglichen Sorten der feinsten Liqueurs*“ angeboten. Vier Jahre später preist ein Helmstedter Kaufmann während der Messe in Braunschweig 33 verschiedene Sorten französischer Liköre an, darunter „*Bergamotte*“, „*Canelle*“, „*D'or*“, „*Orange fine*“, „*Parfait amour*“, „*Plaisir des Dammes*“, „*Vanille blanche*“ und „*Vanille rouge*“. Auch englische und niederländische Spirituosen fehlen nicht, so 1806 „*Old Cognac Brandy*“, „*Jamaica Rum*“ und „*Hollands Geneva*“, d. h. Genever. Man war jedoch bei Likören und ähnlichen Spirituosen nicht ausschließlich auf ausländische Erzeugnisse angewiesen, denn es gab um 1800 in der Stadt Braunschweig bereits 8 Likörfabriken, die entsprechenden Betriebe in Helmstedt, Wolfenbüttel und Holzminden nicht gerechnet.

Ein besonders beliebtes alkoholisches Modegetränk des 18. Jahrhunderts war der **P u n s c h**, den sich die Verbraucher unter Verwendung von käuflichem Pommeranzen- oder Orangen-Extrakt selbst zubereiten konnten. Von ihm heißt es am 15. Dez. 1787 in den „Braunschweigischen Anzeigen“: „*Spanischer Pomeranzen- und Orangen-Extract zur geschwinden und wohlfeilen Verfertigung des so angenehmen Bischofs-Getränks. . . . Dieser spanische Orangen-Extract ist in 2 Loth Gläsern versiegelt, jedes Glas kostet 4 Ggr. (= Gutegroschen) 6 Pfennig. Ein jeder Käufer bekommt den Gebrauchszettel zur Verfertigung des Bischofs ohnentgeltlich dabey.*“

## 9. Inländische alkoholfreie Getränke

Wer mit Rücksicht auf seine Gesundheit oder aus Grundsatz alkoholische Getränke verschmähte, brauchte sich nicht mit Wasser oder Milch zu begnügen, wenn er seinen Durst löschen wollte. Obstsaft standen reichlich zur Verfügung, sei es aus der Ernte des eigenen Gartens, sei es durch Vermittlung der Lebensmittelhändler. Wir lesen in den „Braunschweigischen Anzeigen“ z. B. 1784 von Kirschen- und Himbeer-Extract, seit 1787 häufig von „*Mohrensaft*“, d. h. Mohrrübensaft, der uns heutzutage im Zeitalter der vitaminreichen Reformkost ganz modern anmutet. Unter den in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts regelmäßig in

„Kruken“ angebotenen Mineralwässern stehen „Selteser“ und „Pyrmonters Brunnen“ an erster Stelle. Alle diese und ähnliche Getränke traten aber an Bedeutung zurück, als im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der Cichorienkaffee hierzulande erfunden worden war. Über ihn, der binnen kurzem unter den alkoholfreien Getränken zum eigentlichen Volksgetränk aufrückte, wird im Zusammenhang mit überseeischem Kaffee noch ausführlich zu berichten sein.

## 10. Trinkschokolade

Der Kaufmann Ludwig Richter aus Magdeburg, der in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts regelmäßig während der Messe seinen Verkaufsstand in Braunschweig aufschlug, empfahl 1765 in den „Anzeigen“ neben anderen Süßwaren „Ital. Chocolate“, 1767 außer italienischer auch Hamburger Schokolade. Aus Anzeigen von 1769 und 1788 erfahren wir, woher die italienische Schokolade hauptsächlich kam, nämlich aus Turin und Mailand. Erwähnt wird 1788 ferner holländische und spanische Schokolade. Aus einer Anzeige vom 23. Oktober 1771 geht jedoch hervor, daß damals Schokoladenpulver bereits in Braunschweig selbst aus Kakaobohnen hergestellt wurde: *„Da das Publikum an dem berühmten Getränke, der geriebenen Cacao oder Chocolate, ohne Zucker und Gewürz Beliebung findet, so wird hierdurch bekannt gemacht, daß selbige so fein als solche verlangt werden kann, und reine ohne die Vermischung mit Cacao-Schale, oder sonsten etwas bey Hrn. Joh. Bernhards Aldefelds Witwe und Sohn, welche dieselbe jederzeit frisch verfertigen ...“* Gegen den Verdacht einer Verfälschung seiner Ware hatte sich schon 1769 in einer langen Anzeige vom 11. März Rütger Klünder gewandt, der 5 Sorten Schokolade zum Pfundpreise von 1 Thlr. 14 Ggr. bis 2 Thlr. 4 Ggr. in Kommission feil bot: *„Man hat zwar vilerley Chocolate, an deren Geschmack nichts auszusetzen, und die doch oft aus den schlechtesten Cacaobohnen verfertigt ist. Aber hinzugemischte fremde Dinge verhindern die Entdeckung des Betruges, der indessen ohnfehlbar der Gesundheit schadet. Obige fünf Arten Chocolate sind nämlich aus guten Bohnen der besten Gattung gemacht worden, und zwar die drey ersten ohne allen Zusatz von erhitzen oder reizenden Materialien. ... Diese, als bloß nährend, wären daher um so viel allgemeiner brauchbar, und an sich vorzüglich, würden sich schwächliche Personen und gewisse Kranke zu halten haben, wie der Arzt auswählen wird: obgleich einigen derselben auch der Gebrauch der beyden letztern Arten von ihm nicht versagt werden mögte.“* Bei den beiden letzten und teuersten Sorten, die vermeintlich einen erhitzen oder reizenden Einfluß auf Schwache und Kranke auszuüben imstande waren, handelte es sich um „Gewürzchocolate“ und „Vanille-Chocolate“. Alle Sorten von Schokolade, die im 18. Jahrhundert angeboten wurden, waren pulverisiert und zur Bereitung von Getränken oder zum Kochen und Backen bestimmt.

## 11. Tee

Die erste Erwähnung des Tee-Trinkens im Lande Braunschweig, die mir bisher bekannt wurde, findet sich in einer Verordnung des Herzogs Carl I. vom 13. Februar 1764. Darin ist davon die Rede, daß *„der gemeine Mann auf dem platten Lande ... auf eine verschwenderische ... Lebensart verfalle, insbesondere aber der seinen Umständen so wenig gemäß Gebrauch des Weins, Caffee, Thee und Zucker schon sehr allgemein zu werden anfangen“*. Das mag für Wein, Kaffee und Zucker zutreffen, schwerlich aber im gleichen Maße für Tee, der hierzulande

in den Dörfern nie ein so beliebtes und unentbehrliches Volksgetränk geworden ist wie in den norddeutschen Küstengebieten. Auch in der Stadt Braunschweig scheint man nach Tee während des 18. Jahrhunderts nicht sonderlich viel gefragt zu haben. Er wird nämlich in den „Braunschweigischen Anzeigen“ sehr selten erwähnt, vielleicht nur mit Rücksicht auf Meßfremde, die das Teetrinken aus ihrer Heimat gewohnt waren. So wird am 31. Januar 1767 zur Wintermesse *„feiner und ordinairer Thee“* angeboten.

## 12. Übersee-Kaffee und heimischer Kaffee-Ersatz

Nach Deutschland kam der erste Übersee-Kaffee um 1680. Bald darauf entstanden die ersten öffentlichen Kaffeehäuser in deutschen Großstädten, so 1683 in Wien, 1687 in Hamburg, 1721 in Berlin. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestand auch in Braunschweig bereits ein Kaffeehaus, und zwar auf der Breiten Straße an der Ecke Glümertwete, die 1756 wegen dieser Gaststätte zuerst mit dem neuen Namen „Caffé-Straße“ bezeugt ist und 1780 ihren heute noch bekannten Namen „Caffee-Twete“ führt. Man konnte damals aber auch schon bei sich zuhause Kaffee trinken, wenn man sich die ausländischen Bohnen beim Kaufmann besorgt hatte. Aus der erwähnten Verordnung von 1764 erfahren wir, daß sich bereits in jener Zeit die Landbevölkerung dem Kaffeegenuß ergeben hatte, sehr zum Mißfallen der Behörde, die darin eine für die Volkswirtschaft gefährliche Verschwendungssucht sah. Aus diesem Grunde förderte der Staat auch großzügig alle Bemühungen erfindungsreicher Köpfe, ein billiges Volksgetränk herzustellen, das dem Importkaffee in Aussehen und Geschmack ähnlich sein sollte und den teuren echten Kaffee durch einen niedrigeren Preis zu verdrängen geeignet war. An solchen Versuchen, einheimische pflanzliche Erzeugnisse durch Trocknen, Zermahlen und Rösten in Kaffee-Ersatz umzuwandeln, fehlte es weder hierzulande noch in anderen Teilen Deutschlands. 1767 erörterte ein Pastor Römer im 8. Stück der Gelehrten Beyträge zu den „Braunschweigischen Anzeigen“ unter der Überschrift *„Mittel zur Ersparung der Kaffebohnen“* den Zusatz von gebranntem Roggen zu echtem Kaffee im Verhältnis 1:1, dem er den Vorzug vor Zusätzen von Reis, Weizen oder Feldbohnen gab. Ein Jahr später heißt es von dem Kaufmann Buchholtz in der Wendenstraße, der am 12. März 1768 *„Rockenkaffee“*, das Lot zu 1 Pfennig, empfahl: *„Weil derselbe auch sowol durch vielen Abgang, als auch durch das Urtheil derjenigen, welche schon Gebrauch davon gemacht haben, versichert worden, daß dieser von ihm verkaufte Rockenkaffee durch dazu gebrauchte verschiedene Species eine vorzügliche Güte hat: so wird er an diejenigen, welche solchen verkaufen wollen, 14 Pfund für 1 Thlr. gegeben, um denselben gemeinnütziger zu machen.“* Noch billiger machte es der Siebmacher Schulze auf dem Altstadtmarkte eine Woche später mit 24 Pfund für 1 Thlr. und 3 Lot für 2 Pfennig. 1773 wurde im 12. Stück der Gelehrten Beiträge zu den „Anzeigen“ ein Aufsatz *„Vom Cartoffel-Caffee“* veröffentlicht, der auf Angaben des Hoffaktors Trost im Leipziger Intelligenzblatt fußte. Am 27. Oktober 1781 bot der Fabrikant Ludwig Otto Bleibtreu in den „Anzeigen“ neben *„Cichorien-Caffee“* auch *„Eicheln-Caffee das Pfund zu 4 Ggr.“* an. Schließlich wird 1798 im 40. Stück des Braunschweigischen Magazins, der Fortsetzung der „Gelehrten Beyträge“ zu den „Braunschweigischen Anzeigen“, merkwürdigerweise *„Kaffeezusatz aus getrockneten und gebrannten Schnitzeln von roten Rüben“* erwähnt.

Von allen solchen Erfindungen setzte sich im Herzogtum Braunschweig nur der Cichorienkaffee im 18. Jahrhundert endgültig durch und behauptete sich

hierzulande rund 150 Jahre. Erfunden war er von dem Major v. Heyne in Holzminden, der ihn mit seinem Teilhaber Förster zunächst dort und später in Braunschweig fabrikmäßig herstellte. Am 14. April 1770 hatten die beiden Fabrikanten von Herzog Carl I. ein Privilegium exclusivum, das ausschließliche Recht zur Herstellung von Cichorienpulver, verliehen bekommen, und jede Nachahmung durch Dritte wurde unter Strafandrohung verboten. Begründet wurde diese Maßnahme mit der landesväterlichen Erwartung des „für Unsere Unterthanen und das Interesse Unserer Lande zu erwartenden mannigfaltigen Nutzens, besonders da 1 Pfund Cichorien-Pulver die Stelle von 3 Pfund gemahlener oder  $3\frac{1}{4}$  Pfund ungebrannten Caffee vertritt, und das daraus verfertigte Getränk der menschlichen Gesundheit nicht, wie der Caffee schädlich, sondern vielmehr zuträglich ist, wie die damit vielseitig angestellte Proben und gründliche Untersuchung überzeugend darthun.“ Es ist für uns heute erheiternd zu lesen, mit welchen überschwenglichen Worten der Cichorienkaffee gleich nach seiner Erfindung angepriesen wurde. Am 9. November 1771 veröffentlichten v. Heyne und Förster folgenden Erguß in den „Braunschweigischen Anzeigen“:

Von dem Gebrauch des gnädigst privilegirten vorzüglich gefundenen Braunschw. Cichorien-Caffee.

1. Ein Pfund gemahlener Braunschweigischer Cichorien-Caffee ist von der Güte und Kraft als 3 Pfund gemahlener ausländischer Caffee oder  $3\frac{1}{4}$  Pfund roher Caffee. Wer ein Loth von diesem zu nehmen gewohnt gewesen, kann mit dem dritten Theil eines Loths Braunschw. Caffee eben so viel ausrichten . . . Wollte jemand diesen Caffee nicht ohne, wiewol ohnnötigen Zusatz des ausländischen Caffee trinken, der braucht anstatt 4 Loth Caffee nur 1 Loth dergleichen und 1 Loth Braunschw. Caffee.
2. Man thut wohl, wenn man zuerst der bisherigen Gewohnheit halber nach obiger Proportion ein wenig Caffee zusetzt. Hat man diesen einige Zeit getrunken, so bricht man nach und nach am ausländischen Caffee ab, und der Zusatz verliert sich alsdann von selbst, weil die Erfahrung bestätigt, daß sehr vielen Menschen der Braunschw. Caffee besser als der andere schmeckt.

Nach einigen Ratschlägen über das Aufbrühen des Cichorienkaffees heißt es dann weiter:

6. Die besten Caffeekenner haben bey der gehörigen Zubereitung, und wenn nur ein wenig Caffee zugesetzt worden, gar keinen Unterschied zwischen dem Cichorien-Caffee und dem besten andern Caffee finden können, vielmehr diesem inländischen Caffee den Vorzug geben müssen.
7. Wird mit Milch, Rahm oder Sahne, auch ohne diese getrunken.
8. Wer 8 bis 14 Tage diesen NB gehörig gemachten Cichorien-Caffee getrunken, findet nachher gar keinen Geschmack mehr am ordinären Caffee.
9. Wer keine Tasse bisher gewöhnlichen Caffee vertragen kann, oder krankheitshalber nicht trinken darf, kann so viel Cichorien-Caffee trinken, wie er will, auch solchen statt einer Tisane gebrauchen. Die größten Ärzte haben von jeher einstimmig behauptet, und die Erfahrung hat es bestätigt, daß der Genuß des Cichoriengewächses wider die gefährlichsten Krankheiten höchst diensam sey; und auch bey der Einführung dieses Caffees ist durch die, auf Allerhöchst- und höchsten Befehl in Berlin und hier geschehene gründliche

*Untersuchung hinlänglich erwiesen worden, daß der Gebrauch des Cichorien-Caffee der menschlichen Gesundheit überhaupt sehr zuträglich ist, und daher dem fremden Caffee um so mehr vorzuziehen sey, weil letzterer gemeinniglich Unruhe und Wallung verursacht."*

Wir erfahren ferner noch, wie der Cichorienkaffee am besten aufzubewahren sei, damit er sein Aroma behalte, in welchen Packungen und zu welchem Preise er zu haben sei (das Pfund für 12 gute Groschen), an welcher Schutzmarke er zu erkennen sei und von welchen Kaufleuten er in Braunschweig, Blankenburg, Holzminden, Bremen, Hannover, Quedlinburg, Rehburg, Hasselfelde, Andreasberg, Hildesheim, Sondershausen und Celle geführt werde. Das Ganze ist eine Meisterleistung früher Werbepsychologie, die sich hinter den heutigen Werbemethoden für Nahrungs- und Genußmittel im Fernsehen nicht zu verstecken braucht.

Lange konnte sich die Firma v. Heine & Förster ihres ausschließlichen Privilegs und der Erfolge ihres Werbefeldzuges nicht erfreuen. Nachdem sie eingegangen war, wurde dem freien Wettbewerb in der Fabrikation des inzwischen allgemein bekannt gewordenen und viel verlangten Cichorienpulvers Tür und Tor geöffnet. Um 1800 bestanden bereits 24 Cichorienfabriken in der Stadt Braunschweig, 4 in Holzminden und 2 in Helmstedt<sup>5)</sup>.

Den Rohstoff zur Fabrikation des Cichorienpulvers lieferten die braunschweigischen Bauern, die sich in kluger Ausnutzung der Konjunktur überall dort auf den Anbau von Cichorienwurzeln einstellten, wo die Böden es gestatteten und Verarbeitungsbetriebe in der Nähe waren. Die braunschweigischen Fabriken deckten nicht nur den inländischen Bedarf, sondern führten den größten Teil ihrer Erzeugnisse in andere deutsche Länder aus, wo man nach dem wohlfeilen Kaffee-Ersatz verlangte. Von den 115 000 Talern, die um 1800 hierzulande mit dem Verkauf des Cichorienkaffees alljährlich verdient wurden, entfielen allein 100 000 Taler auf Einnahmen aus dem Export ins „Ausland“. An dem Gewinn hatten außer den Fabrikanten mit ihren Hilfskräften, den Einzelhändlern und Frachtfuhrleuten natürlich auch die Bauern einen beträchtlichen Anteil, so daß die Volkswirtschaft des Landes von der Erfindung des Cichorienkaffees einen starken Aufschwung erhielt.

Die bedeutendste Braunschweiger Cichorienfabrik wurde das im Jahre 1781 von Ludwig Otto Bleibtreu, einem ehemaligen Kammerdiener des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Bevern, gegründete Unternehmen. Es bestand unter dem Firmennamen des Gründers über 150 Jahre (noch 1935, nicht mehr 1942) und war weit und breit im Lande vielen Generationen minderbemittelter Kaffeetrinker ein fester Begriff mit seinen werbewirksamen blauen Packungen, auf denen als sprechende Devise ein Soldat abgebildet war, der von seiner weinenden Liebsten Abschied nahm mit den Worten „Bleib mir treu!“.

<sup>1)</sup> G. Hassel und K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. 1. Band Braunschweig 1802, S. 295. — <sup>2)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>; hier S. 188. — <sup>3)</sup> C. W. Sack, Historische Nachrichten vom Schützenwesen in Braunschweig. Aufzüge, Festgelage, Sinnbilder und Fahnen der Schützen (in: Braunschweigisches Magazin 1847, S. 153 ff.; hier S. 163. — <sup>4)</sup> a. a. O. wie <sup>3)</sup>; hier S. 162. — <sup>5)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>; hier S. 202.

# Die Äbtissinnen Magdalene und Margarethe von Clum

## *Zwei Schwestern aus Böhmen regieren das Reichsstift Gandersheim 1547-1589*

Von Kurt Kronenberg

Das Reichsstift Gandersheim war am Beginn des 16. Jahrhunderts in der Gefahr, dem Herzog von Braunschweig anheimzufallen. Bereits von 1402—1485 waren ausschließlich welfische Prinzessinnen Äbtissinnen gewesen und Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Lüneburg hatte das Stiftskapitel gezwungen, 1531 seine Tochter Maria und nach deren frühen Tode 1539 seine Tochter Klara zu Äbtissinnen zu wählen. Klara war erst sechs Jahre alt, so daß an ihrer Stelle herzogliche Beamte Gandersheim regierten.

1547 kam die große Wende, die sich besonders in der Reformationszeit auswirkte. Äbtissin Klara legte ihr Amt nieder, um sich zu verheiraten, und der Herzog hatte keine Tochter mehr, so daß er sich einverstanden erklärte, als die bisherige Pröpstin Magdalena von Clum zur Äbtissin gewählt wurde.

Die neue Äbtissin war mit ihrer älteren Schwester Margarethe in das Reichsstift Gandersheim gekommen, als Gertrud von Regenstein regierte (1503—1531). Als diese starb, fürchteten die Schwestern um ihre Stellung und schrieben am 15. Mai 1531 an den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg:

„Wir geben Euer churfürstlichen Gnaden in Clagen zu vernehmen, daß unser lieber Herr und Vater, Herr Sigismund von Columnen, der einstmals Euer Gnaden Hofdiener gewesen, in dem Bauernlärm (=Bauerkrieg 1525) durch die Bauern vom Leben zum Tode gebracht, unsere verlassene Frau Mutter nicht mehr als unser sechs Fräulein und einen Sohn, unseren Bruder, nachgelassen und wenig Gut, darmit wir uns alle erhalten mögen. Darum wir uns durch gütliches Ansehen unserer gnädigen Frau von Gandersheim bei ihr Gnaden ins Stift dahin begeben, die Zeit unseres Lebens da Gott dem Allmächtigen zu dienen. Nun hat Gott die Äbtissin am vergangenen Walpurgistage von hinnen zu sich gefordert und ist des Herzogs Heinrich von Braunschweig Tochter wieder zu einer Äbtissin gewählt, dass wir armen, unbekannten, vaterlosen Frauen an niemand keinen Trost haben, und auch von wegen unseres Herrn Vaters in diesem Land unbekannt, wissen auch nicht, ob uns hochgedachter unser Landesfürst gerne da leiden mögen.“ Sie baten deshalb um Fürsprache.

Die von Clum (tschechisch Chlum, lateinisch Columna) waren ein altes böhmisches Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz auf halbem Wege zwischen Prag und Reichenberg lag und heute verschwunden ist. Der Ahnherr Mestriduh von Chlum war 1220—1250 Burggraf von Prag gewesen; auch jener Johann von Chlum, der 1414 Johann Huss im Auftrag König Wenzels nach Konstanz begleitet hatte, gehörte zur Familie. Die Mutter der Schwestern, Anna, war eine geborene Burggräfin von Donin, so daß sie sagen konnten, sie stammten aus gräflichem Geschlecht; Magdalena schwor einmal „bei meiner gräflichen Ehre“; urkundlich nannten sie sich stets richtig: geborene von Clum oder de Columna.

Die Fräulein aus Böhmen hatten sich umsonst gesorgt: Herzog Heinrich ließ sie in ihren Stellungen, als er erreichte, daß seine Tochter Marie, 1539 seine



Die Äbtissinnen Margarethe (links)  
und Magdalena von Clum nach ihrem  
Epitaph in der Stiftskirche zu Gandersheim,  
gemalt um 1584 von dem Maler  
Dietrich Stanörde in Hildesheim



Tochter Klara zu Äbtissinnen gewählt wurden. Da beide ihr Amt nur als Statthalterinnen des Vaters, auf dem Papier, führten und nicht in Gandersheim residierten, kamen die böhmischen Schwestern schnell zu Einfluß im Stift. Die ältere Margarethe wurde schon 1531 Dechantin, die jüngere Magdalena 1538 sogar Pröpstin. Sie

zogen zwei Verwandte aus Böhmen, die Schwestern Magdalena und Elisabeth von Berka als Kanonissen ins Stift und bildeten mit ihnen jahrelang die einzigen weiblichen Mitglieder des Kapitels, so daß sie starken Einfluß besaßen. Ihre Stellung wurde noch gestärkt, als Margarethe 1534 Äbtissin des adligen Damenstiftes Heerse (heute Neuenheerse) bei Paderborn wurde. Später wurde auch Magdalena noch Äbtissin des Stiftes Wunstorf (1550).

1547 wählte das Gandersheimer Stiftskapitel Magdalene, also die jüngere der Schwestern, zur Äbtissin des Reichsstiftes, wodurch sie Reichsfürstin wurde und die Möglichkeit erhielt, dem Herzog von Braunschweig die Stirn zu bieten. Herzog Heinrich hatte wohl zugestimmt, weil sie sich in den Wirren des Schmalkaldischen Krieges als eifrig katholisch gesinnt erwiesen hatte und er ihre Hilfe für die Rekatholisierung seines Landes erhoffte, das während seiner Vertreibung 1542 bis 1547 evangelisch geworden war. Er hatte sich nicht getäuscht: Magdalena blieb bis zu ihrem Tode ohne Schwanken katholisch gesinnt.

Die Äbtissin trat ein schweres Erbe an; ihre ersten Amtsjahre waren von einem heftigen Feldzug des Grafen Volrad von Mansfeld gegen Herzog Heinrich erfüllt, wobei Gandersheim lange Einquartierung und hohe Brandschatzung erlitt; Herzog Heinrich forderte große Geldsummen für den Aufbau seines Landes, und die Türkensteuer, die das Reich verlangte, stieg von Jahr zu Jahr. Magdalena erwies sich als eine zielbewußte, energische und selbstherrliche Frau, die sich mit den Mißständen im Stift nicht abfand, sondern hart durchgriff, wo es notwendig war. Am 5. Juni 1574 ließ sie den Kanoniker Tile Schrader ins Gefängnis der Abtei werfen und rechtfertigte sich: „Sollte ich Euch das sagen? Ich bin Euer Haupt. Die Äbtissin vor mir hat solches getan, Herrn Tile Schaper eingezogen (= gefangen-gesetzt), Martin Eggelster, Capellan von Brunshausen, und Thomas Steinlage, den habe ich auch gefangen genommen.“

Den Kampf ihres Lebens mußte sie durchführen, als Herzog Julius 1568 die Reformation im Stift Gandersheim einführen wollte; ihre Schwester weilte damals meist in ihrer Abtei Heerse und ließ sie allein. Am 1. November 1568 kamen die vom Herzog gesandten Visitatoren: Dr. Martin Chemnitz, Dr. Jakobus Andreae mit vielen Hofräten und Beamten und brachten die Forderungen des Herzogs vor. Magdalena meinte ihrem Stift und seinen Rechten am besten zu dienen, wenn sie in einigen Punkten nachgab. Sie hatte den Bischof von Hildesheim um Schutz ersucht, der ihr den Kanzler Lic. Franz Mutzeltin schickte. Der war eine zwielichtige Persönlichkeit, denn er wechselte bald danach zu Herzog Julius über und wurde dessen Kanzler. Mutzeltin riet der Äbtissin zum Nachgeben, so daß sich Magdalena am 1. November mit der Reformation einverstanden erklärte, nachdem die Räte versichert hatten, der dem Papst geleistete Eid widerspreche der Reformation nicht und die Rechte des Stiftes blieben gewahrt.

Bald mußte Magdalena spüren, daß der Herzog sich mit dem Zugeständnis nicht zufrieden gab, sondern mehr forderte. „Am 25. Januar seind die Visitatoren auf der Abtei gewesen vor die Äbtissin und gesagt, dass seine Fürstliche Gnaden wollte einen Superintendenten haben, dem die Äbtissin eine Präbende verleihen sollte.“ Sie bewilligte auch diese Forderung und nahm den Generalsuperintendenten Lic. Hermann Hamelmann in das Kapitel auf, mußte aber erleben, daß dieser am 13. März 1569 die Ewige Lampe aus dem Kirchenschiff entfernte, das Heilige Blut (die bedeutendste Reliquie des Stiftes) aus der Monstranz nehmen ließ und am 23. Mai die Reliquie vom Kreuz Christi fortschaffte. „Da haben wir geantwortet“ sagten die Kanoniker, „wir hätten mit dem Kreuz nichts zu tun, das hätte unsere gnädige Frau, die Äbtissin; ihr Gnaden kriege das Opfer.“

Den schwersten Kampf mußte Magdalena bestehen, als am 26. Mai 1570 die Räte des Herzogs einen Vertrag mit ihr abschließen wollten. Der Kanoniker Thomas Schnor schrieb in sein Protokoll: „Den 26. Mai sind die Räte gekommen: Doctor Jakobus (Andreae), der Doctor von Leipzig (Nikolaus Selnecker), der Oberhauptmann Röbbel u. a. in die Abtei gegangen; was sie da mit ihr Gnaden geredet haben, wissen wir nicht, aber eines wissen wir, daß ihr Gnaden das hat nachgegeben, daß sie keine Präbende (Stelle eines Kanonikers) nach Absterben der Kanoniker verleihen will hinter dem Fürsten her (= ohne Zustimmung des Fürsten) und gibt so die Äbtissin ihre Gerechtigkeit auf und macht das kaiserfreie Stift unfrei. Sie soll auch dem Doctor Andreae bei Tisch zugesagt haben und auch nachgegeben, darzu die Augsburgische Confession angenommen, und bringt die Äbtissin das arme Stift von der großen Freiheit, das ihr Gnaden nun und nimmermehr vor Gott kann verantworten.“ Als aber die Kanoniker auch vorgelesen wurden, unterzeichneten sie ebenfalls den Vertrag, der dem Herzog weitgehende Rechte über das Stift einräumte.

Als die Räte Gandersheim verlassen hatten und der Aufbau der vom Herzog geplanten Universität im Barfüßerkloster und auf der Wilhelmsburg begann, wurde der Äbtissin die Größe der Gefahr bewußt; sie überzeugte sich, daß weiteres Nachgeben alles verspielen werde, und der Widerstandswille in ihr erwachte. Sie wandte sich an den Kaiser Maximilian II. und bat ihn, ihr und dem Reichsstift zu helfen. Sie nahm den Hildesheimer Dr. Albert Busch als Rechtsvertreter an, sandte ihn nach Speier zum Reichskammergericht und zu den Reichstagen des Kaisers nach Regensburg. Am 3. August 1571 erteilte der Kaiser einen Schutzbrief, am 8. August erließ er ein Mandat gegen Herzog Julius und verbot ihm, dem Stift weitere Forderungen zu stellen.

Fortan protestierte die Äbtissin gegen jeden Eingriff des Herzogs. Als das Generalkonsistorium der Landeskirche am 25. August 1573 in Clus tagte, erschien sie plötzlich persönlich. Der Kanzler berichtete dem Herzog: „Es habe sich gegeben, daß die Äbtissin da angekommen und folgenden Tages habe anbringen lassen, daß sie sich dieser Ankunft (der Konsistorialräte) nicht versehen und gedacht, daß der Herzog durch andere Leute gereizet, daß er ihrer am Kloster Clus werde es an kaiserliche Majestät gelangen lassen.“ Da der Kanzler den Befehl hatte, sich mit ihr in keine Disputation einzulassen, schwieg er: „Und ist also geschlossen worden, obwohl etzliche Wechselwort beiderseits sonst mehr gefallen.“

Wie sehr sich Magdalena von Clum persönlich einsetzte, erfahren wir aus dem Bericht des Oberamtmannes Karl Kappaun, der auf Befehl des Herzogs einen Fischteich auf der Wiese des Klosters Brunshausen anlegen sollte. Er berichtete am 9. März 1573: „Die Äbtissin ist ungesäumt auf einem verhangenen Wagen gesessen und einen Notarium mit sich genommen, den Graben zu besichtigen und darüber Protestinstrumente verfertigen lassen.“ Am 3. April schrieb er: „So ist mittlerweile die Frau Äbtissin in die Arbeit mit Gewalt gefallen und dem Teichmeister neben seinen Gehilfen mit Ernst angezeigt, daß sie sich ihres Grund und Bodens äußern und der Arbeit und Grabens gänzlich enthalten sollten.“

Der Kampf zwischen Herzog und Äbtissin wurde immer dramatischer; hart und unnachgiebig standen sie sich gegenüber, dem Schachzug des einen folgte ein Schachzug des anderen. 1571 setzte die Äbtissin im Kapitel durch, daß ihre Schwester Margarethe zu ihrer Koadjutrix mit dem Recht auf Nachfolge gewählt wurde; sie wollte verhindern, daß der Herzog aus ihrem Tod Vorteil zog und eine ihm genehme Äbtissin einsetzen ließ. Der Herzog hingegen erwirkte beim Kaiser, daß dieser von seinem Rechte, eine Kanonissenstelle im Stift zu besetzen, für des Herzogs Tochter Elisabeth von Braunschweig Gebrauch machte. Als Julius seine Abgesandten nach Gandersheim sandte, um seine Tochter einweisen zu lassen, wies die Äbtissin vor dem ganzen Kapitel das Dokument zurück und erklärte, der Kaiser habe sein Recht bereits einmal ausgeübt.

Der Kampf zwischen Herzog und Äbtissin spitzte sich schließlich zu einem Kampf um das Kloster Clus zu. Der Herzog wollte hier eine Klosterschule einrichten und die übrigen Einkünfte für das Gandersheimer Pädagogium verwenden. Die Äbtissin verstand es immer wieder, einen Abt wählen zu lassen, der seine katholische Einstellung nicht verleugnete. Als der Herzog im Oktober 1573 seinen Kämmerer Markus von Elpen nach Clus sandte, holte man die Äbtissin, die am nächsten Tage den herzoglichen Beamten vor sich forderte. Kleinlaut berichtete er seinem Herrn: „Die Äbtissin hat mir angezeigt, Euer Gnaden hätten über Clus keine Gewalt, denn es wäre ihr Gnaden Closter und sie wollte mich allda nicht länger haben denn drei Tage; wo ich nicht ziehen wollte, so wollte ihr Gnaden dem Abt von Stund an die Schlüssel nehmen und mir weder Essen noch Trinken geben lassen.“

Beide Gegner waren zähe Kämpfer und listenreiche Verfechter ihrer Rechte. Wir können hier nicht alle Schachzüge nachziehen, die jahrelang hin und her gingen, und verweisen deshalb auf das Buch des Verfassers Kurt Kronenberg, Clus und Brunshausen, Verlassene Klöster, Bad Gandersheim 2. Auflage 1966.

In den entscheidenden Abschnitt trat der Kampf 1576. Um eine drohende militärische Besetzung durch den Herzog zu verhindern, begab sich Magdalene am 25. Juli 1576 persönlich nach Clus und verlegte ihre Hofhaltung hierher; sie nahm

die Kanonissen Elisabeth von Berka und Barbara von Mansfeld mit sich, die Hofdamen Frau von Barleben, Frau von Weddi, ihre Hofjungfrau Margarete von Knippe und zwei Kammerfrauen, so daß täglich an zwei Tischen gespeist wurde. Die Abtei Gandersheim räumte sie ihrer Schwester Margarethe von Clum ein, damit der Herzog sie nicht leer vorfinde und besetzen lasse.

Zu den Damen in Clus gesellte sich der Freiherr Joachim von Berka, ein böhmischer Edelmann und Bruder der Kanonisse, Herr der Güter Daube und Leipe, der soeben von einem Kriegszug aus Frankreich zurückgekehrt war und seine Kriegsknechte entlassen hatte.

Zu den Kriegslisten rechne ich die Einladung des Herzogs an die Äbtissin in Clus vom 4. August 1576, vermutlich wollte er sie von dort fortlocken. Er schrieb aus Gandersheim: „Demnach wir umb Veränderung der Luft aus unserem gewöhnlichen Hoflager einer Zeitlang uns mit unserer herzlieben Gemahlin allhier verhalten“ und bat sie zu Tisch. Magdalena aber antwortete: „daß wir von dem plötzlichen und grausamen Gewitter also verschrecket, daß wir auf diesmal Euer Gnaden zu willfahren nicht vermögen.“

Zu Beginn des Jahres 1577 schritt Julius zum Generalangriff auf Clus, obwohl er erfahren hatte, daß die Äbtissin sehr krank war; wahrscheinlich wollte er als erster von ihrem Ableben erfahren. Ihr Leibarzt Dr. med. Johannes Crato kam täglich aus Gandersheim, verordnete Medizin und behandelte die Kranke, obwohl er schrieb, er könne nicht mehr helfen, nur noch die Schmerzen lindern.

Am 24. Januar 1577 kamen die Gesandten des Herzogs und berichteten: „Daß wir Donnerstag gegen Mittag durch Gelegenheit Ihr Gnaden Jägerknechte mit den Hunden, welche uns begegnet, ins Closter Clus unversehens fein stille ohne einige Tumult und Gewalt angekommen, uns anfänglich bey dem Herrn von Berka angeben und die Gelegenheit der Frau Äbtissin erkundigt.“ Sie ließen den Abt und die Konventualen kommen, verlasen ihnen den Befehl des Herzogs, daß der Amtmann Barwart Mente fortan die Verwaltung des Klosters übernehmen sollte, und drohten ihnen Gewalt an. Die Mönche gaben nach, lieferten die Schlüssel aus und übergaben die Vorräte; Joachim von Berka wurde verhaftet und nach Gandersheim, später nach Wolfenbüttel abgeführt.

Magdalena verließ ihren selbst gewählten Posten nicht mehr, sie starb bald danach in Clus. Der Tag ist nicht sicher festgestellt, die Angaben schwanken zwischen dem 28. Januar und 28. Februar; vermutlich war es der 30. Januar 1577.

Damit begann der Kampf um die Abtei Gandersheim. Der Herzog ließ seine Tochter Elisabeth gewaltsam und ohne Zustimmung des Stiftskapitels in der Stiftskirche zu Gandersheim als Äbtissin einführen. Die Schwester der Verstorbenen, Margarethe von Clum, konnte sich gegen die Macht des Herzogs nicht in der Abtei halten, sondern verließ Gandersheim und zog sich auf ihre Abtei Heerse bei Paderborn zurück. Sie gab indessen ihr Recht nicht auf, sondern rief den Kaiser an, der mehrfach für ihr Recht eintrat. Julius hatte kein Glück. Seine Tochter Elisabeth verzichtete bald auf die Abtei, weil sie sich verheiraten wollte. Als er gegen den Willen des gesamten Stiftskapitels das Edelfräulein Margarethe von Warberg zwangsweise als Äbtissin einführen ließ, erlebte er eine schwere Niederlage. Eines Tages fand man im Keller der Abtei die Leiche eines neugeborenen Kindes, und schnell verbreitete sich das Gerücht, daß die Äbtissin es geboren hatte. Voller Zorn ließ der Herzog ihr den Prozeß machen und sie abführen. Sie wurde die Gefangene der Stauffenburg, von deren Schicksal bald die Sage auf-

kam, sie sei lebendig eingemauert worden, was nicht stimmte, obwohl ihr Schicksal schwer genug war (s. Kurt Kronenberg, Verfallene Ritterburgen um Gandersheim, Bad Gandersheim 2. Auflage 1962).

Julius gab sich geschlagen und beauftragte seine Gemahlin, die Herzogin Hedwig, mit der Äbtissin zu verhandeln. Es kam 1588 ein Vertrag zustande, nach dem Margarethe von Clum die Abtei Gandersheim eingeräumt wurde. Wie ihre Schwester blieb sie bis zu ihrem Tode persönlich katholisch, konnte aber nicht verhindern, daß aller Gottesdienst in Gandersheim evangelisch gehalten wurde. Kurz nach dieser Zeit traten die Kämpfer von der Bühne des Lebens ab. Noch ehe ein Jahr seit ihrer Rückkehr vergangen war, starb die Äbtissin aus dem Böhmerland am 10. April 1589, nachdem sie mehr als 60 Jahre in Gandersheim und Heerse gelebt hatte; am 3. Mai 1589 folgte ihr Herzog Julius nach. — Eine neue Epoche der Geschichte Gandersheims zog herauf (s. Kurt Kronenberg: Die Reformation des Reichsstiftes Gandersheim durch Herzog Julius v. Braunschweig im Jahrbuch für niedersächsische Kirchengeschichte 1968).

## *Dat Osterfuier in Halchter*

von Fritz Tacke

Et is all 'ne ganze Re'e Jahre häre, dat in Halchter dat Osterfuier for de Junken un ok for de Olen immer 'ne grote Upräjunge mit sick brochte. All vele Wochen vor Ostern fung dat an. Sauballe de Schaule aut was, hālen sick de groten Jungens ainen Treckeossen von'n Rittergaue un spannen dān vor Māhrdorp sāinen Spargelwā'en. Damidde foiern se denn von Hoff tau Hoff un hālen ole Struiker, Bōme, Teerfāte un andere braukbāre Hōlter tausamme. Dat brochten se denn alles up ainen Haupen in'n Holtwinkel. Dort word alles uppestāpelt. Et Sōnnābends vor Ostern word dān ganzen Dach kutschāiert, um alles nā 'er Mergelkaule boben up'm Barje an'n olen Holtwāch tau schaffen.

Denn word de ganze Nacht bet taun ersten Osterdach dābāī Wache 'holen. Ofte harren nāmlich de wulfenbüttelschen Jārtnrājungens von 'n Kolendāle un 'n Harzedore dat Holt all vorhār annestoken. Wenn et denne ok 'ne jewaltije Slacht gaff un de Wulfenbüttelschen dorch de Felder bet hen nā 'r Stadt edreben worren, was āwer doch en ganz Dail von dān Osterholte vorhār awwebrennt. Darumme het wāī de Wachen uppestellt.

Doch endlich was de erste Osterāabend annekomen, un nau was dat ganze Dorp up'm Bainen. De groten Jungens weren all midd' en Jemainedainer Thedor Boden bāī dān Holthaupen un mākē das Fuier an. Nau trecken alle Olen mit ehren Kindern ohne Autnahme, raik un arm, dān Barch nā 'n Fuier rupper. Wat gaff dat for 'ne Freude! Dāe Olen stoken dān Kindern de Fuierwardsdinger an, un dat gaff en Bārenjeknalle. Dābāī brenne un knaddere dat Osterfuier feste midde. Wecke laiten ok Raketen hochflāi'en, un denne raipen de Kinder: „Dat was māīne, dā is up'm hōjjersten eflo'en!“ Dā ole Thedor Bode passe bāī 'n Fuier up, datt kainder tau dicke herankamm un nist passaīern de.

Bet nā'n Elme un bet nā'n Falltaine kommen wāī von dā aut up allen Barjen bāī 'n Dōrpern de Osterfuier brennen saien. De daipe Indruck, dān disse schöne ole Brauk up de Groten und de Lūtjen emāket harre, hat kainder verjetten können.

# Alte Bauernrätsel aus Warbsen im Kreis Holzminden

gesammelt von Carl Werner

(Vorbemerkung des Schriftleiters: Einen Teil der folgenden Rätsel hat schon R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde 1901 aus der Umgegend von Braunschweig mitgeteilt. Wenn sie hier gleichwohl nochmals veröffentlicht werden, so geschieht es einerseits, um sie in den abweichenden Lautformen des ehemals braunschweigischen Weserkreises Holzminden vorzustellen und um andererseits zu zeigen, wie weit gleiche oder ähnliche Formulierungen in der Volksdichtung unserer Heimat verbreitet waren, ist Warbsen von Braunschweig in der Luftlinie doch 80 km entfernt. Um dem Leser das Vergnügen am eigenen Raten nicht zu nehmen, setzen wir die Lösungen erst ans Ende der ganzen Rätsel-folge. Für diejenigen, denen das Warbsener Platt zu fremdartig und unverständlich erscheint, wird hier hinter jedem plattdeutschen Text auch eine Übertragung ins Hochdeutsche geboten.)

1. De Büuere foiert mit Twäen, de Gräf mit Väiren, de Könich mit Sessen; un weär mit Sieb'm? = *Der Bauer fährt mit Zweien (d. h. 2 Pferden), der Graf mit Vieren, der König mit Sechsen; und wer mit Sieben?*
2. Weär et mäket, däi will et nich, weär et drächt, behölt et nich, weär et köft, däi brüuket et nich, un weär et brüuket, dä wait et nich = *Wer es macht, der will es nicht, wer es trägt, behält es nicht, wer es kauft, der braucht es nicht, und wer es braucht, der weiß es nicht.*
3. Weär gait in'n Holte un laīt in'n Dörpe? = *Wer geht im Holze und liegt im Dorfe?*
4. Wüe laīt de Håse up'm wärmersten? = *Wo liegt der Hase am wärmsten?*
5. Wat hānget an d'r Wand un het 'n Kopp dör 'n Å(r)s etrecket? = *Was hängt an der Wand und hat den Kopf durch den Arsch gezogen?*
6. Eck will, wat maīne Frūu will, un maīne Frūu will, wat eck will; eck will āwer nich, dat maīne Frūu dat will, wat eck will. = *Ich will was meine Frau will, und meine Frau will, was ich will; ich will aber nicht, daß meine Frau das will, was ich will.*
7. Et krūppet en Mānneken öower 'n Hoff, däi dachte: Büuere, bind dāin Hānen an, däi Hund bitt meck nich! Weär is dat? = *Es kriecht ein Männchen über den Hof, der (d. h. das) dachte: Bauer, bind den Hahn an, der Hund beißt mich nicht! Wer ist das?*
8. Weär het vīele Augen un kann doch nich kaīken? = *Wer hat viele Augen und kann doch nicht kucken?*
9. Hinnen fritt et, un vorn schitt et. Wat mach dat saīn? = *Hinten frißt es, und vorn schießt es. Was mag das sein?*
10. Tain Tātern gingen ümme ain'n Baum; se snātern un tattern, bet se dāin Baum votiert harr'n. Wat is et? = *Zehn Zigeuner gingen um einen Baum; sie schnatterten und hantierten, bis sie den Baum verzehrt hatten. Was ist es?*
11. Hinder üusen Hūuse hānget en rauen Swippswapp; wüe geārn hārre eck dāin laif ehat. Wat is et? = *Hinter unserem Hause hängt ein roter Schwippschwapp; wie gern hätte ich den lieb gehabt. Was ist es?*



12. Hinder üusen Hüuse stait 'ne Krickelkrackelkrüuse. Je dülder de Wind wait, seck Krickelkrackelkrüuse drait. Wat is dat? = *Hinter unserem Hause steht eine Krickelkrackelkrause. Je toller der Wind weht, (je mehr) sich Krickelkrackelkrause dreht. Was ist das?*
13. Hinder üusen Hüuse stait 'ne Krickelkrackelkrüuse. Se maiget 'er in un schaïtet 'er in, un waï stippet 'er üuse Stücke in = *Hinter unserem Hause hängt eine Krickelkrackelkrause. Sie pissen da hinein, sie scheißen da hinein, und wir tunken unsere Brotschnitte da hinein.*
14. Weär flücht öower et Hüusdack un het weä'er Laïf noch Fitje? = *Wer fliegt über das Hausdach und hat weder Leib noch Flügel?*
15. Weär het Spöör'n un ritt nich? = *Wer hat Sporen und reitet nicht?*
16. Weär gait ümme et Holt un stellt Telders up? = *Wer geht um das Holz und stellt Teller auf?*
17. Wecke Knecht is nich junk ewest? = *Welcher Knecht ist nicht jung gewesen, d. h. geboren?*
18. Wat for Schau het noch nemmes kaput egân? = *Was für Schuhe hat noch niemand kaputt gegangen?*
19. Weär gait up'm Koppe nâ'r Kerken? = *Wer geht auf dem Kopfe zur Kirche?*
20. Weär het kainen Stock un kann doch slâ'en, kaine Foite un kann doch gâen? = *Wer hat keinen Stock und kann doch schlagen, keine Füße und kann doch gehen?*
21. In'n Sommer kaïk' eck deck nich an, âwer in'n Winter bist düu meck de rechte Mann. Wat is et? = *Im Sommer kucke ich dich nicht an, aber im Winter bist du mir der rechte Mann. Was ist es?*
22. Weär snurrt un beddelt nicht? = *Wer schnurrt und bettelt nicht?*
23. Röppt de Kuckuck vor Johannesdâge oder d'rnâ? = *Ruft der Kuckuck vor Johannistag oder danach?*
24. Weär springet un hucket baï tain Grâd Külle in'n Hemme 'rümmer? = *Wer springt und hüpfet bei 10 Grad Kälte im Hemde herum?*
25. Wat gait in't Holt païp'm un kümmt herüut schaït'n? = *Was geht ins Holz pfeifen und kommt heraus scheißen?*
26. Weär frett un drinket un pisset nich? = *Wer frißt und trinkt und pißt nicht?*
27. Wat secht de Hâne tean Worm, wenn hai 'n in'n Snâwel het? = *Was sagt der Hahn zum Wurm, wenn er ihn im Schnabel hat?*
28. Wat het 'n Schümmel for Hâre? = *Was für Haare hat ein Schimmel?*
29. Vonnâer fanget lütje Änten an te swimmen? = *Wann fangen kleine Enten zu schwimmen an?*
30. Vonnâer het 'n Hâse de maisten Löcker under 'n Balge? = *Wann hat ein Hase die meisten Löcher unter dem Balge?*
31. Uuse aule Großvâder kümmt sea hauch von'n Himmel 'runder, hai hett 'n hölten Propp im Mâ(r)se. Wat soll dat woll saïn? = *Unser alter Großvater kommt so hoch vom Himmel herunter, er hat einen hölzernen Pfropfen im Hintersten. Was sollte das wohl sein?*

32. Rûu, rûu, relle, väier rûue Felle, Snurjebuiel un Knappsack, râ' mâl, wat is dat? = *Rauh, rauh, relle, vier rauhe Felle, Bettelbeutel, Knappsack, rate mal, was ist das?*
33. Wat krüppet up Brâken un Bôäme un het kaine Baine? = *Was kriecht auf Bruchholz und Bäume und hat keine Beine?*
34. Wat schraît in'n Holte un is in'n Dörpe? = *Was schreit im Holze und ist im Dorfe?*
35. Wat gait öower Tüun un Brâken un rieget nain Sprick an? = *Was geht über Zaun und Bruchholz und rührt kein, dürres Hölzchen an?*
36. Hinder üusen Hüuse stait 'n Baum; haïer en Baum, då en Baum. In dâin Baume licht en Nest; haïer 'n Nest, då en Nest. In dâin Neste sitt en Ai; haïer 'n Ai, då en Ai. An dâin Ai sitt en Placken; haïer 'n Placken, då en Placken. Râ' mâl, wat mach dat saïn? = *Hinter unserem Hause steht ein Baum; hier ein Baum, da ein Baum. In dem Baume liegt ein Nest; hier ein Nest, da ein Nest. In dem Neste sitzt ein Ei; hier ein Ei, da ein Ei. An dem Ei sitzt ein Fleck; hier ein Fleck, da ein Fleck. Rate mal, was mag das sein?*
37. Enje Puténje licht up 'r Bank; Enje Puténje trummel' von d'r Bank; Enje Puténje brack et Laif entwai. Wat is dat? = *Enje Putenje liegt auf der Bank; E. P. rollte von der Bank; E. P. brach den Leib entzwei. Was ist das?*
38. Kain Spann Päre trecket herüüt, wat eck mit ainer Hand in 'e Biecke smaïte. Râ', wat dat saïn kann? = *Kein Gespann Pferde zieht heraus, was ich mit e i n e r Hand in den Bach werfe.*
39. Et kamm en Mann von'n Himmel mit'n witt'n Schimmel, woll' de ganze Welt bedecken, konn' nich öower 't Wâter recken. Wat was dat? = *Es kam ein Mann vom Himmel mit einem weißen Schimmel, wollte die ganze Welt bedecken, konnte nicht über das Wasser reichen. Was war das?*
40. 'ne Keärl ging öower Land, dâi drauch 'ne Gräip'm up'm Nacken. An'r Gräip'm saiten drai Ticken, an jeder Ticken hänge 'ne Kaïp'm, in jeder Kaïp'm saiten drai Katten, jede Katte mit sieb'm Lütjen. Nüu râ' mâ, wuviel Baine gingen öower Land? = *Ein Kerl ging über Land, der trug eine Mistgabel auf dem Nacken. An der Mistgabel saßen drei Zinken, an jedem Zinken hing eine Kiepe, in jeder Kiepe saßen drei Katzen, jede Katze mit sieben Jungen. Nun rate mal, wieviele Beine gingen über Land?*
41. Hänget twai Pull'n an d'r Wand, un is kain König von Engeland, dâi d'r nich üüt edrunken het. Wat is et? = *Hängen 2 Flaschen an der Wand, und ist kein König von England, der nicht daraus getrunken hat. Was ist es?*
42. An'n Däge gå eck up un dâl upr' Däil, âwer 'n Åmd mott eck in d'r Ecke ståen. Wäer is dat = *Am Tage gehe ich auf und ab auf der Däile, aber am Abend muß ich in der Ecke stehen. Wer ist das?*
43. Wenn nïegen Lunjers up'm Baume sittet, un et weärd davon drai herunder-'schöoten, wüviele bläivet denn noch sitten? = *Wenn 9 Spatzen auf dem Baume sitzen, und es werden 3 heruntergeschossen, wieviel bleiben dann noch sitzen?*
44. Witt smaït eck et up et Dack, gäil kümmt et wiär dâl. Wat is dat? = *Weiß werfe ich es auf das Dach, gelb kommt es wieder herab. Was ist das?*

Auflösungen: 1. De Siēwehändlār = *Der Siebhändler*. 2. 'n Sarg = *Ein Sarg*. 3. De Daich in 'n Troge = *Der Teig im Backtroge*. 4. In'r Brätpan'n = *In der Bratpfanne*. 5. En Lopp Gårn = *Ein Gebinde Garn*. 6. Heäre saīn = *Herr im Hause sein*. 7. 'n Rāigenworm = *Ein Regenwurm*. 8. De Kartuffel = *Die Kartoffel*. 9. 'ne Snāilā'en = *Eine Futterschneidelade*. 10. De baiden Hāne baī'n Spinn'n = *Die beiden Hände beim Spinnen*. 11. 'n Kirschenbaum. 12. Brūne Kaul = *Brauner Kohl*. 13. 'ne Immenlacht = *Ein Bienenstand*. 14. 'n Lauwesblatt = *Ein Laubblatt*. 15. De Hāne = *Der Hahn*. 16. De Hūsfrūu, wenn se 'n Disch deckt = *Die Hausfrau, wenn sie den Tisch deckt*. 17. De Stiewelknecht = *Der Stiefelknecht*. 18. De Hanschen = *Die Handschuhe*. 19. De Scheanāgel = *Der Schuhnagel*. 20. De Üuer = *Die Uhr*. 21. De Oob'm = *Der Ofen*. 22. 'ne Katte = *Eine Katze*. 23. Hai röppt jümmer Kuckuck = *Er ruft immer Kuckuck*. 24. 'n Flau = *Ein Floh*. 25. 'ne Sāge = *Eine Säge*. 26. De Hoinder = *Die Hühner*. 27. Gårnicks = *Garnichts*. 28. Peārhāre = *Pferdehaare*. 29. Wenn se in't Wāter kuamet = *Wenn sie ins Wasser kommen*. 30. Wenn 'e öower 't Stoppel löppet = *Wenn er über die Stoppel läuft*. 31. De Klotz an'n Treckeborn = *Der Klotz am Ziehbrunnen*. 32. 'n Knecht mit'n Spann Peāre = *Ein Knecht mit einem Gespann Pferde*. 33. De Riewelranken = *Schlingpflanze*. 34. Et Kind in'r Wāgen = *Das Kind in der Wiege*. 35. De Schatten. 36. 'n Feld Vaīzebaun'n = *Ein Feld Vizebohnen*. 37. 'n Ai = *Ein Ei*. 38. 'ne Handvull Solt = *Eine Handvoll Salz*. 39. De Snā = *Der Schnee*. 40. Twai blaut = *Zwei nur*. 41. De Mudderbost = *Die Mutterbrust*. 42. De Daschefflāgel = *Der Dreschflegel*. 43. Gār kaine (, die anderen flogen fort). 44. 'n Ai = *Ein Ei*.

## AUS DER HEIMATPFLEGE

### *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1968*

#### 1. Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Die winterliche Studienfahrt, die alljährlich wirtschaftsgeschichtliche oder kulturelle Besichtigungen mit einem gemeinsamen Schlachtestessen verbindet, führte diesmal am 26. Januar in den Amtsbezirk Vechelde. Zuerst ging es nach Wierthe zur Zuckerrefinerie, wo Direktor Herbst im Sitzungssaal einen einleitenden Vortrag über den Strukturwandel der braunschweigischen Zuckerindustrie in den letzten hundert Jahren sowie über moderne Produktionsmethoden und Absatzprobleme sprach und anschließend die Fließbandarbeiten in der Verpackung vorführte, die dankenswerterweise an dem sonst arbeitsfreien Sonnabend für die Besichtigung in Betrieb gesetzt worden war. Jeder Teilnehmer bekam zum Schluß eine Tragetasche mit Zuckerproben in verschiedenen Packungen als großzügiges Abschiedsgeschenk. Von Wierthe wurde nach Vechelde weitergefahren zum Besuch des vorbildlichen Neubaus der Mittelpunktschule. Nach Begrüßungsworten des Oberkreisdirektors Geffers und einem Lichtbildervortrag des Kreisoberbaurats Kalanke über die Planung und bauliche Gestaltung des Vechelder Schulzentrums zeigten Rektor Starke und Konrektor Baer den in 2 Gruppen aufgeteilten Fahrtteilnehmern Klassenräume, Lehrer-, Lehrmittel- und Biblio-

thekezimmer und beantworteten in angeregten Aussprachen organisatorische und unterrichtstechnische Fragen der lebhaft interessierten Besucher. Auf diese Besichtigung folgte das Schlachtfestessen in der Vechelder Gaststätte „Geldmacher“, wo gemischte Wurst- und Aufschnittplatten geboten wurden. Den Abschluß bildete ein Vortrag von Dr. W. Flechsig über „Tafelfreuden der Braunschweiger im 18. und frühen 19. Jahrhundert“.

Am 29. Februar fand im Vortragssaale des Landkreises Braunschweig am Eiermarkt in Braunschweig ein Lichtbildervortrag von Dr. W. Hartwich über „Kleinode der braunschweigischen Pflanzenwelt und Probleme ihrer Erhaltung“ statt. Am 18. April wurde im gleichen Saale die Jahreshauptversammlung abgehalten. Es berichteten Oberkreisdirektor Geffers als 1. Vorsitzender über die Vereinsarbeit im Jahre 1967 und Dr. H. A. Schultz als Schatzmeister über Einnahmen und Ausgaben der Vereinskasse im gleichen Zeitraum. Daran schloß sich der Bericht der Kassenprüfer, die nichts zu beanstanden gefunden hatten und der umsichtigen Kassenführung wieder uneingeschränktes Lob zollten. Auf ihren Antrag erteilten die versammelten Mitglieder dem Vorstände Entlastung. Unter dem Punkt „Verschiedenes“ wurde vom Vorstände eine Änderung der §§ 5 und 6 der Vereinssatzung vorgeschlagen, die dazu dienen sollte, die Gemeinnützigkeit des Landesvereins dem Finanzamt auch im Hinblick auf die steuerliche Absetzbarkeit von Mitgliedsbeiträgen und Spenden nachzuweisen. Diese Satzungsänderung wurde von der Versammlung einstimmig beschlossen. Auf den geschäftlichen Teil folgte ein Lichtbildervortrag von Oberforstmeister Strüwer aus Mariental über „Landschaftsschutz im Landkreis Helmstedt“.

Die Veranstaltungen des Sommerhalbjahres begannen mit der 1. Studienfahrt am Sonnabend, dem 25. Mai, in die Amtsbezirke Schöningen und Schöppenstedt. Nach der schönen Anfahrt durch den maiengrünen Elm wurden die Fahrtteilnehmer durch den Forstverwalter der Braunschweigischen Kohlenbergwerke, Otto Homuth, am Eingang von Schöningen empfangen und rund um das Abbaugelände und die Abraumkippen der BKB geleitet, wobei er im langsam fahrenden Bus allgemeine Erklärungen über die landschaftsgestalterischen und forsttechnischen Probleme der Aufforstung der Kippen gab. Eine kurze Wanderung durch den ältesten Bestand des nach dem Kriege aufgewachsenen Neuwaldes machte die Erfolge dieser mühevollen Pionierarbeit augenfällig, die zu einer wesentlichen Bereicherung des Landschaftsbildes der bisherigen Kultursteppe im Südosten des Kr. Helmstedt geführt hat. Bei der anschließenden Kaffeetafel in der Werksgaststätte Alversdorf, wo die Fahrtteilnehmer Gäste der BKB sein durften, zeigte Forstverwalter Homuth in einem ergänzenden Lichtbildervortrag anhand von alten und neuen Aufnahmen der gleichen Aufforstungsflächen, wie sich die Anpflanzungen im Laufe der letzten 2 Jahrzehnte schrittweise entwickelt haben. Auf der Rückfahrt von Alversdorf zum Elm wurde in Samleben noch einmal Halt gemacht, um unter Führung von Pastor Behrens die in der letzten Zeit vorzüglich restaurierte barocke Innenausstattung der Dorfkirche zu betrachten. Zum stimmungsvollen Ausklang des erlebnisreichen Tages gab der Musikstudent Bürger aus Schöppenstedt dort Proben des klanglichen Farbenreichtums der Barockorgel, deren Restaurierung noch nicht ganz abgeschlossen ist.

Die 2. Studienfahrt am Sonntag, dem 23. Juni, ging in den Weserkreis Holzminden, um den vielen Mitgliedern, die wegen des frühen Ausverkaufs einer ähnlichen Fahrt im Vorjahre hatten zurückstehen müssen, die erneute Besichtigung der Porzellanmanufaktur in Fürstenberg unter Führung von Direktor Beyer und den Genuß der Kaffeetafel in Neuhaus mit der anschließenden Sollingfahrt nach Einbeck zu vermitteln. Auch diesmal war wieder in Holzminden Gelegenheit zum Mittagessen geboten. Anstelle des vorjährigen Rundganges durch die Holzmindener Altstadt wurde jedoch jetzt nach der Mittagspause ein Abstecher über die Weser nach Corvey zur Besichtigung der frühmittelalterlichen Klosterkirche und des Barockschlosses des Fürsten Ratibor mit seinen Erinnerungen an den Schloßbibliothekar Heinrich Hoffmann von Fallersleben unternommen, was für nicht wenige Teilnehmer der vorjährigen Holzminden-Fahrt Anreiz genug war, wieder mitzufahren.

Am Sonnabend, dem 24. August, wurde die halbtägige 3. Studienfahrt unternommen, um den Südwestrand des Harzes zu besuchen. Besichtigt wurde zunächst von Badenhäusern aus unter Führung von Dr. H. A. Schultz im Beisein der zur Begrüßung erschienenen Badenhäuser Gemeindevertreter die steil über der anmutigen Söse-Niederung aufragende „Hünenburg“, deren mittelalterliche Wehranlagen und Gebäudefundamente, obwohl vom Waldwuchs stark überwuchert, noch immer eine eindrucksvolle Vorstellung von ihrer früheren strategischen Bedeutung vermitteln. Dann wurde die Fahrt nach Osterode fortgesetzt. Hier zeigte Stadtdirektor Dr. Granzin das Innere der Stadtpfarrkirche St. Ägidii mit ihrer interessanten Ausstattung aus dem 16. und 17. Jahrhundert (u. a. Grabsteine der letzten braunschweigischen Herzöge aus der Linie Grubenhagen), das Rathaus, die z. T. noch gut erhaltene spätmittelalterliche Stadtmauer, bemerkenswerte Fachwerkhäuser und das monumentale Kornmagazin für den Oberharz von 1722. Nach der Kaffeetafel im Hotel „Stadt Osterode“ erfolgte die Rückfahrt nach Braunschweig über den Westharz, auf der Osteröder Straße an Buntenbock vorbei nach Clausthal und durch das Innerstetal vorbei an Wildemann, Lautenthal und der neuen Innerstetalsperre, wobei sich noch manche Gelegenheit bot, aner kennenswerte wie tadelns werte Eingriffe des Menschen in das ursprüngliche Landschaftsbild zu erörtern.

Die halbtägige 4. Studienfahrt führte zu historischen Stätten zwischen Oker und Innerste. Am Fuße des Harly zwischen Schladen und Vienenburg erwartete Kreisheimatpfleger Himstedt aus Wiedelah die Heimatfreunde, führte durch den Bergwald hinauf zu den Überresten der im 13. Jahrhundert bedeutenden welfischen Harlingeburg und jenseits wieder hinab durch die landschaftlich reizvolle Wedde-Aue über das Flübchen nach Wöltingerode. Nach der Kaffeerast im dortigen Klosterkrug sprach Dr. H. A. Schultz in der romanischen Klosterkirche über deren Baugeschichte und das Geschlecht der Edelherren von Wöltingerode. Dann ging die Fahrt weiter nach Salzgitter-Ringelheim zur Besichtigung der im Innern vorzüglich restaurierten ehemaligen Klosterkirche. Hier übernahm Pastor Sueren die Führung, berichtete über die Geschichte des Klosters Ringelheim, die Restaurierung der Kirche und ihre Kunstschätze. Besonderen Eindruck auf die Besucher machten außer dem berühmten romanischen Kruzifixus und den Ausstattungsteilen der Barockzeit die prächtigen alten Meßgewänder und anderen Gegenstände des Kirchenschatzes in der Sakristei, die, jahrzehntelang vergessen und verborgen, erst vor kurzem von Sueren aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt wurden und nun dankenswerterweise den Kunstfreunden zugänglich gemacht werden.

Am Sonntag, dem 6. Oktober, war der Nordteil des Kr. Alfeld das Ziel der ganztägigen 5. Studienfahrt. Der hochverdiente und trotz seines Alters noch immer unermüdliche Kreisheimatpfleger Wilhelm Barner hatte sich den braunschweigischen Heimatfreunden für den ganzen Tag zur Verfügung gestellt, um ein reichhaltiges Besichtigungsprogramm durchzuführen, dessen Einzelheiten er selbst ausgewählt hatte. Er empfing die Fahrtteilnehmer mit der Sekretärin des Alfelder Heimatmuseums in Nordstemmen, stieg in den Bus um und zeigte uns am Vormittage nacheinander die Dorfkirche in Mahler ten mit ihren romanischen Fresken, den „Salzbrink“ und die Salzquellen bei der ehemaligen Saline Heyersum, das ausgedehnte bronzezeitliche Hügelgräberfeld im benachbarten Osterholz und das ehemalige Kloster Haus Escherde. Nach der Mittagspause in Gronau führte Barner nach Rheden zu der romanischen Dorfkirche mit ihren rätsel vollen Reliefs am oberen Teil des Turms und am Tympanon der Seitentür sowie zu der Stätte des ehemaligen fränkischen Königshofs Brüggen an der Leine. Den geselligen Abschluß der erlebnisreichen Fahrt bildete die Kaffeetafel in Alfeld, wo der Vereinsvorsitzende Herrn Barner den Dank aller Teilnehmer für die aufopfernde und überaus anregende Betreuung der Heimatfreunde aussprach.

Das Winterprogramm wurde eröffnet durch die Vorführung des vom Landkreis Braunschweig finanzierten Kulturfilms über das Kreisgebiet, den Peter Hartmann unter dem Titel „Zwischen Fachwerk und Fließband“ gedreht hat, um den Wandel der alten bäuerlichen Wirtschaftsstruktur dokumentarisch darzustellen. Die Veranstaltung fand am 5. Dezember im Saal der Kreisverwaltung am Eiermarkt statt.

## 2. Monatsversammlungen

Die geselligen Monatsversammlungen der Mitglieder in der „Badeschänke“ zu Braunschweig, die dem Gedankenaustausch über die verschiedenartigsten aktuellen Themen der Heimatforschung und Heimatpflege dienen sollen, fanden 1968 am 4. Januar, 7. März, 2. Mai, 6. Juni, 5. September, 3. Oktober und 7. November statt.

Es sprachen Studienrat i. R. Hartmann über „Neue Streifzüge eines Heimatschützers mit der Kamera durch das Riddagshäuser Naturschutzgebiet und seine Umgebung“ (mit Lichtbildern), Dr. W. Flechsig über „Pfingsten und Johannis im Volksbrauch unserer Heimat“ und über „Ostfälische Erntebräuche im Lichte neuer Forschungen“, Dr. H. A. Schultz über die „Bestandsaufnahme der Wasser- und Windmühlen im Salzgitter-Gebiet“ (mit Lichtbildern) und über „Die Gebeine des Grafen Ekbert und der Gräfin Gertrud im Braunschweiger Dom“ (mit Lichtbildern). An einem der Abende setzte Dr. H. A. Schultz seine allseits beliebte „Quiz“-Reihe „Kennst du die Heimat?“ mit der Vorführung neuer Farbdias aus dem Bildarchiv unseres Landesvereins fort, wobei es Landschaftsteile, Ortsbilder und Baudenkmale aus ungewöhnlichen Blickwinkeln zu raten gab. Ein anderer Abend war damit ausgefüllt, beliebige fachliche Fragen aus dem Kreise der anwesenden Mitglieder zu erörtern, wobei sich hauptsächlich Dr. Schultz und Dr. Flechsig in die Beantwortung teilten.

## 3. Arbeiten des Vorstandes

Sitzungen des Vorstandes wurden am 9. Januar, 29. Februar, 2. Mai, 4. September und 7. November in der Geschäftsstelle des Landesvereins in Braunschweig, Mönchstraße 1, abgehalten. Zur Erörterung kamen an organisatorischen Dingen die Vorbereitung für die Jahreshauptversammlung, die Studienfahrten und die öffentlichen Vortragsabende, der Postversand der Vereinsveröffentlichungen und die Änderung der §§ 5 und 6 der Vereinssatzung. Neben Aussprachen über die inhaltliche Gestaltung der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ wurde auch über die Finanzierung eines Gesamtinhaltsverzeichnisses der Vereinszeitschrift vom Jahrgang 1 bis 54 beraten. Dabei legte Dr. Schultz das von ihm erarbeitete Zettelmanuskript des Inhaltsverzeichnisses vor, dessen baldige Drucklegung sowohl von den Mitgliedern wie von öffentlichen Bibliotheken dringend gewünscht wird. Unter den Aufgaben der praktischen Heimatpflege standen solche des Naturschutzes im Vordergrund des Interesses bei den Vorstandssitzungen. Zunächst verwandte sich der Vorstand mit Erfolg bei der Stadt Braunschweig dafür, daß anstelle des leider allzu früh verstorbenen Studienrates G. Schridde Oberstudienrat Dr. W. Hartwich als dessen Nachfolger im Amt des Stadtbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege bestellt wurde, nachdem Dr. Hartwich schon im Vorstande des Landesvereins Schriddes Obliegenheiten als Naturschutzreferent übernommen hatte. Beraten wurde über kritische Äußerungen Dritter zur Einrichtung der Vogelberingungsstation der Stadt Braunschweig auf dem Rieselgut Steinhof, über die Absperrung eines von Erdfällen bedrohten Teiles des Nußbergs bei Braunschweig, über die Zukunft des ehemaligen Entenfängerhauses im Naturschutzgebiet Riddagshausen, über den eines Landschaftsschutzgebietes unwürdigen Zustand des v. Pawelschen und Olper Holzes und über die Aufforstung der durch die früheren Oberharzer Hüttenbetriebe mit Bleirückständen vergifteten Schotterflächen an den Ufern der Innerste. Über den Verlauf und die Verhandlungen des letzten Niedersachsentages berichtete Dr. Schultz als stellvertretender Vorsitzender des Niedersächsischen Heimatbundes.

Im September wurden zwei hochverdiente Heimatschützer durch Glückwunschbesuche mit Festgaben seitens des Vorstandes geehrt, und zwar der Ehrenvorsitzende Oberbaurat a. D. Gottfried Hartwig anläßlich seines 80. und das Vorstandsmitglied Rechtsanwalt i. R. Heinz Mollenhauer anläßlich seines 75. Geburtstages. Beide Jubilare erfreuen sich noch immer körperlicher wie geistiger Rüstigkeit und Spannkraft, und es ist daher zu hoffen, daß sie noch manches Jahr mit ihren jahrzehntelangen Erfahrungen in der Heimatschutzarbeit unserem Landesverein als Ratgeber wertvolle Dienste leisten können.

Fl.



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

55. Jahrgang

Juli 1969

Heft 2

## *Alversdorf verschwindet . . .*

Ein weiterer Ort des Landkreises Helmstedt weicht dem Bergbau <sup>1)</sup>

von H. A. S c h u l t z

Im Kreisgebiet Helmstedt erstreckt sich — geologisch gesehen — die wirtschaftlich so bedeutsame Braunkohlenmulde vom Nord-Westen (Dorm) nach dem Süd-Osten und wird durch den Barneberg-Offlebener Buntsandsteinrücken in eine westliche — die Alversdorfer Mulde — und in eine östliche — die Hohnsleber Mulde — geteilt.

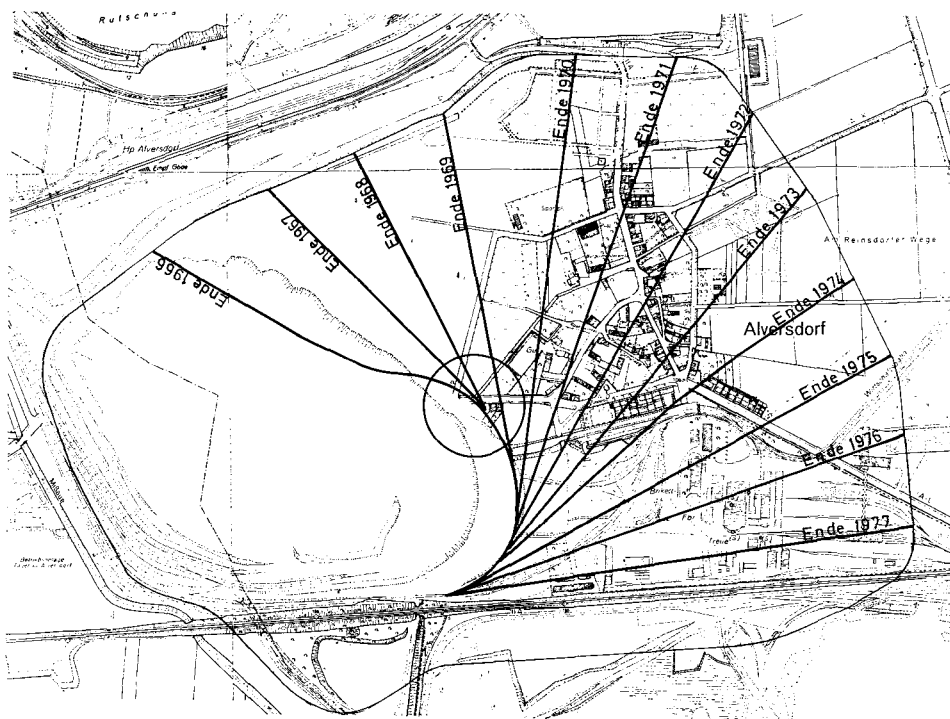
In der „Geographisch-statistischen Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg“ 1803, (Bd. II, S. 96) nennen die Verfasser G. Hassel und K. Bege für die Zeit um 1800 Alversdorf <sup>2)</sup>, ein Kirchdorf mit 1 Kirche, 1 Schule, die das Konsistorium besetzt, 5 Ackerhöfen, 5 Halbspannerhöfen, 5 Kothöfen, 10 Brinksitzerstellen. Sie heben besonders hervor, daß Alversdorf das beste Land im ganzen Amte Schöningen besitzt und ferner beträchtliche Wiesen hat, die aber nur grobes Futter geben, weshalb die Gemeinde die Stallfütterung eingeführt hat.

Mit dem ersten bekränzten Kohlezug begannen die Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke am Dienstag, 24. August 1965 bei Schichtwechsel die Förderung aus dem neu aufgeschlossenen Tagebau Alversdorf. Seine Kohlenvorräte — auf 35 Millionen Tonnen geschätzt — sollen in den kommenden 20 Jahren ausgebeutet werden. Wieweit dies in den einzelnen Jahren gehen soll, zeigt die folgende Karte.

Bei Beginn der Förderung betrug die offene Fläche des seit 60 Jahren ersten neuen Tagebaues 40 Hektar, die Tiefe etwa 40 m. Geplant ist, die Jahresförderung bis 1974 auf 4 Millionen Tonnen Braunkohle zu steigern. Die größte Ausdehnung soll einmal 150 Hektar und 80 m Tiefe sein. Für die Freilegung dieses Tagebaues müssen allein 50 Millionen Kubikmeter Abraum beseitigt werden.

Schmerzlich, aber erforderlich ist es, daß bei der Anlage dieses Tagebaues der gesamte Ort Alversdorf, einschließlich der Brikettfabrik „Treue“, verschwinden muß. Nun — Alversdorf ist nicht der erste Ort, der derart schlimm in Mitleidenchaft gezogen wird. Unaufhörlich hat sich die Landschaft um Schöningen und Helmstedt verändert. Gewässerläufe, Straßen und Eisenbahnen mußten mehrfach verlegt werden. 1949 wurde das Dorf Büddenstedt beseitigt. Die Bevölkerung erhielt einige Kilometer ostwärts auf dem als kohlefrei bekannten Mittellücken in „Neu-Büddenstedt“ eine neue Dorfstätte. Weiterhin verschwand in den letzten Jahren Runstedt. Die Reihe ist nun an Alversdorf.

Die planerischen Vorarbeiten für die Anlage des Tagebaues und damit des Abbaues vom Ort Alversdorf gehen viele Jahre schon zurück. Bereits 1916/17



Ortslage Alversdorf und die Jahresstände im Tagebau Alversdorf, Plan 18. 10. 1965.

Die Veröffentlichung dieser Karte geschieht mit Genehmigung der Herren des Vorstandes der BKB vom 13. 5. 1969.

wurden erste Höfe an die BKB verkauft. Ein allgemeines Bauverbot im Dorfe besteht jedoch erst seit 1944.

Nach den Unterlagen, die dank der sehr guten Unterstützung der Herren des Vorstandes der BKB — ich darf an dieser Stelle besonders herzlich Herrn Direktor Jähne und Herrn von Unruh danken — bei den einzelnen Dienststellen und bei Herrn Gemeindedirektor Krukenberg in Alversdorf selbst eingesehen werden konnten, sind bereits mit dem Stande vom 1. 6. 1969 folgende Gebäude<sup>3)</sup> abgebrochen:

Nr. ass. 2 — **Frei-Ackerhof**, Rosenwinkel 2. 1547 Lorenz Eggers, 1650 Jacob Rennau (teilte den Hof in zwei Halbspännerhöfe, Nr. ass. 2 und Nr. ass. 24). Im Volksmunde jetzt: ehemalige Schäferei. 1918 an BKB. Abgebrochen August 1967.

Nr. ass. 3 — **Brinksitzerhof**, Rosenwinkel 3. 1754 Christoph Gödecke (Jacob Gödecke, Hartmann, Meyer, Pinkernelle, Günther). Gehörte zuletzt zu Nr. ass. 4. Abgebrochen 1958.

Nr. ass. 4 — **Dienst-Ackerhof**. 1547 Hans Gereke, 1919 Hugo Günther, 1956 an BKB. (G. nach Helmstedt verzogen, dort 1957 gestorben.) Abgebrochen 1957. Platz planiert, gärtnerische Anlagen, Kinderspielplatz 1962/63.

Nr. ass. 4b — Nebengebäude „an der Tränke“, sog. Forstgebäude. Abgebrochen Juni 1968.

Nr. ass. 7 — **Halbspännerhof**. 1545 Claus Gödecke (Schrenke, Müller, Günther, Schilling). 1918 an BKB. Nebengebäude abgebrochen.

Nr. ass. 11 — **Kothof**, Lindenstraße 11. 1547 Hans Wagenführer. (Märtens, Hartmann, Niederschlag, Kempe, Kauers.) 1954 an BKB. Abgebrochen Januar 1965.

- Nr. ass. 12 — **Halbspännerhof**, Lindenstraße 12. 1568 Hennig Pasche. (Jacobs, Gödecke, Beese, Sommerguth, Jacobs, Seleke, Mechau, Riekehr.) Schmiede. 1928 an BKB. Abgebrochen März 1969. Inschrift: „Wo Gott nicht schützt das Haus, / so richtet alle Müh nichts aus. / Wo Gott die Stätte nicht bewacht, / so hilft kein ... noch Kraft. / Hans Heinrich Goike anno 1747 Marie Elisabeth G. geb. Binrot.“
- Nr. ass. 12 d, e, f — Nebengebäude. Abgebrochen Februar 1965.
- Nr. ass. 15 — Friedhofsweg 15, gehörte zum Halbspännerhof Nr. ass. 8 (Schlosser Alb. Kruse). Wohn- und Nebengebäude. Abgebrochen Oktober 1968.
- Nr. ass. 18 — **Kothof**. 1547 Heinrich Jacobs. (Landwirt Wilhelm Siemens 1950.) Wohn- und Nebengebäude. Abgebrochen Juli 1966. S. verzogen nach Offleben, Jacobsche Mühle. Planiert im Dezember 1966, Rasenfläche hergestellt.
- Nr. ass. 19 — **Kothof**, Schulstraße 19. 1570 Max Betke. (Hartmann, Backhaus, Kremling, Baake.) 1953 an BKB. Baake erhielt den Dr.-Jacobs-Hof in Kneitlingen. Pächter: Willi Zimmermann, jetzt Fleitsmühle. Abgebrochen August 1966.
- Nr. ass. 25 — **Frei-Ackerhof**. 1547 Peter Wagenführer. (Wagenführer, Gehrecke, Ebering.) 1851. Gebäude mit Inschrift: „Wer frei seine Wirtschaft baut / und dabei auf Gott vertraut / der kann auch die Hoffnung hegen, nach dem Bau folge Segen.“ „H. J. Gerecke. Im Jahre 1851. A. M. Gerecke, geb. Wagenführ.“ 1917 an BKB. Abgebrochen Oktober 1968.
- Nr. ass. 28 — **Anbauerwesen**, Lindenstraße 28. 1765 erbaut. 1955 an BKB. Wohn- und Nebengebäude. Abgebrochen Oktober 1968.
- Nr. ass. 30 — **Backhaus**. Erbaut 1830. 1940 schon an BKB., dann verpachtet. 1961 abgebrannt, kein Wiederaufbau. Abgebrochen Dezember 1966.
- Nr. ass. 37 — **Alte Brennerei**, Schöninger Straße 37. „Spiritus-Brennerei Günther u. Co., Alversdorf.“ Seit 1928 im Besitz der BKB. Abgebrochen Juni 1966.
- Nr. ass. 42 — Einstmals „**Alte Schule**“ (ass. 14). 1874 an Joh. Heinr. Günther verkauft. Abgebrochen 1957.
- Nr. ass. 44 — **Wohnhaus**, Schulgasse 44. 1877 erbaut. 1963 an BKB. Wohnhaus mit Nebengebäuden. Abgebrochen Januar 1966.
- Nr. ass. 47 — **Wohnhaus**, Dr.-Heinr.-Jasper-Str. 47. 1884 erbaut. Abgebrochen Januar 1966.
- Nr. ass. 78 — **Geschäftshaus**, Schöninger Straße 78. 1908 erbaut. (Etzold Gemischtwaren-Geschäft.) Wohn- und Nebengebäude. Abgebrochen April 1968.
- Nr. ass. 109 — **Wohnhaus**, Schöninger Straße 109. 1935 erbaut. 1963 an BKB. Abgebrochen Juni 1968.
- Nr. ass. 110 — **Wohnhaus**, Schöninger Straße 110. 1935 erbaut. 1953 an BKB. Abgebrochen Oktober 1968.
- Nr. ass. 111 — **Wohnhaus**, Schöninger Straße 111. 1936 erbaut. 1963 an BKB. Abgebrochen Januar 1966.
- Nr. ass. 112 — **Wohnhaus**, Schöninger Straße 112. 1936 erbaut. 1950 an BKB. Abgebrochen Februar 1968.
- Nr. ass. 113 — **Wohnhaus**, Schöninger Straße 113. 1936 erbaut. 1952 an BKB. Abgebrochen August 1966.
- Nr. ass. 114 — **Wohnhaus**, Schöninger Straße 114. 1936 erbaut. Abgebrochen August 1967.
- Nr. ass. 115 — **Wohnhaus**, Schöninger Straße 115. 1936 erbaut. 1963 an BKB. Abgebrochen August 1967.

Somit besteht heute nur noch eine private Landwirtschaft — der Kosmaelsche Hof; alles andere bearbeitet das Gut Treue (1928).

In der Gemeindeverwaltung sind bisher keine größeren Veränderungen eingetreten. Mit vier Personen (vorher 5) ist diese gut besetzt. Auch das Standesamt ist noch tätig.

Anders sieht es bei der Schule aus. Sie ist seit 1. 8. 1968 aufgelöst. Der ehemalige Lehrer, Herr Rektor Ernst Kampe, wohnt noch als Pensionär in der Schulwohnung. Seit 1924 ist er hier tätig und weiß, daß von dem ersten Tage seiner Tätigkeit in Alversdorf an von dessen Auflösung gesprochen wird. Die Verände-



#### Dorfbild.

An die Stelle bereits abgebrochener Häuser ist eine gut gepflegte Rasenfläche mit einem Kinderspielfeld getreten.

rung und damit langsame Stillegung der Schule geschah stufenweise. 1959 wurde die Oberstufe (ab 5. Schuljahr) zur Mittelpunktschule nach Offleben gegeben. Nach einer Zwischenlösung, in der eine Beschulung mit Reinsdorf erfolgte, gehen jetzt die Schüler der Klassen 1—2 und 6—9 nach Offleben, der Klassen 4 und 5 nach Neu-Büddenstedt mit der Förderstufe. Die Klasse 3 besteht ja, bedingt durch die Kurzschuljahrsentwicklung zur Zeit nicht.

Wie wird für die Bevölkerung gesorgt, die Alversdorf verlassen muß? Schon 1957 war in Esbeck der Markmannsche Hof (Alte Kirchstraße 12) angekauft worden. Jetzt stehen dort 25 Einzelsiedlungen mit Einliegerwohnungen. Die Gemeinde Alversdorf hat dort mit Eigenmitteln 7 Wohnblöcke mit 46 Wohn-Einheiten geschaffen. Weitere Neubauten für Alversdorfer Familien wurden für 1,5 Millionen seit 1952 in Schöningen — insgesamt 74 Wohn-Einheiten — geschaffen, so auf der Eichendorffstraße Nr. 2, 4, 6, 8, 10, 12; auf der Helmstedter Straße Nr. 41, 42, 43. Weitere 18 Wohn-Einheiten wurden in den Häusern Wilhelmstraße Nr. 37, 38, 39 gebaut. Für 1969 sind noch 12 Wohn-Einheiten in Schöningen auf der Müller-Mühlenbein-Straße vorgesehen.



Einen düsteren Eindruck vermitteln die zum Abbruch bestimmten Häuser.

Viele Bauernhöfe weisen noch schöne Galerie-Umbauten auf (hier auf dem ehemals Güntherschen Hofe).



Um ein eindeutiges Bild von den Zahlen der noch umzusiedelnden Einwohner von Alversdorf zu bekommen, führte die Gemeindeverwaltung mit dem Stichtag 20. 3. 1969 eine Umfrage durch. In siedlungskundlicher Hinsicht sind die Ergebnisse recht aufschlußreich. Es bestehen noch 164 Haushaltungen mit 513 Einwohnern. Davon hielten sich 111 Haushaltungen mit 326 Einwohnern für umsiedlungsberechtigt. 53 Haushaltungen mit 187 Einwohnern waren nicht umsiedlungsberechtigt. Die 111 Haushaltungen reduzierten sich bei einer näheren Überprüfung auf 106, da 5 Haushaltungen amtlicherseits nicht für umsiedlungsberechtigt anerkannt werden konnten.

Auch waren die 106 Haushaltungen in einem weiteren Teil der Umfrage gefragt, wohin sie ziehen möchten. 92 Haushaltungen mit 268 Einwohnern wollen in der unmittelbaren Umgebung bleiben. 4 Haushaltungen hatten schon bereits mit eigenen Baumaßnahmen begonnen, als die Befragung erfolgte. Der Rest, d. h. 10 Haushaltungen mit 25 Einwohnern wollen das Kreisgebiet Helmstedt verlassen; einige verständlicherweise zu Verwandten ziehen (so nach Wolfsburg, Salzgitter, Braunschweig, Oker, Nordheim/Rhön, Berlin).



Ein Gebäude nach dem anderen fällt dem Bagger zum Opfer.

Beim Abbruch des Dorfes bleiben selbstverständlich auch nicht die Kirche<sup>4)</sup>, der Kirchhof<sup>5)</sup> und der Friedhof<sup>6)</sup> verschont. Die Pfarre wird seit langem sowieso schon von Neu-Büddenstedt betreut. Nach Mitteilung des Pastors Haferburg besteht der Vorschlag des Alversdorfer Kirchenvorstandes, Geld, Glocken, Uhr und Orgel der Clus-Kirche in Schöningen zu überlassen, evtl. dort, da die Clus-Kirche keinen Glockenturm besitzt, einen Alversdorfer Gedenkturm zu errichten. Über die Umstellung der vier, auf dem Kirchhof stehenden Gedenk- und Grabsteine besteht noch keine Klarheit:

**Kriegsgefallenen-Denkmal.** „Ihrer im Weltkriege Gefallenen — die dankbare Gemeinde Alversdorf 1924“ mit den Namen der 33 Gefallenen und weiteren Inschriften. Vierseitiger Obelisk mit aufgesetzter Kugel aus Elmkalkstein.

**Gedenkstein mit drei Figuren** (Vater, Mutter, Ehefrau). Dem Gedenken der Gefallenen und Vermissten der Gemeinde Alversdorf“ Entwurf: Prof. Schmidt-Reindahl, Königsutter. Ausführung: Firma Fr. Meinecke, Königsutter. Eingeweiht am 10. 6. 1956.

**Gedenkstein** (Stein aus dem Tagebau). „Den unvergessenen Toten unserer ostdeutschen Heimat“, eingeweiht am 13. 8. 1950.

**Grabstein** mit figürlicher Darstellung. Schrift verwittert. Soll der mündlichen Überlieferung nach von einem Bauern gesetzt sein, dem kurz hintereinander 3 Kinder starben.

Auf dem Dorfplatz wurde am Sedantage 1871 eine Friedenseiche zur Erinnerung an den Friedensschluß von Kotsaß und Gemeindediener Christoph Baake gepflanzt, die noch steht. Wie weiter erzählt wird, wurden an der Hauptstraße des Dorfes, der „Lindenstraße“, anläßlich des 50jährigen Regierungsjubiläums — 1881 — des Herzogs Wilhelm von Braunschweig 8 Linden gepflanzt. Sie wurden von Zeit zu Zeit ergänzt.

Bereits seit 1964 besteht in Alversdorf ein Beerdigungsverbot. Die Toten wurden vorwiegend in Esbeck und Schöningen beigesetzt. Findet die Bestattung im Umkreis von 10 km statt, übernehmen die BKB die Überführungskosten.

Alversdorf war — wie einleitend erwähnt — ein Dorf mit reichen Bauernhöfen. Einige Gebäude stehen heute noch und geben einen letzten Eindruck. Zum Teil sind es Höfe mit Galerie-Umbauten. Die alles einreißenden Kräne und Bagger sollen nicht alles vernichten. Ein Teil von diesem, so auch Inschriftbalken, sollen dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum in Braunschweig und dem Kreisheimatmuseum in Helmstedt zugeeignet werden.

---

<sup>1)</sup> Dieser Artikel soll ein erster Bericht von dem verschwindenden Alversdorf sein. Die Landesgeschichtliche Abteilung des Landesmuseums sammelt alle Einzelheiten, die in siedlungs- oder kulturgeschichtlicher Hinsicht wertvoll sind. Selbstverständlich ist damit auch ein eigenes Fotoarchiv verbunden.

<sup>2)</sup> Über die Geschichte des Ortes siehe: Rose, Karl, Heimatbuch des Dorfes Alversdorf, 1951; Rose, Karl, 1. Nachtrag zum Heimatbuch 1951—1963, 1964. (Zwei sehr verständnisvolle Arbeiten mit weiteren Literaturhinweisen.)

<sup>3)</sup> 1753 erhielten die Häuser in Alversdorf Brandkassennummern. (Nr. ass.). — Das Barackenlager ist in dieser Zusammenstellung nicht berücksichtigt worden.

<sup>4)</sup> Kirche (Nr. ass. 36), östlich des alten Dorfes auf einer Anhöhe. Erbaut im 12. Jahrhundert, mehrfach umgebaut, so 1647 Vergrößerung des Schiffes. Inschriften im Osten neben der Tür: „Anno 1647 Johannes Rurupius Pastor Büd(denstedt) U(nd) Al(versdorf), Hans Jacob, Hennig Bieren Kerckenveter.“ 1811 wurde der Taufstein verkauft. 1850/51 weitere Ausbesserungen.

<sup>5)</sup> Kirchhof, bis kurz vor 1900 benutzt. 1931 wurde dieser und das gesamte Vorgelände gesäubert, neu angelegt, die meisten Gräber eingeebnet und die gesamte Fläche parkähnlich gestaltet. (Am 3. Juli 1932 neu geweiht.)

<sup>6)</sup> Östlich der Kirche wurde ein neuer Friedhof (1½ Morgen groß), der schon seit der Separation als solcher gedacht war, am 24. 3. 1897 eingeweiht. 1932 errichtete man hier eine Kapelle und nahm eine neue Bepflanzung vor.



# Wörter für Bodenerhebungen in Ostfalen

Ein Beitrag zur Flurnamenkunde und Wortgeographie

von Werner Flechsig

Wie jede deutsche Sprachlandschaft, so verfügt auch Ostfalen über eine ansehnliche Reihe von verschiedenartigen und verschieden alten Bezeichnungen für Bodenerhebungen natürlichen und künstlichen Ursprungs, von denen nur wenige auch in die hochdeutsche Schriftsprache Eingang gefunden haben und dadurch allgemein geläufig sind. Es ist deshalb für den einheimischen Heimatfreund wie für den Fremden gewiß nützlich, Bedeutung und Herkunft solcher ihm nicht ohne weiteres verständlichen Bezeichnungen in Feld und Wald, die er in eine Wanderkarte oder ein Meßtischblatt eingetragen findet, erklärt zu bekommen. Es ist aber darüber hinaus auch für den Volkskundler und Historiker eine lohnende Aufgabe, sich mit den Namen der Bodenerhebungen einer Landschaft im Zusammenhange zu beschäftigen, weil neben den Gewässern gerade die Höhenunterschiede des Geländes für die Bewohner vom Beginn der Landnahme an sowohl hinsichtlich der Orientierung wie hinsichtlich der Bodennutzung von größter Bedeutung waren und daher schon früh mit kennzeichnenden Namen belegt wurden. Eine Untersuchung solcher Namen nach ihrer Bedeutung, ihrem Ursprung und ihrer Verbreitung verspricht daher nach den neueren Erfahrungen der Wortgeographie Aufschlüsse über die Herkunft von Siedlern oder von Kultureinflüssen, die aus den urkundlichen und archäologischen Quellen allein meist nicht gewonnen werden können.

Es soll hier nicht die Rede sein von jenen Namen der größeren Gebirgszüge Ostfalens, die von dem germanischen Wortschatz her nicht befriedigend oder überhaupt nicht gedeutet werden können und deshalb vermutlich in das Dunkel einer vorgermanischen Frühzeit zurückreichen, wie Huy, Elm, Dorm, Asse, Oder, Külf, Hils, Ith und Elfas. Ich beschränke mich auf die durchsichtigeren Namentypen, die gemeingermanisch oder gemeinniederdeutsch sind, und auf diejenigen, die nur einen noch enger begrenzten Geltungsbereich aufweisen. Der erste Teil der Untersuchung befaßt sich mit den gemeingermanischen und gemeinniederdeutschen Namen „Berg“, „Lit“, „Helle“ (Hölle) und „Brink“, der zweite, der im nächsten Heft unserer Zeitschrift folgen soll, mit „Höckel“ (Hükel), „Klint“, „Klimp“, „Büel“, „Knüel“, „Hoch“ und „Kopf“ und mit der zusammenfassenden Auswertung der Ergebnisse.

## 1. Berg

Berg, plattdeutsch Barch, ist die bei weitem häufigste Bezeichnung für Bodenerhebungen in Ostfalen. Sie erscheint überall in so vielen, verschiedenartigen Zusammensetzungen sowohl mit alten, zum Teil schwer deutbaren, wie mit jüngeren, durchsichtigen Bestimmungswörtern, daß es unmöglich ist, die einschlägigen Flurnamen hier in dem begrenzten Rahmen dieses Beitrages alle aufzuführen. Als Berge wurden nicht nur stattliche Höhen des Mittelgebirges und des Hügellandes bezeichnet, sondern auch die geringfügigen Bodenschwellen des Flachlandes im nördlichen Ostfalen, die ein nicht gerade herzkrankter Fußgänger

kaum als ernsthafte Steigungen wahrnimmt, wie etwa der „Rennelberg“, der „Schwarze Berg“ und der „Münzberg“ im Braunschweiger Stadtgebiet, die „Berge“ bei Klein Gleidingen, Lamme, Sonnenberg, Vechelde, Wahle, Wedtlenstedt, Wendeburg und Meerdorf im Landkreis Braunschweig oder die „Berge“ bei Brackstedt, Brechtorf, Eischott, Hoitlingen, Rühren und Velstove im Vorsfelder Werder des Kreises Helmstedt, die wie die „Berge“ in der Magdeburger Börde dem Besucher aus einem Berglande nur ein Lächeln spöttischer Geringschätzung abgewinnen. Aber was W. Burghardt in seinem Werk über die Flurnamen Magdeburgs und des Kreises Wanzleben hierzu bemerkt, gilt auch für die „Berge“ in anderen Teilen des nordostfälischen Flachlandes: „In den Augen der Bewohner der Börde-Flachlandschaft hat selbst die kleinste Bodenerhebung ihre Bedeutung und heißt Barch.“<sup>1)</sup>

Burghardt geht allerdings wohl zu weit, wenn er meint, daß die Flurnamen seines Untersuchungsgebietes jüngerer Ursprungs sind, weil er einige Beispiele dafür beibringen kann, daß eine andere ostfälische Bezeichnung für Anhöhen, nämlich „Hoch“, im 18./19. Jahrhundert durch „Barch“ ersetzt worden ist. Barch, frühmittelniederdeutsch, altniederdeutsch und angelsächsisch *berg* geschrieben, ist ein gemeingermanisches Wort, das nicht nur in allen deutschen Landschaften, sondern auch in Skandinavien und England in den entsprechenden Lautformen allgemein bekannt ist. Es gibt keinen Grund für die Annahme, daß dieses Wort in irgendeinem Teile Ostfalens nicht seit der germanischen Landnahme heimisch gewesen sein könnte. Flurnamen mit dem Grundwort *-berg* lassen sich an vielen Stellen Ostfalens durch Urkunden schon für das 14. und 13. Jahrhundert belegen, so etwa, um nur drei niedrige Erhebungen bei Braunschweig zu nennen, der *heythberch* 1308, der *lappenberch* 1299 und der *renneberch* (heute Rennelberg) 1221. Zur gleichen Zeit finden sich Bergnamen mit dem gleichen Grundwort für wirklich ansehnliche Höhen im Harz, etwa bei der Grenzbeschreibung der Forsten des Goslarer Klosters *Adenbarch* (jetzt im Forstamtsbezirk Harzburg II am Okertal, oder beim Regensteinschen Güterverzeichnis von 1253 bis 1260 der *Wormberch*), heute Wurmberg bei Braunlage. Man sieht aus dieser Gegenüberstellung, daß schon im 13./14. Jahrhundert wie noch in der Gegenwart Erhebungen sehr unterschiedlicher Größe mit dem gleichen Grundwort *-berg* benannt wurden. Ausschlaggebend war dabei anscheinend nicht der wirkliche Höhenunterschied zwischen der Sohle und der Kuppe des Berges und der Steigungswinkel, sondern lediglich eine gewisse Mindestgröße des Durchmessers, die es rechtfertigte, eine Bodenerhebung „Berg“ zu nennen. Ich werde im zweiten Teile dieser Untersuchung zeigen, welche Namenwörter in Ostfalen dazu dienten, natürliche und künstliche Erhebungen von wenigen Metern Durchmesser zu bezeichnen.

## 2. Lit(e)

Hatte ein langgestreckter Berg einen in der Längsrichtung ausgedehnten, mehr oder weniger gleichmäßigen Abhang, so gab es dafür ein auch in Ostfalen häufiges, gemeingermanisches Wort, das als *Leite*, in Niederdeutschland als *Lit* oder *Lite* überliefert ist. Bezeugt ist es schon im frühen Mittelalter als althochdeutsch *hlīta* und angelsächsisch *hlīth* und geht mit dem unverwandten griechischen *klitús* auf eine indogermanische Wurzel *klei* „neigen“ zurück<sup>2)</sup>). Im deutschen Sprachgebiet ist es überall bekannt, wenn auch nicht gleichmäßig häufig als Flurname verbreitet. In Oberdeutschland, wo altes westgermanisches *i* zu *ei* diphthongiert

wurde, erscheint es als *Leite*, in Ostfalen je nach dem heutigen mundartlichen Lautstande des alten langen *i* als *Līt(e)*, *Läit(e)*, *Lait(e)*, *Löit(e)* oder *Loit(e)*, wobei die Formen mit ausleitendem *e* im Westen, die ohne *-e* im Osten überwiegen. Immer aber hat das Wort weibliches Geschlecht.

O. Hahne gab 1931 in der „Braunschweigischen Heimat“ eine verdienstvolle Zusammenstellung der *Līt*-Flurnamen auf Grund des ihm damals bekannten Flurnamenbestandes im Lande Braunschweig<sup>3)</sup>. Aus dieser Zusammenstellung sind allerdings die Flurnamen mit *Let*- und *Lett*- sowie der Ortsname Leiferde zu streichen, weil ihre Stammsilbenvokale nach unserer heutigen Kenntnis von der historischen Grammatik der ostfälischen Mundarten hierzulande nicht aus dem alten langen *i* in *Līt* entstanden sein können. Seitdem hat sich die Zahl der echten Belege durch neue Flurnamensammlungen, aber auch durch die Antworten auf eine Umfrage des Braunschweigischen Landesmuseums aus dem Jahre 1957 erheblich vermehrt. Sie ist auf 111 angewachsen. Diese verteilen sich auf die Kreise Blankenburg (6), Osterode (1), Northeim (8), Göttingen (5), Münden (3), Einbeck (6), Holzminden (6), Alfeld (13), Gandersheim (27), Hildesheim-Marienburg (10), Peine (1), Stadt Salzgitter (4), Goslar (6), Wolfenbüttel (9), Braunschweig (11), Helmstedt (4), verschiedene Kreise im Bezirk Magdeburg (11) und Kreis Celle (1). Während die Zahlen aus den Kreisen Osterode, Northeim, Göttingen und Münden sicher nicht den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, weil dort nur Stichproben gemacht werden konnten, dürften sie in den Kreisen Einbeck, Holzminden, Alfeld, Peine, im Verwaltungsbezirk Braunschweig sowie im Kreise Celle, dessen Flurnamen vollständig gesammelt vorliegen, dem wirklichen Bestande ziemlich nahekommen. Daraus ergibt sich, daß die Häufigkeit der *Liten* nach Norden und nach Osten abnimmt. Im Lüneburgischen sind sie sehr selten, bietet doch die recht reichhaltige Flurnamensammlung des Kreises Uelzen nur 2 und der Kreis Fallingb. ebenfalls nur 2 Belege.

Im Gegensatz zu Barch ist *Līt(e)* als Flurname selten mit Bestimmungswörtern verbunden worden. Ich fand in Ostfalen nur Zusammensetzungen mit *Bauk*-, *Büer*-, *Gēr*-, *Kinder*-, *Klapp*-, *Krül*-, *lange*, *lünsche*, *lütje*, *Mål*-, *Misp(e)l*-, *stail*e-, *Wäter*- und *Wulfs*-. Die meisten *Līt*-Flurnamen ermangeln eines unterscheidenden Bestimmungswortes, wohl ein Beweis dafür, daß es in den betreffenden Feld- oder Forstgemarkungen jeweils nur einen Berghang gibt, dessen Höhe und Breite die Bezeichnung als *Līt* rechtfertigte, während unbedeutende Hänge entweder gar nicht besonders benannt wurden oder einen anderen Namen führten.

### 3. Helle, Hölle

Der Sache nach steht *Helle* der *Līt* am nächsten, doch scheint es einen gewissen Bedeutungsunterschied zwischen beiden gegeben zu haben, weil sie nicht wie echte Synonyme in ihren Geltungsbereichen landschaftlich voneinander geschieden sind, sondern in Gemengelage miteinander vorkommen. *Helle* ist im späten Mittelalter aus mittelniederdeutsch *helde* durch Abschleifung des *-ld* zu *-ll* entstanden wie *Molle* aus mnd. *molde* und *Schullen* aus mnd. *schulden*. Mnd. *helde* ist mit althochdeutsch *halda* „Bergabhang“ von einem Eigenschaftswort abgeleitet, das „geneigt“ bedeutete und im Althochdeutschen als *hald*, im Angelsächsischen als *heald*, im Altnordischen als *haldr* bezeugt ist und auf eine indogermanische Wurzel *kel* „neigen“ zurückgeführt wird<sup>4)</sup>. Art und Grad der Neigung erkennt man nicht nur an den oberdeutschen Halden des Hochgebirges und den nach

dieser oberdeutschen Form benannten Abraum-, Kohlen- und Erzhaldden der Bergbauggebiete, sondern z. B. auch an dem Berghang über dem Leinetal, nach dem Salzderhelden im Kreis Einbeck benannt ist. Die Siedlung, die der Salzgewinnung ihren Ursprung verdankt, hieß noch 1406 „*dat solt to der helden*“, also „das Salz am Hange“ und wird plattdeutsch *Sau(l)tehellen* ausgesprochen. So ansehnlich sind allerdings nur wenige Hellen in Ostfalen. Bei manchen ist der Höhenunterschied zwischen einer Bodenerhebung und deren Fuß oder zwischen einer Bodenoberfläche und einer angrenzenden Senke so gering, daß man im Zweifel darüber sein kann, ob *Helle* wirklich immer „Bergabhang“ bedeutet. Die Beantwortung dieser Frage wird noch dadurch erschwert, daß in den ostfälischen Flurnamen oft *Helle* mit *Hölle* wechselt und die Form *Hölle* eine ganz andere Deutung nahelegt.

Der Bezeichnung der christlichen Unterwelt als *Hölle* (altsächsisch *hellja*, angelsächsisch *hell*) kann natürlich nicht älter sein als die Einführung des Christentums auf germanischem Boden, aber das Wort selbst ist zweifellos keine Neuschöpfung der christlichen Sendboten. Es war bereits in der nordischen *Hel*, dem Namen der germanischen Totengöttin in der Edda, enthalten und lebt im neuhochdeutschen Zeitwort *verhehlen* nach Tondehnung des *e* in offener Silbe bis heute fort. Die Grundbedeutung des Wortstammes ist demnach „verbergen“, zu der die *Hel* als die Verbergende und die *Hölle* als die verborgene Unterwelt gehört<sup>5)</sup>. Da der Zugang zur Unterwelt vom Volke in mehr oder weniger unzugänglichen, als unheimlich gemiedenen Schluchten und Talkesseln vermutet wurde, konnte die Sohle eines solchen Kessels ebenso gut als *Hölle* bezeichnet werden wie die Wände des Kessels als *Helle*. Ein klassisches Beispiel für das Fortleben mythologischer Vorstellungen im Namen einer Schlucht scheint der Erdfall am Ostrande des Reitlingtales im Elm zu sein, der dicht hinter der Straße vom Reitling zum Tetzelsstein im Walde liegt. Er ist dadurch für Naturfreunde besonders sehenswert und anziehend, weil dort ein kleiner Bach bald nach seinem Ursprung im Erdboden wieder versinkt. An diesem seltsamen Gelände haften die Forstortsnamen *Düwelkköke* und *Hölle*. *Düwelsköke* ist eine in Ostfalen sehr häufige und für den ostfälischen Sonderwortschatz typische Bezeichnung feuchter Senken, aus denen oft Bodennebel aufsteigen, nach altem Volksglauben die Dampfvolken aus der unterirdischen Küche des Teufels. So nahe es also zu liegen scheint, eine solche Stelle auch *Hölle* zu nennen, so ist doch nicht mit Sicherheit auszumachen, ob dort von Anfang an die Sohle des Erdfalls zu Recht *Hölle* hieß oder seine ziemlich steilen Wände ursprünglich *Helle* genannt wurden.

*Helle* und *Hölle* können aber auch lautlich nicht immer auseinandergehalten werden. Auf der einen Seite besteht in der ostfälischen Volkssprache die Neigung, altes *e* zu *ö* zu runden wie auch altes *i* zu *ü*. Dieser Lautentwicklung wirkte jedoch in begrenzten Landesteilen, vor allem im Harz und an seinem Nordrande sowie im Raume zwischen Braunschweig, Gifhorn und Peine, aber verstreut auch in der Vorsfelder Gegend und im westlichen Ostfalen, die umgekehrte Tendenz entgegen, altes *ö* und *ü* zu *e* und *i* zu „entrunden“. Deshalb läßt sich ohne Kenntnis des Lautstandes der jeweiligen Ortsmundart nicht entscheiden, ob eine *Hölle* eigentlich eine gerundete *Helle* und eine *Helle* eigentlich eine entrundete *Hölle* ist, es sei denn, Geländebeziehungen schlossen das eine oder das andere mit Sicherheit aus, so z. B. bei einer Senke mit nur geringer Eintiefung, die das Volk ursprünglich nur als *Hölle* bezeichnet haben könnte. Die Prüfung der Örtlichkeit wird daher bei dem Wortpaar *Helle-Hölle* stets unerlässlich sein, wenn man ergründen will, was jeweils mit dem Flurnamen gemeint war.

Da eine solche Prüfung für viele ostfälische *Hellen* und *Höllen* noch aussteht, gebe ich hier einstweilen nur eine Übersicht über ihre landschaftliche Verteilung, ohne sie nach ihrer Bedeutung zu trennen, und lasse die Frage offen, welche von ihnen hier zu Recht unter die Bodenerhebungen gerechnet werden dürfen.

Die Belege stammen teils aus den Flurnamensammlungen des ostfälischen Flurnamenarchivs im Braunschweigischen Landesmuseum, teils aus Antworten auf die Frage nach den mundartlichen Bezeichnungen für „steiler Abhang, tiefe Senke, kesselförmige Schlucht“, in Mundartfragebogen, die das Landesmuseum in den Jahren 1959 und 1966 an rund 860 ostfälische Orte versandt hatte. Insgesamt ließen sich 199 Belege feststellen, und zwar 88 *Hellen* und 111 *Höllen*. Sie verteilen sich auf die Kreise Blankenburg (1 e), Zellerfeld (1 ö), Duderstadt (1 e), Osterode (2 e), Northeim (2 e), Einbeck (7 e, 7 ö), Holzminden (5 e, 7 ö), Hameln (3 e, 2 ö), Schaumburg-Lippe (1 ö), Springe (6 e), Neustadt (4 ö), Hannover (8 e, 1 ö), Hildesheim-Marienburg (4 e, 4 ö), Alfeld (5 e, 6 ö), Gandersheim (11 e, 11 ö), Goslar (5 e, 11 ö), Stadt Salzgitter (3 e, 5 ö), Peine (4 e, 3 ö), Burgdorf (2 e, 3 ö), Celle (2 e, 1 ö), Gifhorn (2 e, 2 ö), Braunschweig (4 e, 9 ö), Helmstedt (7 e, 11 ö), Wolfenbüttel (3 e, 18 ö) und verschiedene Kreise des Bezirks Magdeburg (1 e, 4 ö). Aus diesen Zahlenverhältnissen wird deutlich, daß im ostfälischen Kerngebiet östlich des Ambergaues die Form *Hölle* stark überwiegt, was vielleicht mit der größeren Neigung zur Vokalrundung in diesem Teile Ostfalens erklärt werden kann. Gelegentlich läßt sich sogar der Wechsel zwischen der e-Form und der ö-Form an einer und derselben Stelle nachweisen, so in Salzgitter-Lesse, wo im 17. Jahrhundert ein Grashof, der heute „*In der Helle*“ liegt, nacheinander *Höllehof* und *Hellehof* geschrieben wurde, und in Zilly, Kr. Halberstadt, dessen heutige *Helle* nach Angabe des Gewährsmannes von der alten Generation *Hölle* gesprochen wurde.

*Helle* und *Hölle* gehören zu den wenigen Flurnamenwörtern, die in Ostfalen, soweit ich es übersehen kann, niemals als Grundwort in Zusammensetzungen vorkommen, sondern meistens für sich allein oder als Bestimmungswort in Bildungen wie *Helleanger*, *Hell(e)barch*, *Hellbäk*, *Hellenbusch*, *Hell(e)hoff*, *Hell-Land*, *Hellekamp*, *Hellmöle* (hierzu als Zufahrt bei Ritterode im Kr. Gandersheim übrigens ein Hohlweg namens *Hölle!*), *Hellmorgen*, *Hellrîe*, *Hellsik*, *Helle-sprink*, *Hell(e)wäch*, *Hellwîsche* und *Hellwinkel* sowie *Höllenacker*, *Höllebrink*, *Höllendål*, *Höllengrund* und *Höllensprink*. Über die Bedeutung des vielumstrittenen Namens *Hellweg* habe ich mich 1962 in der „Harz-Zeitschrift“ geäußert und dabei die Ansicht vertreten, daß er nicht wie andere Zusammensetzungen mit *Hell(e)* zu *Helle* „Abhang“ gehöre, sondern von einer indogermanischen Wurzel \*qualni „enger Pfad“ abzuleiten und mit lateinisch *callis* „schmäler Bergpfad“ unverwandt sei<sup>6)</sup>. Doch mag das nur für die nachweisbar auf den Bergkämmen entlang führenden Fernverkehrswege zutreffen und nicht auf jeden *Helle*- oder *Höllewäch* von untergeordneter Bedeutung in Ostfalen, zumal wenn er sich in tieferen Lagen findet und deshalb wahrscheinlicher als Weg am oder zum Abhang oder zur Senke zu erklären ist.

#### 4. Brink

Das Wort *Brink* ist nicht wie „Berg“ gemeingermanisch bezeugt, sondern nur niederdeutsch, niederländisch, englisch und skandinavisch. Die Bedeutung reicht von „steiler Hügel“ über „Grashügel“, „Kante“, „Grasrain“ bis zu „Dorfrand“<sup>5)</sup>.

Mit der letztgenannten Bedeutung ist das Wort *Brinksitter* (hochd. Brinksitzer) gebildet, das auch in Ostfalen die am Rande des Dorfes in neuerer Zeit angesiedelten Dorfgenossen ohne eigenen Landbesitz, meist Handwerker und Tagelöhner, bezeichnet. Das setzt voraus, daß *Brink* auch hierzulande im Sinne von „Rand“ verstanden werden konnte, der nicht unbedingt den Begriff der Bodenerhebung mit einschloß. Aber daneben diente in Ostfalen *Brink* wohl ziemlich allgemein noch bis in die Gegenwart als Bezeichnung für eine Anhöhe sowohl innerhalb einer Siedlung wie in der Feldmark und im Walde. Das beweisen nicht nur unsere zahlreichen Flurnamen mit *Brink* als Simplex wie als Grundwort in Zusammensetzungen, sondern auch die Ergebnisse einer Umfrage des Braunschweigischen Landesmuseums, die 1957 an rund 450 ostfälische Orte gerichtet wurde. Damals bejahten 349 Gewährsleute die Frage, ob ihnen *Brink* als Name für eine steile Anhöhe oder einen kleinen Hügel bekannt sei, wobei freilich nähere Angaben über die jeweilige Beschaffenheit des Geländes nicht gemacht wurden. Die Belege verteilen sich auf die Kreise Zellerfeld (4), Osterode (7), Einbeck (21), Holzminden (12), Alfeld (11), Gandersheim (51), Hildesheim-Marienburg (44), Peine (27), Burgdorf (2), Celle (4), Gifhorn (9), Braunschweig (27), Stadt Salzgitter (16), Goslar (29), Wolfenbüttel (57), Helmstedt (22) und auf verschiedene Kreise des Bezirks Magdeburg (6).

Was die Mundartfragebogen nicht erkennen lassen, enthüllen zum Teil die Flurnamensammlungen, nämlich daß mit *Brink* wirklich in vielen Fällen mehr oder weniger steile Anhöhen bezeichnet sind, und zwar keineswegs nur in nächster Nähe der Dörfer, sondern auch mitten in der Feldmark und im Walde. Das läßt sich oft schon aus den Bestimmungswörtern ablesen, mit denen *-brink* in Flurnamen zusammengesetzt ist. Wir finden u. a. *Arbēr-* (nach Walderdbeeren), *Bauk-* (nach Buchen), *Eckern-* (nach Eicheln), *Eschen-*, *Espen-*, *Hailebēr-* (nach Heidelbeeren), *Hait-* (nach Heide), *Holt-* (nach Wald), *Sinngröin* (nach der Sinngrünpflanze), *Ulen-* (von Eulen) und *Wit-* von Weiden. Es gehörte offensichtlich hierzulande auch nicht zu den Merkmalen eines Brinks, daß er mit Gras bewachsen war, wie die Bedeutungsangabe „Grasrain“ aus anderen Landschaften auszusagen scheint. Dagegen sprechen die zahlreichen *Stein-* und *Sandbrinke* im westlichen Ostfalen und Flurnamen wie *rōe* (= rote) und *witte* (= weiße) *Brink*, die auf eine nackte Oberfläche des Bodens hindeuten.

Merkwürdigerweise fehlen Flurnamen mit *-brink*, die im westlichen Ostfalen zwischen Innerste und Weser sehr zahlreich vorkommen, östlich der Oker fast ganz, obgleich das Appellativum hier genau so bekannt ist. Eine Erklärung für diesen Befund vermag ich bisher nicht zu geben, da sich keine synonyme Bezeichnung finden läßt, die im östlichen Ostfalen an die Stelle von *Brink* getreten sein könnte.

---

<sup>1</sup>) Werner Burghardt, Die Flurnamen Magdeburgs und des Kreises Wanzleben (= Bd. 41 der Mitteldeutschen Forschungen). Köln 1967; hier S. 179. — <sup>2</sup>) Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Auflage bearbeitet von Walter Mitzka. Berlin 1960; hier S. 434 unter Stichwort „Leite“. — <sup>3</sup>) Otto Hahne, Lieth und seine Zusammensetzungen im Braunschweigischen (in Braunschweigische Heimat 22. Jahrg., 1931, S. 43 ff. — <sup>4</sup>) a. a. O. wie <sup>2</sup>); hier S. 283 unter Stichwort „Halde“. — <sup>5</sup>) a. a. O. wie <sup>2</sup>); hier S. 344 unter Stichwort „Hölle“. — <sup>6</sup>) Werner Flechsig, Wegenamen im Harz und seinem nördlichen Vorland (in Harz-Zeitschrift 14. Jahrgang, 1962, S. 137 ff.; hier S. 147. — <sup>7</sup>) a. a. O. wie <sup>2</sup>); hier S. 101 unter Stichwort „Brink“.

## *Verbirgt sich in dem „Tempelhof“ zu Harxbüttel eine mittelalterliche Burganlage?*

Von H. A. S c h u l t z

Harxbüttel, heute ein Dorf von etwa 300 Einwohnern, liegt auf geschichtlich bedeutsamem Boden in einem landschaftlich sehr reizvollen Gebiet der Schunteraue. Auf dem „Maulsberge“ wurde schon vor Jahrzehnten ein ausgedehntes Urnengraberfeld der vorrömischen Eisenzeit erschlossen. Eine große Zahl von jungsteinzeitlichen Einzelfunden wie Steinbeilen und -äxten aus Feuer- wie aus Felsgestein vervollständigt das Bild der noch früheren Siedlungsnahme sehr aufschlußreich. Es ist der rührigen Umsicht der einst dort tätigen Lehrer, so vor allem Theodor Diederich (um 1890) und Adolf Benseler (etwa 1900—1910) zu danken, daß diese Funde nicht verlorengegangen sind.

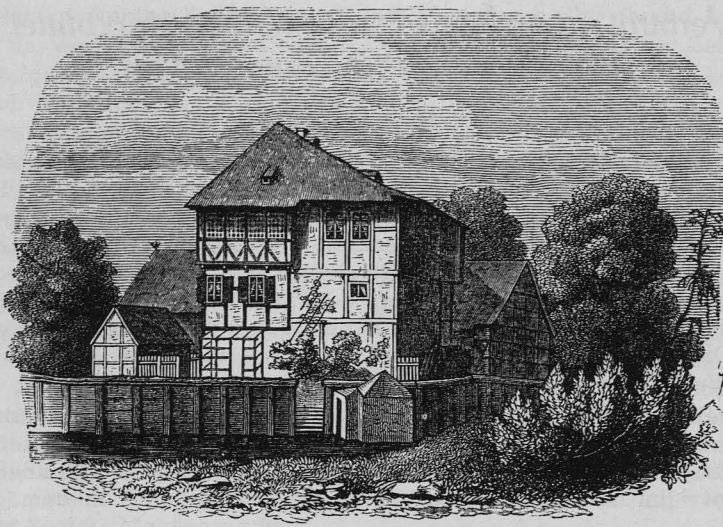
Eine Stelle am Dorf verdient aber besonders herausgestellt zu werden. Zwar wurde sie verschiedentlich, zuletzt 1956, bei der Regulierung der Schunter stark in Mitleidenschaft gezogen. Dennoch ist sie noch heute zu erkennen — der „Tempelhof“ (im Volksmunde kurz der „Tempel“ genannt) in dem „Tempelgarten“.

Unmittelbar am südlichen Rande des Dorfes teilte sich die Schunter in zwei Arme — den nördlichen, der die Wassermenge führte, und den südlichen, der „dowe oder taube Strom“ — beide wiederum durch einen Graben verbunden. So entstand eine dreieckige Fläche, eine Insel, die sich schon von Natur aus zum Ausbau für eine Befestigungsanlage anbot. Sie ist in vielen Punkten vergleichbar mit manch anderer Schunterbefestigung u. a. im Gebiet von Dibbesdorf und Hondelage.

Urkundlich wird bereits im 11. Jahrhundert ein befestigter Ort Hertkesgebutle erwähnt (Monumenta Germaniae historica, Diplomata III, Nr. 126, S. 152, Z. 35). Zu dieser Zeit war die Anlage bereits da, deren Mittelpunkt auf jener erwähnten Dreiecksinsel, umflossen von den Schunterarmen, lag<sup>1, 2, 3, 4)</sup>. Sie gehörte damals dem Kloster Steterburg. 1239 fielen Vogtei und Güter an das Domkapitel zu Verden. Herzog Otto belehnte 1318 Heinrich von Wenden mit der Hälfte der „villa Herkesbutle“. In den Ritterfehden zu Ende des 14. Jahrhunderts litt auch dieser Ort sehr. Otrove von Wenden verkaufte am 27. Juli 1390 den Hof an die Brüder Harneid und Hans von Olvenstedt. Der überlebende Bruder Harneid schenkte am 8. Juli 1403 den Hof samt allen Zubehörungen dem St.-Blasius-Stift in Braunschweig gegen 6 M Silber lebenslängliche Rente und gegen Einräumung einer Stiftskurie. Bis 1830, bis zur Ablösung blieb nun Harxbüttel im Besitz von St. Blasius, Braunschweig.

Diese Nachrichten sind gut und interessant. Sie beweisen aber noch nicht das Vorhandensein einer überbauten Burganlage. Dies wird erst durch die Hinweise erwiesen, daß auf der Insel ein „borgfree“ — Bergfried gestanden hat, erbaut aus Quadern. Auch werden Wälle und Pallisaden genannt, die wohl nicht allein als Schutz gegen die Hochwässer der Schunter zu denken sind. Der gesamte östliche Teil oder besser Abschnitt dieser Dreiecksinsel war durch starke Befestigungen aus eichenen Stämmen geschützt. Dies kann man bei Niedrigwasser heute noch erkennen. Auch die Gebäude im Innern, so der Bergfried, hatten auf einem Pfahlrost gestanden. Zweifelsfrei hat diese Burg schon vor der Zeit bestanden, aus der die ersten schriftlichen Überlieferungen vorliegen.





Der frühere Tempelhof in Harxbüttel.

Gezeichnet auf Veranlassung des Hofrates Dr. J. L. U. Dedekind, etwa 1850.

Im Schutz dieser Burg hatten sich drei, wohl zunächst kleinere Bauernhöfe gebildet, die zusammen ein Dorf auf dem übrigen Inselteile zwischen den Schunterarmen ausmachten. Auch die drei Namen, so von 1592 sind bekannt: Karsten Kage, Hans Vette und Curdt Voss.

Nach Abbruch des Bergfriedes 1573 wurde auf seinen Fundamenten vom Stift das Kapitelhaus, der sog. „Tempelhof“ errichtet. Von ihm ist überliefert, daß im Erdgeschoß ein Gefängnis lag. Im 2. Stockwerk soll sich ein großer Saal befunden haben, wo die Gerichtssitzungen abgehalten wurden.

In dem Tempelhaus wohnte der Stiftsvogt. Er verwaltete gleichzeitig den anliegenden Hof als Meier und beaufsichtigte als Holzvogt die Forsten („Horstkamp“ und „Papenholz“). Zeitweilig soll ein Krug dazu gehört haben.

1582 wird ein Vicedominus des Stiftes Henningus Meyer erwähnt, von 1706 ein Hans Jürgen Meyer als Kapitalvogt; 1732 heiratet ein Hofvogt Jürgen Hans Meyer eine Pastorentochter aus Rüper; 1763 gibt es einen Stiftsvogt und Förster Meyer. So wird die Vogtei nach 1573 vornehmlich in Händen der Familie Meyer gewesen sein, die sich bis 1844 nachweisen läßt, bis zu dem Zeitpunkt, da der Hof in Privatbesitz übergeht.

Dem „Tempel“ gegenüber stand das herrschaftlich-lüneburgische Zollhaus. Zöllner waren hier u. a. Dassel, 1672 Jobst Wulf, 1763 Assmann usf.

Die drei Bauern, die zunächst mit auf der Insel gelebt hatten, bekamen nach und nach neue Stellen auf dem Ufer jenseits der Schunter, auf dem lüneburgischen Gebiete. Als erster siedelte Karsten Kage<sup>5)</sup> um. Natürlich verlief dies nicht ohne gerichtliche Folgen. Endlose Hoheitsschwierigkeiten mit dem Amt Gifhorn führten schließlich zu einem Schlichtungsvergleich (31. Juni 1721, 12. Januar 1722).

Eine Regelung der Flureinteilung und der Wegeverhältnisse geschah erst in der Verkoppelung 1848/49.

Im Jahre 1844 wurde der „Tempelhof“ von der Braunschweigischen Domänen-Cammer durch das Gericht Gifhorn an den Hofschauspieler E. Schütz aus Braunschweig verkauft, der sich dort eine Sommerwohnung einrichtete. Nach 13 weiteren Jahren ging der Hof an die Gemeinde Harxbüttel über. Die restlichen Gebäude des Tempelhofes wurden abgebrochen; das Steinmaterial im Kuhstall des Bauern Gaus verwendet. Auch die zwei gemalten Fenster, die einst im Kapitelsaal gesessen hatten, dienten als Kuhstallfenster. Nur eines ist erhalten geblieben und befindet sich heute in der Landesgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums. Es wurde nach Beschreibung des Prof. Dr. Dedekind, 1856, vom Postmeister August Jungesbluth 1876<sup>6)</sup> erworben und am 5. 8. 1891 dem damaligen Vaterländischen Museum übergeben. Das Glasfenster ist 41,5 cm breit und 61,5 cm hoch, im Holzrahmen, besteht aus 9 gleich großen, bleigerahmten grünlichen Glaspplatten, in Schwarzloth ausgeführt das Bild des hl. Blasius im langen Priestergewande, das am Hals durch ein Kreuz zusammengehalten wird, mit Bischofsmütze und Heiligenschein, in der Rechten das Horn (sein Attribut), in der Linken den Bischofsstab. Die Figur steht auf einem Sockel, an dem die Inschrift zu lesen ist: „Capittula: St. Blasij: Anno 1722.“

1722 war, wie erwähnt, das Jahr, in welchem mit dem Amte Gifhorn die Stiftsgerechtsame über Walle und Harxbüttel aufs neue festgesetzt wurde.

Nach 1857 wurde der „Tempelhof“ vom Ackermann Gaus angekauft und in einen Gemüsegarten umgewandelt. In den übrigen Besitz teilten sich die drei Ackerleute; die Fischerei behielten sie gemeinschaftlich.

Erwähnt sei fernerhin, daß früher dicht an der Straße nach Wenden vor dem „Horstkampe“ zwei Fischteiche lagen, welche dem Stift gehörten und 10 Morgen 73 Fuß und 1 Morgen 62 Fuß groß waren.

So hat der „Tempelhof“ eine sehr wechselvolle Geschichte gehabt. Zunächst war er eine durch die Schunterarme hervorragend gesicherte Burganlage, die in ihrer Bedeutung auf Grund ihrer Lage und ihres ähnlichen geschichtlichen Werdens den anderen Schunterbefestigungen gleichkommt.

---

<sup>1)</sup> Dedekind, Julius Levin Ulrich, Hofrat, Prof. Dr., Scheverlingenburg oder Walle. Ein Beitrag zur Geschichte Welfischer Allodien und Stiftungen. 1856, Braunschweig, G. C. E. Meyer sen.

<sup>2)</sup> Manecke, A. F. C. Beschreibungen der Städte, Aemter und adelichen Gerichte im Fürstentum Lüneburg. 1858, Celle, Capaun-Karlowa'sche Buchhandlung.

<sup>3)</sup> Diederich, Theodor (1840—84 Lehrer in H., dann weiter in Pension dort). Handschriftliche Notizen, etwa 1890.

<sup>4)</sup> Brandt, Carl, Pastor, Schwülper. Ein Stück niedersächsischer Heimatgeschichte. 1912, Hildesheim.

<sup>5)</sup> Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, 4. Gifhorn 1931, Hannover, S. 163—164.

<sup>6)</sup> Am 29. Dezember 1663 wurde „Tempel-Anneckens“, die Witwe Anna Kagen, geb. Roloff, als Hexe in Braunschweig hingerichtet. Sie sollte die Zauberei beherrschen und im Bunde mit dem Teufel stehen. Da sie bußfertig war, wurde sie nach einem Gutachten der juristischen Fakultät der Universität Jena nicht verbrannt sondern enthauptet. Näheres siehe: G ö r g e s, Wilhelm und S p e h r, Friedrich. Geschichten und Sagen von Stadt und Land Braunschweig. 1892, Braunschweig, S. 421.

<sup>7)</sup> K ö n n e c k e, Otto. Über drei im Besitze des Vaterländischen Museums befindliche alte Glasmalereien. In: Braunschweigische Landeszeitung Nr. 508 v. 30. 10. 1891.

# Unsere Eichen-Hainbuchenwälder

von Dietmar Brandes

Unsere Laubwälder werden gerne von Wanderern und Spaziergängern aufgesucht, besonders im Frühjahr. Die meisten Wälder unserer Umgebung sind nun Eichen-Hainbuchenwälder. Da sie recht häufig sind, lohnt es sich, sie einmal etwas näher zu betrachten.

Südlich von Braunschweig finden wir Eichen-Hainbuchenwälder, nördlich von Braunschweig Eichen-Birkenwälder. Diese Eichen-Birkenwälder sind erheblich anders aufgebaut: sie zeichnen sich durch Artenarmut und säureliebende Pflanzen wie Adlerfarn (*Pteridium aquilinum* [L.] KUHN), Schlingelige Drahtschmiele (*Avenella flexuosa* [L.] DREJER), Wiesen-Wachtelweizen (*Melampyrum pratense* L.) aus. Sie sind im atlantischen und subatlantischen Gebiet auf den Diluvialsanden weit verbreitet. Oft sind sie durch Kiefernforsten ersetzt oder durch wirtschaftliche Nutzung schon relativ früh in Heiden überführt. Unser Gebiet berühren diese Wälder im Norden Braunschweig; schon bei Waggum finden wir die ersten Vertreter. Eine scharfe Grenze läßt sich nicht ziehen, so finden wir südlich von Wolfsburg im Rothehofer Forst noch Eichen-Hainbuchenwälder. Nördlich der Linie Meine—Wolfsburg—Bahrdorf (Krl. Helmstedt) finden wir aber keine Eichen-Hainbuchenwälder mehr.

Die betrachteten Wälder liegen um Braunschweig herum (Buchhorst, Rautheimer Holz, Staatsforst Sophiental b. Cremlingen), bei Lehre, im Elm, im Riesenberg und im Oder. Wenn auch fast alle Wälder durch forstliche Nutzung verändert sind, so lassen sich doch typische Ausbildungen mühelos finden.

In der pflanzensoziologischen Systematik werden die Eichen-Hainbuchenwälder in der Assoziation *Querco-Carpinetum* zusammengefaßt. Die Baumarten lassen sich nur schlecht zur Charakterisierung verwenden, da bei ihnen der forstliche Einfluß natürlich am größten ist. Immer finden wir die Hainbuche (*Carpinus betulus* L.) und die Stiel-Eiche (*Quercus robur* L.), oft auch die Rot-Buche (*Fagus sylvatica* L.). Auch die — meist lichtliebenden — Sträucher werden durch die Durchforstung begünstigt. Meist kommen vor: Stachelbeere (*Ribes uva-crispa* L.), Weißdorn (*Crataegus oxycantha* L. em. JACQ.) und Europäisches Pfaffenhütchen (*Euonymus europaea* L.). Einige Pflanzen der Krautschicht sind der Gesellschaft aber treu, das heißt, sie finden sich nur in Eichen-Hainbuchenwäldern.

Als Kenn- oder Charakterarten gelten:

Echte Sternmiere	<i>Stellaria holostea</i> L. (hochstet)
Wald-Labkraut	<i>Galium sylvaticum</i> agg.
Gold-Hahnenfuß	<i>Ranunculus auricomus</i> agg.
Wald-Knäuelgras	<i>Dactylis polygama</i> Horv.
Nesselblättrige Glockenblume	<i>Campanula trachelium</i> L.

In der Literatur werden oft noch Immergrün (*Vincetoxicum minor* L.) und Hain-Wachtelweizen (*Melampyrum nemorosum* L.) als Kennarten angegeben. Die Treue des Immergrüns konnte nicht überprüft werden, da es relativ selten auftritt. Der Hain-Wachtelweizen ist wohl eher eine Saumpflanze, denn er findet sich oft in sonnigen Säumen von Eichen-Hainbuchenwäldern, aber nie im Hochwald.

Weiter treffen wir fast immer in der Krautschicht an:

Waldmeister	<i>Galium odoratum</i> (L.) Scop.
Europäisches Sanikel	<i>Sanicula europaea</i> L.
Einblütiges Perlgras	<i>Melica uniflora</i> RETZ.
Aronstab	<i>Arum maculatum</i> L.
Wolliger Hahnenfuß	<i>Ranunculus lanuginosus</i> L.
Lungenkraut	<i>Pulmonaria officinalis</i> L.
Flattergras	<i>Milium effusum</i> L.
Wald-Segge	<i>Carex sylvatica</i> HUDS.
Hain-Rispengras	<i>Poa nemoralis</i> agg.
Goldnessel	<i>Lamium galeobdolon</i> agg.
Hohe Schlüsselblume	<i>Primula elatior</i> (L.) HILL.
Wald-Veilchen	<i>Viola reichenbachiana</i> JORD.
Busch-Windröschen	<i>Anemone nemorosa</i> L.

Der Frühjahrsaspekt ist besonders prächtig: große Windröschen-Teppiche überziehen den Boden, lange vor dem Laubaustrieb der Eichen. Je nach Untergesellschaft variieren die Frühblüher. Sie benötigen erheblich mehr Licht, als ihnen der Wald nach dem Laubaustrieb geben könnte.

Der Sommeraspekt ist bei weitem nicht so anmutig. Er wird meist von Gräsern geprägt. Wir finden — jetzt besonders deutlich — einen charakteristischen Schichtenaufbau in Baum-, Strauch- und Krautschicht.

In Abhängigkeit von den Standortverhältnissen (Licht, Wärme, Wasserversorgung, Basenreichtum des Bodens usw.) können wir mehrere Ausbildungen floristisch und ökologisch gut unterscheiden. Diese „Ausbildungen“ haben den systemat. Rang von Subassoziationen.

### **I. Feuchter Eichen-Hainbuchenwald (*Quercus-Carpinetum filipenduletosum*)**

In den feuchten Ausbildungen treffen wir Arten, die sonst in anderen Gesellschaften beheimatet sind. Diese Arten grenzen also den feuchten Eichen-Hainbuchenwald (im Folgenden mit EHbw abgekürzt) gegen die „normale“ und trockene Ausbildung ab. Es sind:

Sumpf-Pippau	<i>Crepis paludosa</i> (L.) MOENCH.
Schwarz-Erle	<i>Alnus glutinosa</i> (L.) GAERTN.
Echtes Mädesüß	<i>Filipendula ulmaria</i> (L.) MAXIM.
Sumpf-Reitgras	<i>Calamagrostis canescens</i> (WEB.) ROTH.

Der Grundwasserspiegel liegt hier recht hoch, die Böden sind ständig feucht. Wir finden in diesen Beständen keine Rot-Buchen, weil deren Wurzelatmung wahrscheinlich durch die Feuchtigkeit zu sehr behindert wird.

Weitere Feuchtigkeitszeiger sind noch:

Riesen-Schwingel	<i>Festuca gigantea</i> (L.) VILL.
Wald-Ziest	<i>Stachys sylvatica</i> L.
Echte Nelkenwurz	<i>Geum urbanum</i> L.

Den feuchten EHbw finden wir u. a. in der Buchhorst.

## II. Untergesellschaften auf wechselfeuchten oder trockenen Böden

1. Waldmeister-Eichen-Hainbuchenwald (*Quercus-Carpinetum asperuletosum*). Diese „typische“ Ausbildung ist weit verbreitet, wir finden sie im Rautheimer Holz, in der Buchhorst, im Oder usw. Der Waldmeister-EHbw weist im Frühjahr besonders schöne Windröschen-Teppiche auf, die sich dann im Sommer kaum mehr ahnen lassen. Im Mai gefallen sie dann noch einmal durch ihren Reichtum an Waldmeister (*Galium odoratum*, früher: *Asperula odorata* L.) und an Maiglöckchen (*Convallaria majalis* L.). An den Boden werden keine großen Ansprüche gestellt, wir finden diese Untergesellschaft meist auf Lehmen oder Tonen. Die Mittelstellung zwischen den anderen Subassoziationen zeigt sich darin, daß sowohl die Feuchtigkeitszeiger, als auch die anspruchsvollen Arten und die Trockenheitszeiger fehlen. Im Sommer finden sich dichte Flattergrasbestände, die von Perlgras und anderen Arten aufgelockert werden.

Wir können auch noch eine relativ trockene, saure Variante abtrennen. Sie taucht als saurer EHbw (*Quercus-Carpinetum azidiphilum*) in der Literatur auf. Der saure EHbw fällt durch starkes Zurücktreten der Strauchschicht sowie der anspruchsvolleren Arten auf. Dafür dringen Arten der bodensauren Buchen- und Eichen-Birkenwälder ein:

Glattes Habichtskraut	<i>Hieracium laevigatum</i> WILLD.
Zweiblättrige Schattenblume	<i>Majanthemum bifolium</i> (L.) F. W. SCHMIDT.
Drahtschmiele	<i>Avenella flexuosa</i> (L.) DREJER.
Wald-Sauerklee	<i>Oxalis acetosella</i> L.

Die Hainbuche tritt meist zurück (ob natürlich?).

Oft kann man den sauren EHbw schon von weitem an den dichten, niedrigen Drahtschmielen-Teppichen, oder an lückigen Feld-Hainsimsen-Beständen (*Luzula campestris* [L.] DC.) erkennen. Solche Wälder finden wir auf Sanden, sauren Lehmen und auf Sandstein, besonders nördlich von Braunschweig, aber auch in der Buchhorst und im Lappwald.

2. Auf sehr guten Böden, die nie austrocknen dürfen, die einen genügenden Kalkgehalt aufweisen, finden wir den Lerchensporn-Eichen-Hainbuchenwald (*Quercus-Carpinetum corydaletosum*). So im Destedter Gutsforst b. Schandelah, im Riesenberg, im Oder. Auffallend ist hier der große Reichtum an Frühlingsgeophyten. (Als Geophyten werden zwei- oder mehrjährige Pflanzen bezeichnet, die ihre Überwinterungsorgane unter der Erdoberfläche tragen). Schon sehr zeitig blühen — die leider fast ausgerotteten — Märzbecher (*Leucojum vernum* L.). Bald darauf finden wir dichte Bestände des weiß und rot blühenden Hohlen Lerchensorns (*Corydalis cava* [L.] KOERTE), bald blüht auch der Bärlauch (*Allium ursinum* L.). Jetzt ist der Boden völlig bedeckt, weithin strömen die Bärlauchbestände ihren Zwiebelgeruch aus. Fast alle anderen Mitbewerber werden unterdrückt. Man muß sich schon etwas Mühe geben, will man das Scharbockskraut (*Ranunculus ficaria* L.), das Moschuskraut (*Adoxa moschatellina* L.) und den Wald-Goldstern (*Gagea lutea* [L.] KER-GAWL.) entdecken. Wenn sich das Blätterdach der Bäume geschlossen hat, vergilben und verschwinden diese Arten sehr schnell, nur der Aronstab (*Arum maculatum* L.) und Bingelkraut-Herden (*Mercurialis perennis* agg.) bleiben noch länger grün. So bleibt der Boden im Sommer bis auf die Bingelkraut-Gruppen kahl.

3. Im Rieseberg finden wir auf großen Flächen den Waldgersten-EHbw (*Quercocarpinetum elymetosum*). Wir treffen ihn an relativ trockenen, geneigten und kalkreichen Standorten an. Differentialart ist die Waldgerste (*Hordelymus europaeus* [L.] JESSEN), sie kommt sonst nur in Buchenwäldern vor. Im Waldgersten-EHbw sind nur wenig Geophyten, dafür aber die meisten Hemikryptophyten aller EHbw. (Die Hemikryptophyten oder Erdschürfpflanzen tragen ihre Überwinterungsorgane direkt an der Erdoberfläche.)

Trotz der Geophytenarmut ist der Frühlingsaspekt sehr bunt; allerdings finden wir keine geschlossene Vegetationsdecke:

weiß blühen:

Busch-Windröschen  
Maiglöckchen

*Anemone nemorosa* L.  
*Convallaria majalis* L.

gelb blühen:

Gelbes Windröschen  
Hohe Schlüsselblume

*Anemone ranunculoides* L.  
*Primula elatior* (L.) HILL

rot blühen:

Frühlingsplatterbse  
Lungenkraut

*Lathyrus vernus* (L.) BERNH.  
*Pulmonaria officinalis* agg.

blau blühen:

Leberblümchen  
Wald-Veilchen  
Lungenkraut

*Hepatica nobilis* HILL  
*Viola reichenbachiana* JORD.  
*Pulmonaria officinalis* agg.

Der Sommeraspekt ist interessanter als in den meisten anderen EHbw, er wird von den Waldgersten-Beständen geprägt. Die Nesselblättrige Glockenblume (*Campanula trachelium* L.), das Sanikel (*Sanicula europaea* L.), die Teufelskralle (*Phyteuma spicatum* L.) sind hier recht häufig. An lichter Stellen treten Seidelbast (*Daphne mezereum* L.), Türkenbund (*Lilium martagon* L.) und Hain-Wachtelweizen (*Melampyrum nemorosum* L.) dazu. Interessant ist hier das Auftreten der Winter-Linde (*Tilia cordata* MILL).

4. An einigen Orten (Rautheimer Holz, Rieseberg) findet sich eine relativ wärmeliebende Ausbildung über Kalk. Sie entspricht vielleicht dem Kalkbuchenwald. Es fällt sofort das starke Dominieren von Sträuchern (Hasel und Seidelbast) auf. Überall scheint es sich um gestörte Gesellschaften zu handeln, die auf den Schottern ehemaliger Steinbrüche oder Befestigungsanlagen stehen. Im Frühjahr sehen diese Wälder im Vergleich zu den anderen recht dürrig aus, dafür ist der Frühsommeraspekt um so herrlicher. Die Differentialarten, die diese Subassoziation gegenüber den anderen abgrenzen, sind fast alle Geophyten und Einkeimblütler:

Türkenbund  
Einbeere  
Kleinblättrige Sumpfwurzel  
Violette Sumpfwurzel  
Frauenschuß  
Weißes Waldvöglein  
Purpur-Knabenkraut  
Echter Steinsame

*Lilium martagon* L. (hier besonders häufig)  
*Paris quadrifolia* L.  
*Epipactis microphylla* (EHRH.) SW.  
*Epipactis purpurata* SM.  
*Cypripedium calceolus* L.  
*Cephalanthera damasomium* (MILL) DRUCE  
*Orchis purpurea* HUDS.  
*Lithospermum officinale* L.

Die Kennarten des EHBw treten stark zurück, ebenso die Eiche selbst. Purpur-Knabenkraut und der Echte Steinsame sind bereits Arten der mehr licht- und wärmeliebenden Flaumeichenwälder, einige andere Orchideen sind Kennarten der Kalk- und Orchideen-Buchenwälder.

Außerdem tritt die Gebräuchliche Schlüsselblume (*Primula veris* L.) auf, die sonst auf trockenen Wiesen auf Kalk steht.

Vielleicht handelt es sich hier um den Primelreichen EHBw (*Querco-Carpinetum primuletosum*).

Die einzelnen Ausbildungen unserer EHBw lassen sich floristisch gut durch ihre Differentialarten abgrenzen. Sie unterscheiden sich aber auch in der Ökologie (die Standortsunterschiede bedingen ja letztlich die floristischen Unterschiede). Interessant ist vielleicht noch, daß die mittlere Artenzahl (bezogen auf 200 m<sup>2</sup>) im sauren EHBw am kleinsten ist, beim Waldgersten-EHBw am größten.

Untersucht man die Krautschichten dieser Wälder in Hinblick auf die Lebensformen, so ergibt sich, daß die Einjährigen (Therophyten) fast überhaupt keinen Bauwert haben, wesentlich sind aber die Geophyten und die Hemikryptophyten. So steigt der Geophytenanteil von 27 % beim Waldgersten-EHBw auf 59 % beim Primelreichen EHBw, umgekehrt sinkt der Hemikryptophytenanteil von 66 % beim Waldgersten-EHBw auf 33 % beim Primelreichen EHBw.

Schließlich bliebe noch die „Eichen-Hainbuchenwald-Frage“ zu diskutieren. Da unsere Eichen-Hainbuchenwälder stark anthropogen verändert sind, läßt es sich oft nicht mehr unterscheiden, ob von Natur aus Eichen-Hainbuchenwälder oder Buchenwälder vorliegen. Auch die Kennarten der Krautschicht versagen manchmal; es zeigen sich Übergänge zu den Buchenwäldern. Meist ist die Eiche durch menschliche Eingriffe überrepräsentiert. Lediglich in den feuchten Eichen-Hainbuchenwäldern wird die Buche immer fehlen. Ihr Anteil an den anderen Gesellschaften dürfte im besprochenen Gebiet relativ niedrig sein. Echte Buchenwälder finden wir erst in den höheren Lagen des Elms und im Harz.

Diese kleine Zusammenstellung sollte einmal zeigen, daß unsere Wälder viel interessanter sind, als es zunächst scheint, und daß man die einzelnen Ausbildungen floristisch gut unterscheiden kann.

## *Die Einrichtung des Süpplinger Bauernhauses im 19. Jahrhundert (I)*

von Alfred Hesse

(aufgezeichnet um 1910 von dem verstorbenen Ackermann Alfred Hesse in Süpplingen)

### Wohnstube

In den vorwiegendsten Fällen lag die Wohnstube an der rechten Seite der Däle, und die Tür (*Stub'ndöhr*) war stets in der dritten Spanne der Dälenwand angebracht, daß also, da die Stube regelmäßig 4 Spanne = 16 Fuß im Geviert hatte, 2 Spanne zwischen Stubentür und Vorderseite des Hauses lagen und 1 Spann zwischen Stubentür und Küche lag. Sie selbst ging stets so auf, daß man beim Eintreten in das Zimmer den Blick auf die Fenster, also nach dem Hofe, hatte. In diesem Winkel, also zwischen diesen und der Tür, stand der sogenannte „*Grote Disch*“, an dem gemeinsam gegessen wurde; er stand im „*Dörklappe*“, d. h. im Luftzuge, den die Tür beim Auf- und Zumachen verursachte, und der in



der kalten Jahreszeit oft als sehr unangenehm empfunden wurde. Er war an der Dälen- und Fensterwand von früher allgemein gebräuchlichen, einfachen Holzbänken umstellt. Die beiden, der Stube zuliegenden Seiten des Tisches waren frei. An diese wurden nach Bedarf beim Essen Stühle, ursprünglich Holzschemel mit Lehne, herangerückt, wie sie noch im „Kraue“ etwa bis 1880 in Gebrauch gewesen sind, und die für gewöhnlich ihren Platz an den Wänden, hauptsächlich an der Fensterwand, hatten. Dieser Tisch, als das Hauptstück der Stube, war auch gleichzeitig das Prunkstück der Stube. Die immer weißgeschauerte, quadratische Platte bestand meistens aus Lindenholz. Die Linde, kleinblättrige, war früher ein häufiger Baum im Dorfe, auch im Walde (Elz) nicht selten. Alles andere an dem Tisch war aus Eiche. Viel Sorgfalt war auf die Herstellung der massigen, pfeilerartigen Beine verwandt, mehrfach ausgeschweift, waren sie unten im Geviert mit fußbankartigen Leisten versehen, wodurch das ganze Tischgestell bedeutende Haltbarkeit erhielt. Der in so kunstvoller Weise hergestellte Unterbau des Tisches spricht dafür, daß dieses Hausgerät schon früh eine große Rolle im Haushalt gespielt hat, es war das meist benutzte und meist gesehene.

Der große „Dischschuf“ (Schublade) diente dazu, die am meisten benutzten Eßwaren und Eßgeschirr aufzunehmen. Die harten und starken Holzschemel hatten alle dieselbe Form, waren aber auch nicht ohne Schmuck. Ihre Rückenlehnen, etwas schräg nach hinten gerichtet, waren ausgeschweift und hatten einen herzförmigen Ausschnitt in der Mitte.

Doch nicht nur zum Essen allein diente dieser Tisch. Mehrmals am Tage wurden diese Milchsatten ausgestellt, um die Milch abzurahmen (aflöten von „flott“ — Rahm) mit der Flöte, die mit dem „Melkemmer“ entweder von der Weide im Sommer oder aus den Ställen im Winter, hereingebracht wurde. „Utsiehn“ nannte man dies; ausgeben, weil die Milch, um sie von Schmutz zu reinigen, durch ein Seihetuch „einen Siehdauk“ laufen mußte.

An Winterabenden saßen um den Tisch alle Bewohner des Hauses, die Knechte, um ihre Dreschflegel zu flicken, denn es wurde tagtäglich mit der „Fläre“ gedroschen oder das „Sel'njeschirre“ (Sihlengeschirr) der Pferde mit Pfiemen und selbstgeschnittenen Riemen aus einem in jedem Hause sich vorfindenden Kalbfelle; denn Sattler wohnten nicht im Orte, kamen wohl im Jahre von außerhalb (Stadt) mehrmals nach dort, um Neuarbeiten zu liefern.

Abends, nach dem Abendbrot, wurde auch oft ein großer Napf Erbsen auf den Tisch des Hauses ausgeschüttet, um von vielen Händen verlesen zu werden; denn wenn diese auch nach dem Dreschen „esewet un eworpet“ waren (gesiebt und geworfen), so fand sich doch manches fremde und kranke Korn darunter, das entfernt werden mußte, bevor man es am andern Tage in den Kochtopf tat. Und was kam alles bei diesem Erbsenverlesen zu Tage: Raal (Radelkörner), Smookköppe (Klatschmohnköpfe), Kliwe (von kleben), Samen von Galima asperine und als merkwürdigstes geringelte Puppen, die sich beim Anfassen krümmten und dadurch Leben verrieten und unter den Ofen gelegt, einen schönen Schmetterling ausschlüpfen ließen.

Kam Besuch ins Haus, „Frünne“ — Verwandte und „Naawers“, Nachbarn, z. B. bei Schlachtesten, wurde abends ein „Wensch“ oder Schafskopf gespielt.

Auf der andern Seite „hin'r d'r Dör“ in der Ecke stand nach Aussage der am weitesten zurückdenkenden Leute ein starker Holzklotz, ein Stück Eichenstamm, rund bearbeitet und von vielem Gebrauch allmählich blank geworden, einfach:

„Block“ genannt, ungefähr von Schemelsitzhöhe und Durchmesser. Er wird wohl zu allen möglichen Zwecken benutzt worden sein, zum Weichklopfen der frischen Wäsche und wer weiß, welcher anderen groben Arbeit, die in der Stube vorgenommen wurde, denn die Stube war weniger ein Raum zum Erzählen als eine Stätte der Arbeit.

Nicht weit von ihm an der Küchenwand stand der Ofen, weshalb es auch hieß „Hind'r 'n Ob'm op 'm Block, sitt de Ule (Eule) op 'm Rock!“ Und der verachtetste Platz war er auch nicht, waren doch Bänke und Schemel ebenso hart, die Nähe des Ofens machte ihn zum wärmsten der ganzen Stube, und hier gab es auch wohl keine kalten Füße, denn der Gipsboden kühlte überall von unten herauf.

Der Ofen war allgemein ein sog. „Kokowe“. Er stand, da er von der Küche aus geheizt wurde, selbstverständlich hart an der Küchenwand, doch nicht wie jetzt die eisernen Kochöfen mit der Breitseite, sondern mit einer Giebelseite, die dadurch weit in das Zimmer hineinreichte und infolgedessen dieses auch besser wärmte. Aus dem Stande des Ofens folgt, daß er von größerer Giebelbreite gewesen ist als die jetzigen sind, denn auch die Schmalseite war so breit, um den Kochtopf aufzunehmen.

Diese alten Kochöfen waren keine eigentlichen Eiseröfen, nur die Koch- und Feuerkiste war aus diesem Metall; der übrige Teil, in den zwei sog. „Röhren“ eingebaut waren, die sich gut zum Warmhalten von Speisen eigneten (Spruch aus der Zeit stammend: „Lütje Kinneken weene man nich, in d'r Röhre steiht Klump, den siehst 'e man nich“), war aus „Bewerswänzen“ (flache, dünne Steine aus gebranntem Ton) aufgebaut, der sich schwerer erwärmte, aber auch die Wärme länger hielt, ähnlich wie moderne Kachelöfen.

Unter Gerümpel in alten Häusern noch aufgefundene Ofenteile machen ersichtlich, daß die beiden Hauptseiten der Feuerkiste an Höhe und auch an Breite viel bedeutender waren als die Vorderseite unserer noch jetzt stehenden Kochöfen, infolgedessen ein alter Kochofen von früher einen ziemlich großen Platz in der Stube einnahm.

Als Zierde trugen diese Ofenseiten als Relief häufig einen Fürsten oder Feldherrn der Zeit oder Vergangenheit mit seiner oft in Latein gehaltenen Devise. Man war in damaliger Zeit patriotischer gesinnt und feierte seinen Helden des Tages nicht nur als Bild auf Münzen, sondern trug ihn auf diese Weise in die Wohnungen der Menschen. Da die Züge wie in alten Öfen, so auch in diesen hin und her zogen, standen bei diesen nicht Röhre auf Röhre wie bei den eisernen Öfen, weil die den Zügen entgegengesetzte Seite nur aus einem einfachen „Bewerswanz“ bestand, wodurch der ganze Ofenaufbau ein eigenartiges Aussehen erhielt.

Sowohl in der kleinen, als auch in jeder großen Wirtschaft fand sich ein notwendiges Hausgerät: „dat Melkschapp“ (Milchschrank), das seinen angestammten Platz an der „Kökenwand“ nicht weit vom Ofen hatte. Milchstuben und Keller sind erst spätere Einrichtungen, die notwendig wurden, als nach der Separation bei vergrößerten Viehbeständen die Milchschränke nicht mehr genügten. Die große Stube diente also auch diesem Zwecke wie auch der große Tisch mitunter Werk Tisch war.

Diese alten, großen Milchschränke sind später in Kleider- und Geschirrschränke umgewandelt worden und noch jetzt vorhanden. Auch sie hatten ihren Zierat. Das kennzeichnendste an ihm war die schöne gitterartig durchbrochene Tür, hatte aber auch den Zweck, Luft und Wärme heranzuführen.

An der Wand gegenüber der Stubentür, zwischen der Tür zu der „Stub'n-kaamer“ und der Vorderwand (wie schon erwähnt, fehlte diese Kammer in den alten „Kothehäusern“), war oben nahe der Zimmerdecke ein hölzernes *Hakenbörd* angebracht, das die gebräuchlichsten Alltagskleider aufnahm.

Unter ihm stand eine „Laa“ (Lade), ein Hausgerät älter als der Koffer, wohl auch aus dem Grunde, weil sie zugleich eine Sitzgelegenheit bieten sollte. Sie war aus *Eichenholz*, manchmal mit schönen *Schnitzereien in Relief*, meist aber war sie bemalt mit Phantasieblumen oder Liniensystemen, und zwar mit grobem Pinsel. *Lehmgelb*, *Schieferblau*, *Mergelrot* waren die maßgebenden Farben. In die alte Zeit hinein gehören auch die Wandschränke, „*Brotschappe*“ genannt, die auch alles das aufnahmen, was die Hand los sein wollte. Einige hatten auch Fächer und Schübe. Hinein gehörte der Kalender, neben der Bibel und dem Gesangbuch das wichtigste Buch, denn in gedruckter Schrift redete er von Märkten, Mondwechsel, Wetter und in geschriebener von Roggengrusch, Erbsenpreisen und Kuhkalben; ferner noch das Feuerzeug des Hauses, kurze Pfeife mit Tabaksbeutel und -kasten und verschiedenes andere.

Wie über O-mrohre, Block usw. Reime umlaufen, die das Alter der Dinge testieren, so auch über das „Brotschapp“ („*Half is meine Preddigt, dat Brotschapp dat is leddig*“). Größere Wandschäppe sind meist eingelassene ehemalige Milchschäppe gewesen, noch erkenntlich an ihren gitterartig durchbrochenen Türen. Bei alten, besser gestellten Bauern fand sich in der Wohnstube ein „*Schüddelstaul*“ (woher der Name?), in manchen Gegenden auch „*Karstaul*“ genannt. Die älteste Form hier hat nur Lederpolsterung im Rücken, der oben 2 sog. Backen besaß, alles andere an ihm war nacktes Holzgestell, das so eingerichtet war, daß er auch als Liegestuhl hergerichtet werden konnte. Sein Platz war am Ofen und nur der Ruhebedürftigste und Würdigste benutzte ihn. Die Bank diente den andern, die sich tagsüber müde gearbeitet hatten auf der „*Dösche-däle*“ oder draußen auf der Wiese seit des morgens um drei.

Auch die „*Hutsche*“ (hutschen, rutschen, die Rutsche) konnte eben durch Rutschen von einem Ort zum andern geschoben werden. Auch sie zeigte das Herz als Ausschnitt, wenn auch in doppelter Form.

Einen S p i e g e l gab es auch in der Stube, vielleicht den einzigen im ganzen Hause. Er hing an der sog. „*Seijelwant*“ zwischen den beiden Fenstern. In allen Häusern diente diese Wand demselben Zwecke, daher der Name. Die ältesten Spiegel waren von einfachen viereckigen polierten Rahmen eingefast, die Aufhängevorrichtung war ein Band, wodurch es sich ermöglichte, dem Spiegel eine etwas nach vorn überhängende Lage zu geben. Darunter hing der Kammkasten.

Hinter der Stubentür auf einem drehbaren, oft schön geschnitzten Halter aus Holz das P a r a d e h a n d t u c h.

Irgendwo an einer Wand, meist an der Ofenwand, hing die S c h w a r z w a l d u h r mit ihren an Ketten hängenden Gewichten, die an jedem Abend aufgezogen werden mußten und die mitunter so alt war wie das Haus selbst, denn die Bewohner wußten oft nicht, welcher von ihren Vorfahren die Uhr gekauft hatte.

Anbau und Verarbeitung des Flachses machten dem Bauern viel Arbeit, die auch im Wohnzimmer häufig verrichtet wurde, damit verbunden ist der „*Schelpstaul*“, ein Spinnstuhl mit gedrechselten Holzteilen, dessen Sitz und Rückenlehne aus festem Schilf geflochten war und dessen oberer Holzstab die Jahreszahl mit

grobem Pinsel aufgetragen aufwies, die anzeigte, in welchem Jahre dieser Stuhl in das Haus gekommen war. Meistens war es ein Hochzeitsgeschenk, gehörte in den „Brutschatt“ (Brautschatz). *Seitenlehnen besaß er nicht.*

Ferner der Spinnrockten und der Haspel, ersteres hatte ursprünglich das Rad neben, nicht unter der Spule. Es schnurrte ganze Wintertage und -abende hindurch, denn die Mädchen mußten damals „Taal“ spinnen, d. h. eine bestimmte Zahl in einer bestimmten Zeit. Die gehaspelten „Löppe“ hingen am Börd über der Laa.

Dann war noch der „Lüchter“, ein Ständer einfacher Art zur Aufnahme der „Olfunzel“. Er bestand aus einem kantigen Klotze als Fuß mit einem senkrechten, ungefähr vier Fuß hohen Stab darin mit angespitztem oberem Ende auf das an Spinnabenden die Olfunzel mit ihren hohlen Füßen gesteckt wurde. Um diese Vorrichtung, mitten im Zimmer aufgestellt, gruppierten sich die Mägde. Eine mit der jetzigen verglichene armselige Beleuchtung. Man kannte in damaliger Zeit nur Saatöl und diese Lampen, und doch genügte die Helligkeit, die sie verbreiteten, denn die kalkgeweißten Wände — Tapeten kannte man nicht — warfen das Licht von allen Seiten zurück. Ging es mitunter in solchen Spinnstuben etwas lustig zu und es kam dabei ein solcher Leuchter mit der Lampe zum Umfallen, so verlöschte sie sogleich im Gegensatz zu den später oft zu Boden gestoßenen Petroleumlampen, die mitunter auf diese Weise große Gefahr brachten.

Die Fenster hatten früher weder Vorhang noch Gardinen. Nichts derartiges wehrte der Sonne am Tage ihren ungehinderten, freien Eintritt durch sie; und nichts verhinderte, daß in der Dunkelheit die Glasscheiben wie tiefschwarze Tafeln das Zimmer gegen draußen abgrenzten, das wie das ruhige ruhende Nichts da lag, von dem der Mensch sich einen, wenn auch kleinen, so doch vertrauten Raum voller Leben abgerungen hatte. Blitze bei Nachtgewittern hinter diesen Scheiben nahmen sich aus, wie drohendes ruckweises Auftreten von weiterfüllendem, wertvernichtendem Feuer.

Noch alte Leute zu Anfang dieses Jahrhunderts ließen stets die Fenster des Abends unverhüllt, nur um beobachten zu können, ob nicht irgendwo ein Feuer in der Nähe seinen warnenden Schein in die Stube werfe, denn Feuer, wenn es nicht die zahme Herdflamme war, war von jeher der Schrecken der Menschen in ihren strohgedeckten und Stroh in sich aufbewahrenden Häusern und Stallungen.

Diese Wohnungseinrichtung, die nicht nur mündliche Überlieferung ist, kannten sie doch die Großeltern meiner Großeltern, man braucht also nur Gelegenheit zum Hören, etwas Phantasie und Gedächtnis zu haben, und die ganze Welt von damals steht lebendig vor unseren Augen, sondern auch noch deshalb um so deutlicher, weil dieser beschriebene Hausrat, teilweise noch ganz, teilweise zerbrochen in Winkeln der Häuser umherstehen, mitunter auch als Altertümer aufbewahrt werden. Zuerst war es der Ofen, der mächtige, der durch ganz eiserne oder weniger große ersetzt wurde; der Tisch, der zum Nachfolger einen solchen mit Wachstuch und, mit dem alten verglichen, von gebrechlichem Aussehen, erhielt. Die Holzschemel wurden verdrängt von „reit'n Stäul'n“. Hatten diese eine Lehne (Seiten-) und waren sie dabei niedriger in den Beinen, hießen sie Spinnstühle. Die Holzbanke behaupteten bis jetzt noch ihren Platz, wie auch die hölzerne Hutsche. Die Wandschränke kann man nicht gut hinauswerfen; wo sie einmal waren, findet man sie meistens noch, wenn nicht große bauliche Veränderungen vor sich gegangen sind.

Spinnstühle aus der Zeit von 1848, meist Brautgeschenke, waren auf Sprungfedern gepolstert. Leuchter, Spinnrad, Haspel, Funzel sind nur hier und da aufbewahrt, wo zufällig ein Nachfolger des Hauses am Ol'n hängt. Aus den Eintagsuhren sind solche geworden, die 8 Tage gehen und in ganz verschlossenes Gehäuse eingebaut sind und ihren Platz entweder der Stubentür gegenüber neben der Kammertür oder in der Tischecke der Stube, wo man dann die Bänke in Urkastenbreite ausgeschnitten hat, erhalten.

Der Block hinter dem Ofen steht nicht mehr, statt dessen ein oft ruhiger ledergepolsterter *Schüttelstuhl*, auch Backenstuhl genannt. Der Milchschränk hat Platz gemacht einem Sofa, das auch den alten Holzliegestuhl verdrängt hat. Die Laa ist verschwunden und das alte lange Hakenbörd, an dessen Stelle ein kleiner Tisch getreten ist. Die Fenster bekleidete man mit „*Rullors*“ und Ende des vorigen Jahrhunderts mit *Gardinen* und die Wände mit *Tapeten* und auf dem Tisch brannte schön zu Großmutter's Zeiten eine *Petroleumlampe* (ursprünglich Bastbrenner). Der *Gipsboden* verschwand nach der Separation 1848 in besser gestellten Häusern, und *Holzdielen* wurden gelegt, doch das *Sandstreuen* behielten die Leute, die vor 1848 geboren und nicht mitgegangen waren, bis zu ihrem Lebensende bei. Eine solche Stube sah, wenn am Sonntagmorgen die Geschäfte des Hauses ruhten und die Sonne auf die hellen Dielen schien, so recht feiertäglich aus und erinnerte an Fritz Reutersche Poesie.

War die Zeit der ersten Separation eine gewisse Kulturwende, so war es die zweite eine solche in erhöhtem Maße am Ende des vorigen Jahrhunderts, das für unser Dorf den eigentlichen Anfang des industriellen Zeitalters bildete, schaffte eigentlich alles Ländliche aus unserem Orte fort. War bei Großmutter's Zeiten eine eschen ausgelegte *Schreibkommode* mit *Glasschränkaufsatz* das große Prunkstück der Stube (man fing damals an mit Einrichtung einer kleinen Stube), so brachte die Jahrhundertwende in alle besser gestellten Familien städtisches Wesen auch in bezug auf Wohnungseinrichtungen, wodurch alles Einheimisch-Ländliche gänzlich verschwand.

## Im Zonengrenzdorf Offleben

von Heinz Mollenhauer

Die herbe, aber überaus interessante Industrie-Landschaft des Braunkohlenreviers zwischen Helmstedt, Schöningen und Offleben ist schon wiederholt das Ziel von Studienfahrten unseres Vereins gewesen (vgl. die Berichte in der Br. Heimat März 1956 S. 60/61, März 1960 S. 30, April 1969 S. 46).

Es galt, die Gewinnung der Braunkohle in den etwa 100 m tiefen und vielen Kilometer langen Tagebauen und ihre Verarbeitung in mancherlei Produktionsstätten zu studieren. Unser Interesse erstreckte sich aber auch auf die Aufforstung von Kippen (vgl. dazu die Fachaufsätze von Otto Homuth in der Br. Heimat Oktober 1959 S. 99—10, Dezember 1959 S. 130—135, Dezember 1968 S. 120—123). Weiter wurden die Probleme erörtert, die sich aus dem Abbruch von Dörfern und aus der Errichtung von neuen Siedlungen, ja auch aus der Verlegung von Bachläufen und Straßen immer wieder ergeben.

Nicht zuletzt war es die leidige Zonengrenze, deren Verlauf von uns untersucht wurde. Da die unnatürliche Scheidewand noch nicht beseitigt, sondern im Gegenteil noch verstärkt wurde, ist es aus heimatkundlichen Gründen geboten, von Zeit zu Zeit den jeweiligen Befund festzustellen.

Ein günstiger Beobachtungspunkt ist Offleben. Hier biegt die Grenze von Norden nach Südwesten ein und verschafft dem Dorfe eine bastionsähnliche Stellung. Oberhalb des Dorfgemeinschaftshauses an der Barneberger Straße 5 befindet sich ein Hügel, der Tuskulum genannt wird und etwa 13— m hoch ist. Es handelt sich um eine Stelle, die verdienstvollerweise Anfang der 1870er Jahre von dem Oberamtmann Otto Brandes durch Bepflanzung mit Bäumen, Sträuchern und Blumen sowie durch Anlage von Rasenflächen gärtnerisch gestaltet worden ist. Der Name lehnt sich an den berühmten Landsitz des römischen Staatsmannes und Schriftstellers Cicero an und soll einen sorgenfreien Aufenthaltsort kennzeichnen. Tatsächlich kann man von der Stelle in Offleben einen weiten Blick ins Land genießen, soweit man nicht durch die nahe Zonengrenze behindert ist. Von frohen Gefühlen kann aber heutzutage keine Rede sein. Eine weite Aussicht bietet auch die Südseite von Offleben, da sie hoch über die beträchtlichen Erdschlunde des Tagebaues „Viktoria“ emporragt.

Abgesehen von der günstigen Lage der Ortschaft birgt das Erdgeschoß des schon erwähnten Gemeinschaftshauses, das als erstes in Niedersachsen errichtet worden ist, ein ganztäglich geöffnetes „Informationszentrum“. Hier erhält man anhand von Karten, Photos, Modellen und Prospekten eine treffliche Übersicht darüber, wie die Zonengrenze verläuft, und welche einschneidende Bedeutung sie hat. Etwa gewünschte Führungen von Besuchergruppen übernimmt das „Kuratorium Unteilbares Deutschland“, Offleben (Tel. Schöningen 4 07 und 5 90). So bietet grade unser Dorf vorzügliche Gelegenheiten, alle Zonenfragen zu studieren.

Es ist zweckmäßig, vor Betreten des Dorfgemeinschaftshauses zunächst einen Blick auf die nahen Befestigungen am Ende der aufgerissenen Barneberger Straße zu werfen. In erster Linie sind es Stacheldrähte, die auf Hunderte von Metern tief gestaffelt sind, und dazwischen befindliche Wachtürme, die uns ins Auge fallen. Die Landschaft ist hügelig und teilweise bewaldet. Während auf der Westseite der Boden bis an die Grenze als Acker oder Wiese genutzt wird, zeigt der genannte Streifen alle Spuren der Verwilderung. Seit etwa einem Jahre hat man in der Wildnis auch Flutlichtanlagen aufgestellt, mit denen die traurige Szenerie bei Nacht beleuchtet wird. Es herrscht ein drückendes Schweigen. Heimische Sachkenner berichten uns, daß die undurchdringliche Sperre auch noch durch Minen aller Art verseucht ist. Weiter wird darauf hingewiesen, daß ein Winken von Mensch zu Mensch — sofern man „drüben“ überhaupt welche sieht — unzumutbar ist, da diesen nur Unannehmlichkeiten erwachsen können.

Die vor uns liegende Landschaft ist ein Sinnbild dafür geworden, zu welcher Trostlosigkeit ungeheures menschliches Versagen auch in Friedenszeiten führen kann. Wir können jedoch nichts anderes tun, als die Inschrift eines aufgestellten Schildes mit Zustimmung zu lesen: „Hier ist Deutschland nicht zu Ende. Auch drüben ist Vaterland.“

Die Trennung Offlebens von den benachbarten Dörfern in der Provinz Sachsen, besonders Sommersdorf, Völpke, Barneberg und Hötensleben hat natürlich auch wirtschaftliche Folgen gehabt. In dem Informationszentrum sind Schautafeln auf-

gestellt, aus denen u. a. die früheren Absatzgebiete der Mühle Offleben, die Einzugsgebiete der Offleber Handwerksbetriebe und die Verluste des Landhandels hervorgehen. Natürlich ist der Helmstedter Kohlenbergbau am stärksten betroffen. Wesentlich ist auch der Verlust der Domäne in Offleben an Land.

Sehr bedauerlich ist die Tatsache, daß selbst menschliche Beziehungen abgebrochen sind. Soweit die genannten Dörfer in einer 5 km tiefen Sperrzone liegen, dürfen die Offleber ihre dort wohnenden Verwandten und Freunde nicht aufsuchen, selbst bei Todesfällen nicht. Rentnern in den östlichen Orten wird von Fall zu Fall die Erlaubnis erteilt, nach Offleben zu fahren. Sie müssen aber den Weg über Magdeburg nehmen.

Daß sich in unserem Dorfe trotz aller Schwierigkeiten ein kräftiger Lebenswille regt, beweist schon äußerlich das Gebäude des modernen Dorfgemeinschaftshauses, das in seinem Innern eine rechteckige Rasenfläche umschließt. Angenehme Räume für Versammlungen und den Aufenthalt aller Leute sowie ein Lesezimmer mit einer Bücherei sind ausreichend vorhanden. Als Nachbarhaus stellt sich eine lichtdurchflutete Sporthalle dar, an deren Hinterseite sich noch weitere Freianlagen befinden.

Auch sonst konnte die Gemeinde, die derzeit rund 2000 Einwohner hat, eine erfolgreiche Bautätigkeit entwickeln, indem sie seit 1945 etwa 200 Wohnungen errichtete. Bei seiner Grenzlage ist das Dorf wesentlich von dem Kohlenbergbau abhängig. Das 1935/36 errichtete Schmelzwerk mußte zwar 1968 wegen Unrentabilität stillgelegt werden, dafür wurden und werden aber die Anlagen des Kraftwerkes erweitert. Es wurde bereits 1953/54 als Ersatz für das durch die Zonengrenzziehung abgetrennte Werk Harbke errichtet. Hier wird die sog. „Ballast“-Kohle verarbeitet, die aschenreich ist.

In Offleben vereinigen sich zwei Bäche, die Wirbke und der Kupferbach. Sie gehören bereits zu dem Stromgebiet der Elbe. Die Wasserscheide zwischen dieser und der Weser verläuft östlich des Elmes. Die beiden Bachläufe beleben das Ortsbild ebenso wie ein im Zentrum angelegter Bürgerpark. An eine ältere Vergangenheit erinnern Gebäudeteile des sog. „Klosterhofes“ (Domäne), der ursprünglich zu dem Kloster Riddagshausen gehörte. Die benachbarte Kirche weist Stilmerkmale des 18. Jahrhunderts auf. Sie wird von einem baumbestandenen ehemaligen Friedhofe umgeben, auf dem sich einige interessante Grabdenkmäler aus verschiedenen Jahrhunderten befinden. Auf einer längeren Inschrift wird hervorgehoben, daß das Wirken eines Menschen bleibt, und daß die Erinnerung an ihn nicht schwindet. Dieser Satz kann sich natürlich nur bewahrheiten, wenn ein Verstorbener zu seinen Lebzeiten etwas Tüchtiges geleistet hat. Wer heutzutage Offleben besucht, wird unmittelbar verspüren, daß die ganze Bevölkerung gleichsam von der Geschichte aufgerufen ist, etwas zu leisten, was der Erinnerung wert ist. Es gilt, angesichts einer unnatürlichen und trostlosen Grenze mit unverbrüchlicher Treue die Werte der Heimat zu pflegen.

#### Literatur:

K. Rose, Das Klostergut Offleben und die Sippe Brandes (1941, Schöningen). — K. Rose, Unsere Heimat, Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks Schöningen S. 33 (Braunschweig, 1949). — K. Rose, Heimatbuch der Gemeinde Offleben (Braunschweig, 1954). — Heinz Röhr, Unsere Heimat, Landschaftskunde des Kreises Helmstedt (Helmstedt, o. J.). — Heinz Pohlendt, Der Landkreis Helmstedt (Bremen 1957). — Hermann Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Band 2 S. 443 ff. (Hildesheim 1968).



# Das Braunschweigische Eichamt von 1837 bis 1947

von Hans Ehlers

„Een ehrlik Minsch schall bruken alle Tid  
Een richtig Mat und ok een good Gewicht;  
Dann kann hei wohl bestahn to jeder Tid  
Vör sin Geweten und vör dat Gericht.“

Von allen wirtschaftlichen Einrichtungen greift keine tiefer in das Leben eines Volkes ein als das System der Münzen, Maße und Gewichte. Wie im vorigen Jahrhundert in politischer Beziehung die Zerrissenheit und Kleinstaaterei in Deutschland groß war, ebenso groß war der Wirrwarr im Münz-, Maß- und Gewichtswesen. Zudem wurden oft in ein und derselben Stadt bzw. in demselben Lande zum Messen verschiedener Gegenstände unter gleichem Namen verschiedene Maße benutzt.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts waren umsichtige Männer bestrebt, durch Schaffung einer größeren Einheitlichkeit im Münz-, Maß- und Gewichtswesen Handel und Verkehr zu heben und dem Betrüge, der solche Verschiedenheiten in Geld- und Meßsachen gern ausnützt, zu steuern. Darum wurde dann gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts dasselbe Maß und Gewicht im Bereiche mehrerer Staaten eingeführt. Am 1. Juni 1835 trat das Herzogtum Braunschweig dem Zollverein bei. Im April 1837 erschien Nr. 11 der Braunschweigischen Gesetz- und Verordnungssammlung, die die Maß- und Gewichtsordnung vom 30. März 1837 betraf. Bis dahin war das Maß- und Gewichtswesen der Herzoglichen Baudirektion unterstellt, die die technischen Vorschriften für den Eichdienst herausgab.

Noch bis 1912 waren die Eichmeister freie Handwerker, die nach den vom Staate erlassenen Vorschriften die Eicharbeiten ausführten. Um den Eichmeisterposten konnten sich Mechaniker, Uhrmacher, Schlosser, Schmiede, Zinngießer oder Bötticher bewerben und wurden von der Gemeindebehörde zum Eichmeister berufen.

Im Königreich Preußen wurde bei der Städteordnung, die 1808 in Kraft trat, die Aichungskommission eine selbständige Behörde als Königliche Aichungskommission, die dann später die Kaiserliche Normalaichungskommission wurde. Nach diesem Vorbilde wurde für das Herzogtum Braunschweig 1837 ein neues Eichgesetz erlassen, in dem auf Verordnungen aus den Jahren 1698, 1747 und 1788 Bezug genommen wurde. Ob die neuen Originalmaße, die in dem Gesetz angegeben sind, dieselben blieben wie früher, ist nicht ersichtlich. Vermutlich wurde, da Braunschweig dem Zollverein angehörte, das Zollpfund eingeführt, während die anderen Maße wie Elle, Ruthe, Metze, Himten, Erz- und Kohlenmaße, Quartiermaße, Meßketten u. dgl. in den alten Maßgrößen blieben. Damit war die Braunschweigische Maß- und Gewichtsordnung erlassen und als erste braunschweigische staatliche Eichbehörde „Die Herzogliche Aichungs-Kommission“ errichtet. Ernannt wurden zum Vorsitzenden Landesdirektor *Pini*, zu Beisitzern Baurat *Liebau* und Cammerrat *Mahner*, und zum Sekretär der Polizeisekretär *Grundner*. 1850 wurde *Mahner* Vorsitzender und Berghandlungskommissar. Professor *Varrentrop* Beisitzer. 1857 trat Cammerssekretär *Wiebrecht* anstelle von *Grundner*. 1870 löste Oberhütteninspektor a. D.

*Bredenschlag* den Professor *Varrentrop* ab. 1878 erhielt *Cammerrat von Strombeck* den Vorsitz, dem *Cammerrat Eyffert* sowie Eichungsinspektor *Bergrat Bredenschey* als technische Bearbeiter zugesellt wurden.

Mitglieder der Eichungskommission wurden 1897 für *Eyffert* der Bergmeister *Paxmann*, 1899 für *Bredenschey* der Eichmeister *Schmidt*, 1901 für *Paxmann* der Bergmeister *Wiederhold* und 1906 für diesen der Bergassessor *Weber*. Zu Vorsitzenden wurden ernannt: 1907 für Geh. Bergrat *Schrader* der Regierungs- und Bergrat *Herwig* und in demselben Jahre für diesen der Professor Dr. *Schlink*. Zu Mitgliedern wurden ernannt: 1907 für Bergassessor *Weber* der Bergmeister Dr. *Wiese*, 1910 für Obereichmeister *Schmidt* der Gewerbeinspektor *Gerloff* und für Dr. *Wiese* der Bergmeister *Krzywoszinski*, 1918 für diesen der Baurat Dr. *Lindemann*. Weitere Ernennungen: 1921 *Gerloff* zum Vorsitzenden für *Schlink* und zum Mitglied Gewerberat *Ahrend*, 1931 für diesen der Professor Dr. *Harbart* und 1945 der Gewerberat *Rauh* zum Vorsitzenden für *Gerloff*. Am 1. April 1947 wurde die Eichungskommission und das spätere Obereichamt mit der Auflösung des Freistaates Braunschweig und seiner Eingliederung in das Bundesland Niedersachsen vom Oberregierungs- und Eichrat *Tillmann* in Hannover übernommen.

Im April 1912 wurde durch Reichsgesetz vom Mai 1908 das Eichwesen im Herzogtum verstaatlicht, d. h. die Befugnisse der Eichmeister, die bis dahin staatlich konzessionierte und unter Staatsaufsicht stehende Geschäftsleute waren, wurden vom Staate übernommen und die Eichmeister Staatsbeamte. Die Herzogliche Eichungskommission wurde durch das Herzogliche Obereichamt ersetzt. Die Befugnisse blieben aber dieselben, das Obereichamt war eben nur Aufsichtsbehörde, 1912 unter dem Vorsitz des Prof. Dr. *Schlink*. In demselben Jahre wurde der Kanzlist *Franz Pape* als Sekretär beim Obereichamt vollbeschäftigter Beamter und die zweijährige periodische Nacheichung aller Meß- und Wiegegerätschaften eingeführt.

Durch Beitritt des Herzogtums Braunschweig zum Norddeutschen Bunde i. J. 1868 wurde das bisherige Eichzeichen: springendes Pferd mit der Nummer des Eichamtes unter dem Pferde ersetzt durch ein verschlungenes Band mit den Buchstaben NDB und der Ziffer 17 darüber, der Ordnungsnummer des Herzogtums im Norddeutschen Bunde. Unter dem Bande stand die Ordnungsnummer des betreffenden Eichamtes.

1837 bestanden Eichämter in Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Calvörde, Gandersheim, Holzminden, Schöningen, Schöppenstedt, Walkenried und Teichhütte bei Gittelde, Blankenburg und anderen Orten des Herzogtums, in denen Industrie für eichpflichtige Meßgeräte und Wiegegerätschaften vorhanden war. Beim Eintritt des Herzogtums in den Norddeutschen Bund bestanden Eichämter nur in den Kreisstädten Braunschweig (Nr. 17/1), Wolfenbüttel (2), Helmstedt (3), Holzminden (4), Blankenburg (5) und Gandersheim (6). Nach Errichtung des Deutschen Reiches blieb diese Ordnung bis zur Verstaatlichung des Eichwesens 1912 bestehen. Es blieben Eichämter in Braunschweig, Wolfenbüttel (2), Helmstedt (3) und Gandersheim (4). Der Aufsichtsbezirk Hannover führte die Ordnungsnummer 8, die nun vor die braunschweigische Nummer gesetzt wurde. Das Eichamt in Schöningen mit der Nr. 10 war der Herzogl. Salinenverwaltung angegliedert. In Teichhütte soll nach glaubwürdigem Bericht ein Faßeichamt bestanden haben.

Der § 21 des Eichgesetzes v. J. 1837 besagt: „In jeder Stadt unseres Landes sind Exemplare gehörig gestempelter Maaße und Gewichte an einem sicheren Ort zu

verwahren und ist daselbst in einem passenden öffentlich zugänglichen Orte ein in Zolle eingetheiltes metallenes Ellen-Maaß zu befestigen, woran jeder unentgeltlich die Richtigkeit des Längenmaaßes selbst prüfen kann.“ In der Stadt Braunschweig ist am zweiten Pfeiler des westlichen Laubenganges des Altstadtrathauses ein eisernes Ellenmaß angebracht, das oft als Anker zum Festhalten der Quadersteine angesehen wird. Diese Elle soll bereits aus dem 13. Jahrhundert stammen. An der Eingangstür des Rathauses zu Wolfenbüttel hängt eine gut erhaltene Elle an einer Kette zu jedermanns Gebrauch.

1872 wurden die damaligen Maße durch das metrische Maßsystem abgelöst, z. B. das Zollpfund durch das Kilogramm (kg), Elle, Fuß und Zoll durch das Meter (m), Himten, Vierfaß, Faß und Tonne durch das Liter (l), und seit 1884 durften die alten Bezeichnungen nicht mehr im Verkehr gebraucht werden.

1837 war der Hofmechanikus *Thomas* Herzoglicher Eichmeister, ihm folgte im Amte Hofmechanikus *Schmidt*, dem wieder 1883 sein Sohn Ingenieur und Mechanikus *Schmidt* und 1910 dessen Sohn Albert *Schmidt*, der 1923 zum Obereichmeister ernannt wurde.

Die Normale, Originalmaße des Herzogl. Eichamtes Braunschweig, 1837 von Thomas angefertigt, sind i. J. 1876 dem Städtischen Museum und die der Herzogl. Eichungskommission, ebenfalls von Thomas angefertigt, 1907 dem damaligen Vaterländischen jetzt Landes-Museum überwiesen. Dieses hat dabei gleichzeitig eine große Sammlung alter Maß- und Wiegegerätschaften des Handels und Verkehrs, also Gebrauchsgegenstände, geschenkt erhalten.

(Entnommen den Aufzeichnungen des letzten Herzoglich Braunschweigischen Eich- und Obereichmeisters Albert Schmidt, der im Februar d. J. im 84. Lebensjahre verstorben ist.)

### *Die Münzen, Maße und Gewichte nach der Eichungs-Neuordnung vom Jahre 1837 und ihr Verhältniß zu den heute üblichen Einheiten*

1 Werkfuß = 12 Zoll = 285,36 mm	1 Karre Holzkohlen = 100 cbfuß
1 Zoll = 12 Linien = 23,78 mm	= 2,3236 cbm
1 Linie = 1,815 mm	1 Schachtruthe = 5,9486 cbm
1 Pariser Fuß = 324,84 mm	(für Steine, Sande, Erde)
1 Elle = 2 Fuß = 570,72 mm	1 Quartier (Qu)
1 Ruthe = 10 Werkfuß = 4,56576 m	= 2 Pfund destilliertes Wasser bei 15° R
1 Meile = 7,419 Kilometer	Wärme
1 Bergbau-Lachter = 80 Zoll 8½ Linie	= 0,937 l
1 Bergbau-Lachter = 8 Spann = 192 m	1 Anker = 40 Qu = 37,48 l
1 Spann = 24 m	1 Ohm = 160 Qu = 149,92 l
1 Lachter Zoll = 2,4 m	1 Oxhoft = 240 Qu = 224,88 l
1 Haspelfaden = ¾ Ellen = 21,4 m	1 Tonne = 108 Qu = 101,196 l
1 Gebind = 90 Faden = 1,926 km	1 Pfund = 467,711 Gramm
1 Lopp = 10 Gebind = 19,261 km	1 Lot = 14,615 g
1 Feld-Morgen = 25,0158 ar	1 Quentchen = 3,654 g
1 Wald-Morgen = 33,3544 ar	1 Pfund = 2 Mk à 4 Vierling à 4 Unzen
Hohlmaße (Himpten = Hpt.)	à 2 Lot à 4 Quentchen
1 Hpt. = 2316 Brger cb. Zoll,	1 Zentner = 46,7711 Kilogramm
14—15 Zoll im Lichten weit	1 Schiffslad = 1871 kg
1 Hpt. = 4 Vierfaß = 16 Metzen	1 Medizinalpfund = 24 Lot = 350,78 g
1 Vierfaß = 2 Loch = 4 Metzen	1 Unze = 29,232 g
1 Vierfaß = 7,786 l	1 Drachme = 3,6539 g
1 Metze = 1,9465 l	1 Scrupel = 1,2179 g
1 Wispel = 40 Hpt. = 12,458 hl	1 Gran = 60,9 mg
1 Malter Holz = 80 cbfuß = 1,8589 cbm	1 Mark = 233,855 g
	1 Pfennig = 913,48 mg

# *Julius Spiegelberg, der Gründer der ersten deutschen Jutespinnerei in Braunschweig*

von Friedrich Söchtig

Einer der markantesten, doch fast vergessenen Industrie-Pioniere Braunschweigs war Kommerzienrat Julius Spiegelberg, der Begründer der Jute-Industrie in Deutschland.

Am 18. Februar 1833 in Peine geboren, machte er schon als Jüngling im Auftrage seines Vaters, eines jüdischen Kaufmannes, weite Geschäftsreisen ins Ausland, insbesondere nach England und Schottland. Hier besichtigte er mit lebhaftem Interesse die industriellen Unternehmungen, besonders die der Werg- und Jutespinnerei. Er beschloß, in der Heimat eine ähnliche Anlage zu gründen, und errichtete 1857 in Vechelde eine Flachsaufbereitungsanstalt, mit der er bald eine Wergspinnerei verband.

1861 wandelte er das Unternehmen in eine Jutespinnerei um, die erste in Deutschland, die also die Juteindustrie in Deutschland eingeführt hat.

Weil er dem Werk eine größere Ausdehnung geben wollte als ihm mit eigenen Mitteln möglich war, begründete er 1866 eine Aktiengesellschaft, anfangs eine englische, seit dem 1. 7. 1868 aber eine deutsche, die Braunschweigische Akt.-Ges. für Jute- und Flachs-Industrie.

Neben der Fabrik in Vechelde entstand dann 1874 in der Stadt Braunschweig eine neue große Jute-Spinnerei und -Weberei, die bald solchen Aufschwung nahm, daß sie im Jahre 1883 schon wieder in erweiterte Räume übersiedeln mußte. — Die oberste Leitung dieser Fabrikanlagen hatte bis 1890 Spiegelberg.

Als sich auch an anderen Orten die Jute-Industrie entwickelte, gründete er den Verein deutscher Jute-Industrieller und wurde die Seele dieser Vereinigung. Unter seiner Mitwirkung wurden für die Juteerzeugnisse die Zolltarif-Bestimmungen erreicht, die die Grundlage für die Entwicklung der heimischen Jute-Industrie geworden sind. (Die Jute-Aktien erbrachten jahrelang eine Dividende von 20 %.)

Um an Ort und Stelle Anbau, Behandlung und Ausfuhr der Jute kennen zu lernen, unternahm er 1887 eine Reise nach Indien. Danach überlegte er, wie die Herstellung eines Jute-Marktes in Deutschland zu ermöglichen sei. 1888 legte er über diese Fragen dem Reichskanzler ein ausführliches Gutachten vor. Es kam darauf an, die direkte Einfuhr in Deutschland durchzusetzen und damit diesem Industriezweig nationale Selbständigkeit zu geben.

Für die Erreichung dieses Zieles glaubte Sp. in einer Seestadt bessere Möglichkeiten zu haben, er gab am 1. 7. 1890 seine Stellung in Braunschweig auf und ging nach Hamburg. Den Vorsitz im Verein deutscher Juteindustrieller gab er auf, er wurde Ehrenmitglied. Schon 1882 wurde Sp. von der Braunschweigischen Regierung zum Kommerzienrat ernannt.

Von Hamburg verzog Sp. nach London. Er starb am 24. 1. 1897 auf einer Reise in Köln und wurde auf dem Zentralfriedhof zu Braunschweig bestattet.

Eine Tafel, die an der Werkswand in Vechelde angebracht war und daran erinnerte, daß „hier Julius Spiegelberg die erste Jutespinnerei in Deutschland gründete“ ist leider verschwunden.

## Neues heimatliches Schrifttum

Adolf Steinwedel, Das Residenzschloß zu Braunschweig. Verlag K. Pfankuch, Braunschweig, 55 S., 24 Abb.

In ansprechender Form hat der Verlag Karl Pfankuch, Braunschweig, ein Heft herausgebracht, das jeder alte wie „neue“ Braunschweiger gern zur Hand nehmen wird. Adolf Steinwedel will in ihm Bilder der Erinnerung an das Braunschweiger Schloß aufzeigen. Es ist ein Bemühen, das ihm mit Hilfe alter Darstellungen und einiger eigener Aufnahmen, die z. T. schon über 30 Jahre alt sind, gelingt.

Im begleitenden Text wird ein Querschnitt durch die Geschichte des Schlosses gegeben, jenes Schlosses, das oft im Brennpunkt bedeutsamer historischer, politischer Entwicklungen gestanden hat. Schu.

Uwe Pape, Die Orgeln des Landkreises Braunschweig (= Bd. 4 der Reihe „Norddeutsche Orgeln“). 1968 erschienen im Selbstverlag des Verfassers Dipl.-Ing. Uwe Pape, 334 Wolfenbüttel, Fontaneweg 4.

Der Verfasser, als Orgelhistoriker den Lesern unserer Zeitschrift durch seine Aufsätze in der „Braunschweigischen Heimat“ über alte Orgeln des Braunschweiger Landes bestens bekannt, ließ jetzt seinem im Selbstverlag vor 2 Jahren erschienenen Buch über die Orgeln der Stadt Braunschweig einen neuen Band über die Orgeln des Landkreises Braunschweig einschließlich der Exklave Thedinghausen folgen. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit hat er außer der Bestandsaufnahme der erhaltenen Orgelwerke alles erfaßt, was in Archiven und Pfarrämtern über die Arbeiten an den Instrumenten der betreffenden Dorfkirchen und Daten zur Lebensgeschichte der damit beschäftigten Orgelbauer zu finden war. Die große Fülle der ermittelten Einzelangaben hat er in gedrängter Kürze, aber doch sehr übersichtlich alphabetisch nach Orten und chronologisch nach Orgelbauern angeordnet und auf 162 Seiten wiedergegeben. Dabei stellt es sich heraus, daß seit dem 17. Jahrhundert erstaunlicherweise nicht weniger als 29 Orgelbauer im Kreisgebiet Aufträge ausgeführt haben, über deren Lebensdaten und Wirken bisher zu-

meist nur recht wenig oder gar nichts bekannt gewesen war. Ein Quellenverzeichnis sowie Orts- und Namensregister erleichtern die wissenschaftliche Nutzung der verdienstvollen Veröffentlichung, der eine Übersichtskarte der behandelten Orte, 5 Reproduktionen von älteren Orgelprospekten auf Kunstdrucktafeln und die Facsimili-Wiedergabe einer handschriftlichen Orgeldisposition von Johann Daniel Bode für Völkenrode von 1775 beigegeben sind. Möge die orgelkundliche Bearbeitung der anderen Gebietsteile des Braunschweiger Landes durch den Verfasser in gleich vorbildlicher Weise recht bald folgen! Flechsig

Georg Seebass und Friedrich Wilhelm Freist: Die Pastoren der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche nach Einführung der Reformation. 1969, Wolfenbüttel.

Dieser erste Band der „series pastorum brunsvicensium“ ist jetzt im Zusammenhang mit dem 400jährigen Jubiläum der Einführung der Reformation erschienen. Er ist das Ergebnis einer sehr verdienstvollen Arbeit der beiden Herren, Pastor Georg Seebass und Landeskirchenarchivar i. R. Friedrich Wilhelm Freist — bis zu einem gewissen Teil auf den Vorarbeiten des Oberkirchenrats D. Georg Meyer aufbauend. Für jede Pfarrstelle, nach Orten alphabetisch geordnet, sind im Gebiet der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche listenartig die Namen der einzelnen Pfarrer aufgeführt, die nach der Einführung der Reformation hier gewirkt haben, und zwar bringt die Arbeit zunächst die series der Äbte und Prioren der ehemaligen 5 Klöster, deren Stellen auch nach der Reformation weitergeführt wurden, ferner die Hof- und Schloßprediger — diese chronologisch geordnet ohne Rücksicht auf den Ort, an dem sie ihren Dienst taten, und dann die Geistlichen selbst nach Orten geordnet.

In einem zweiten Bande, der im nächsten Jahre folgen soll, sollen „alle Pastoren, alphabetisch geordnet, aufgeführt werden, mit den persönlichen Angaben, die wir über sie selbst, ihre Familien und ihre Herkunft in Erfahrung bringen konnten“. Schu.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

55. Jahrgang

Oktober 1969

Heft 3

## Wörter für Bodenerhebungen in Ostfalen

Ein Beitrag zur Flurnamenkunde und Wortgeographie

von Werner Flechsig

(Forts. des Beitrages auf S. 55—60 des 55. Jg. der „Braunschweigischen Heimat“)

### 5. Klint

Die Bezeichnung einer Anhöhe als *Klint* ist in Ostfalen weit verbreitet, wie ich 1958 in einem ausführlichen Aufsatz unter Beigabe einer Verbreitungskarte dargelegt habe<sup>1)</sup>. Zu den damals erfaßten 92 Belegen aus dem Raume zwischen Mittelelbe und Oberweser kamen inzwischen durch einen im Jahre 1966 verschickten Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum noch 15 weitere Belege hinzu, und zwar von Ahlten, Burgdorf, Groß Burgwedel, Hänigsen, Kolshorn, Rörhse, Schwüblingsen, Schillerslage, Steinwedel und Utze im Kr. Burgdorf, Ummeln im Kr. Hildesheim-Marienburg, Everode im Kr. Alfeld, Elze im Kr. Springe, Welsede im K. Hameln-Pyrmont und Vardeilsen im Kr. Einbeck. Durch die neuen Fundorte der Kreise Burgdorf, Hildesheim-Marienburg, Springe und Alfeld rundet sich das Bild des *Klint*-Bereiches nach Nordwesten, Westen und Südwesten deutlich ab. Die vorher noch zwischen den Kreisen Celle, Peine und Hildesheim klaffende Lücke ist jetzt ausgefüllt, und es läßt sich eine zusammenhängende Westgrenze erkennen, die von Celle über Groß Burgwedel, Kolshorn, Ahlten, Hämelerwald, Lühnde und Groß Escherde zur Leine bei Elze führt und im Leinetal aufwärts über Hoyershausen und Alfeld als südlichsten Punkt Imsen erreicht. Von dort wendet sich die Grenze nach Osten und findet über Everode den Anschluß an den Nordwestrand des Harzes bei Langelsheim.

Außerhalb dieser Linie bleiben nur die weit über das Leinetal nach Westen vorgeschobenen Außenposten Bessingen, Börry und Lütgenholzen in der Ith-Börde, Welsede westlich der Weser und Vardeilsen westlich von Einbeck. Sie liegen abgesondert in einem Raum, der, wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden soll, zum Verbreitungsgebiet des mit *Klint* bedeutungsgleichen Flurnamenwortes *Klump* gehört, und lassen sich ohnehin nicht mit Sicherheit den echten *Klinten* zurechnen, weil die überlieferten Namensformen mindestens bei zweien von ihnen verderbt zu sein scheinen, nämlich der Bessinger Flurname, der schon 1759 „*Kling*“ geschrieben wurde, und der Börryer, der 1926 „*up'm Klink*“ gesprochen wurde. Wo die Form *Klink* statt *Klint* vereinzelt im östlichen Ostfalen erscheint, wird sie

von der Forschung als eine volksetymologische Umdeutung des unverständlich gewordenen Wortes *Klint* angesehen. Sollte man nicht mit gleichem Recht *Klink* da, wo diese Form im *Klimp*-Bereich erscheint, als einen verbalhornten *Klimp* bewerten? Diese Annahme wird gestützt durch die Mitteilung eines Örtlichkeitskenners, wonach die über dem „*Läuseklimp*“ zwischen Elvershausen und Waake gelegene Hochfläche „*Klinkberg*“ genannt wird<sup>2)</sup>. Es erscheint daher nicht abwegig anzunehmen, daß die fraglichen *Klint*-Belege von Welsede, Lütgenholzen und Vardeilsen ebenfalls durch Hör-, Schreib- oder Denkfehler zustande gekommen sind und richtiger als *Klimpe* einzuordnen sind.

Eine klare Abgrenzung des ostfälischen *Klint*bereichs nach Norden ist bisher nicht möglich, weil die Flurnamensammlungen aus dem großen Kreise Gifhorn bis auf die des Amtsbezirks Fallersleben und der Gemarkungen Allerbüttel, Groß Schwülper und Rötgesbüttel noch nicht veröffentlicht wurden. Da aber diese bis auf Essenrode ebenso wenig einen *Klint* zutage gefördert haben wie die der benachbarten Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt, dürfte das Gebiet zwischen Schunter und Aller wohl kaum noch zum zusammenhängenden Herrschaftsbereich der *Klinte* gehört haben. Mit Ausnahme des Kreises Celle scheint die Lüneburger Heide zwischen Aller und Niederelbe sehr arm an *Klinten* zu sein, wenn man den Angaben in Kücks Wörterbuch<sup>3a)</sup> und im Lüneburger Heimatbuch<sup>3b)</sup> trauen darf. Sie bieten nur 2 Belege aus dem Kr. Harburg und je einen aus den Kreisen Gifhorn (Ohrdorf an der oberen Ohre nahe der Westgrenze der Altmark), Ülzen (Gerdau), Fallingbostel und Soltau. Auch Matthias weiß in seiner Sammlung der Flurnamen aus den 190 Gemarkungen des Kr. Ülzen nur den einen Beleg von Gerdau anzuführen<sup>4)</sup>. Es hat daher den Anschein, daß zwischen dem ostfälischen *Klint*gebiet und den wohl von Schleswig-Holstein her über die Niederelbe in die nördliche und mittlere Lüneburger Heide gelangten *Klint*-Namen kein unmittelbarer Zusammenhang bestanden hat. Die großen Wald- und Moorstrecken, die zwischen der Aller und der altbesiedelten Blocklehminsel um Ülzen liegen, behinderten in alter Zeit den Durchgangsverkehr gewiß so stark, daß kulturelle Einflüsse weder von Norden nach Süden noch umgekehrt wirksam werden konnten.

## 6. Klimp

Bei der Behandlung der ostfälischen *Klinte* habe ich 1958 darauf aufmerksam gemacht, daß sich im Südwesten Ostfalens zwischen Harz und Oberweser an den Geltungsbereich der *Klinte* das Verbreitungsgebiet des anscheinend bedeutungsgleichen Flurnamenwortes *Klimp* anschließt<sup>5)</sup>. Damals erlaubte es der begrenzte Umfang des Aufsatzes nicht, näher auf die *Klimpe* einzugehen. Das soll hier nun nachgeholt werden. Die Heimatforschung hatte sich in den 1920er Jahren schon einmal lebhaft mit den *Klimpen* im südhannoverschen Bergland befaßt, angeregt durch Umfragen von A. Tecklenburg in den Jahrgängen 2 (1925) und 3 (1926) der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Spinnstube“<sup>6)</sup>. Was ihm damals an *Klimp*-Belegen zugegangen war und was ich darüber hinaus später noch in Flurnamensammlungen und auf Meßtischblättern gefunden hatte, wurde 1966 ergänzt durch Angaben in Mundartfragebögen, die vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum zur Frage nach den Bezeichnungen für eine steile Anhöhe gemacht wurden. Daraus ergibt sich folgendes Bild der Verbreitung des Wortes *Klimp* von Süden nach Norden im Raume zwischen Harz und Weser: Es findet sich bei Hermannrode im Kr. Witzhausen, Hemeln im Kr. Münden,



Ballenhausen, Bössinghausen, Diemarden, Geismar, Gelliehausen, Lengden, Mackenrode, Obernjesa, Potzwenden und Waake im Kr. Göttingen, Duderstadt im gleichnamigen Kreise, Scharzfeld und Wulften im Kr. Osterode, Bad Grund und Lonau im Kr. Zellerfeld, Berka, Brunstein, Elvershausen, Elvese und Lagershausen im Kr. Northeim, Dassensen, Hollenstedt und Sülbeck im Kr. Einbeck, Engelade im Kr. Gandersheim, Linnenkamp und Lütgenade im Kr. Holzminden, Börry (?) und Klein Hilligsfeld im Kr. Hameln-Pyrmont, Grafelde und Segeste im Kr. Alfeld, Wätzum und Wirringen im Kr. Hildesheim-Marienburg, Hülse, Luttringhausen und Schulenburg im Kr. Springe, Eckerde, Harkenbleck und Hohenbostel im Kr. Hannover, Steinhude im Kr. Schaumburg-Lippe, Eilvesse, Helstorf und Laderholz im Kr. Neustadt, Heimar, Obershagen und Oldhorst im Kr. Burgdorf, Betzhorn im Kr. Gifhorn und Scheppau im Kr. Helmstedt. Fast alle Klimpe liegen also außerhalb der frühmittelalterlichen Süd-, West- und Nordwestgrenze der Diözese Hildesheim, die ich 1965 aufgrund dialektgeographischer Beobachtungen als die alte Grenze zwischen Ostfalen und Engern nachzuweisen bemüht war<sup>7)</sup>. Auf scheinbare Überschneidungen der durch diese Grenze sonst so säuberlich getrennten Geltungsbereiche für Klimp und Klint stoßen wir nur bei den im vorigen Abschnitt besprochenen 5 Klinten westlich der Leine und bei den Klimpen von Grafelde, Segeste, Wätzum und Heimar in den Kreisen Alfeld, Hildesheim-Marienburg und Burgdorf. Wie jene durch ungenaue Überlieferung aber aus Klimpen entstellt sein können, so diese aus Klinten, was bei der Klangähnlichkeit der beiden Wörter, die schon längst nicht mehr dem lebendigen Wortschatz angehören und dem Volke etymologisch unverständlich geworden sind, durchaus im Bereich des Möglichen liegt.

Daß Klimp und Klint trotz ihrer etymologischen Verschiedenheit, auf die ich noch zurückkommen werde, eine gleiche oder doch sehr ähnliche Art von Bodenhebungen bezeichneten, geht aus den zum Teil sehr anschaulichen Beschreibungen südhannoverscher Klimpe im 2.—4. Jahrgang der „Spinnstube“ hervor. Sie werden uns geschildert als mehr oder weniger hohe und ziemlich steile Abhänge und befinden sich teils in den Dörfern selbst, wo sie von der Kirche und Schule, vom Tie oder vom höchstgelegenen Bauernhof bekrönt werden, so z. B. in Waake und Mackenrode, teils am Dorfrande über einer von einem Wasserlauf durchzogenen Niederung, so z. B. bei Ballenhausen und Elvershausen, teils in der Feldmark oder gar im Walde, so bei der Domäne Brunstein in der Mandelbecker Klosterforst. Neben mäßigen Höhenunterschieden wie bei Ballenhausen (4 Meter) kommen auch sehr ansehnliche vor, wie am Hange des 250 m hohen Bergrückens in der Nähe von Lagershausen und des von einer Burgruine bekrönten „Gleichen“ bei Gelliehausen, dessen oberster und steilster Teil Klimp genannt wird. Niemals aber heißt ein ganzer Berg so, sondern nur sein Steilhang, den man erklimmen muß, um von der Talstufe auf das nächst höhere Niveau zu gelangen. Die Gewährsleute für Tecklenburgs Umfrage brachten daher auch den Flurnamen Klimp mit dem Tätigkeitswort „klimmen“ in Zusammenhang, obwohl dieses nach Schambachs Wörterbuch schon 1858 in den Fürstentümern Göttingen und Grubenhagen mundartlich kaum noch bekannt war<sup>8)</sup>. Statt dessen sagte man damals und sagt man noch heute in Engern und im westlichen Ostfalen *klättern* bzw. *klattern* für „klettern“. Im ostfälischen Kerngebiet gilt dagegen für „klettern“ merkwürdigerweise *klempern*, das etymologisch mit Klimp zusammengehört, obwohl hier Klint statt Klimp heimisch ist. Klimp und klempern gehen wohl wie englisch *to climb*, angelsächsisch *climban*, auf einen indogermanischen Wortstamm \*glembh- zurück<sup>9)</sup>, während die Herkunft von Klint noch ungeklärt ist.

Bemerkenswert ist die landschaftliche Begrenzung von Klimp als Flurname auf das südliche Niedersachsen. Außerhalb des niedersächsischen Berglandes ist er bisher nur aus dem nordhessischen Werra-Gebiet und vereinzelt aus dem Lippe-schen<sup>10)</sup> bekannt geworden. Das Wort fehlt sowohl in den nordniedersächsischen wie in den westfälischen Wörterbüchern, im Hessischen Idiotikon von Vilmar-Pfister und in den Übersichten über die Flurnamentypen in Schleswig-Holstein von Clausen, in Westfalen von Jellinghaus, in Württemberg von Keinath und in Bayern von Schnetz.

## 7. Bühl, Buil

Am Südwest- und Westrande der ostfälischen Sprachlandschaft finden wir etwa in demselben Gebiet, wo „Klimp“ vorkommt, als Bezeichnung für Hügel den Namen Büil bzw. Buil, geschrieben Bühl. Er wurde gelegentlich wegen seines Gleichklangs mit Büel bzw. Buil ‚Beutel‘ von den Schreibern mißverstanden und in zusammengesetzten Namen durch „-beutel“ verhochdeutsch, so z. B. „Hasenbeutel“ bei Nienover im Solling, „Katzenbeutel“ bei Fürstenberg im Kr. Holzminden und „Steinbeutel“ bei Badenhausen im Kr. Gandersheim. In Wahrheit hat aber der Flurname Büil (Buil) mit einem Beutel gar nichts zu tun. Seine frühmittelalterliche Vorstufe im Althochdeutschen, buhil, wird nach Kluge-Mitzka auf eine erschlossene indogermanische Wortwurzel bheuk ‚schwellen; bucklig, rundlich‘ zurückgeführt<sup>11)</sup>. Die mir bis 1958 bekannten Flurnamenbelege für Büil (Buil) aus dem Raum zwischen Harz und Weser habe ich damals auf der Verbreitungskarte der Klinte und Klimpe durch Kreuze gekennzeichnet, soweit der Kartenausschnitt dafür ausreichte. Sie stammen aus den Kreisen Duderstadt (Seeburg), Göttingen (Elliehausen, Grone, Groß Schneen, Harste, Herberhausen, Mackenrode, Sattenhausen), Münden (Dransfeld und zweimal Münden), Höxter (Höxter und Lüchtringen), Einbeck (Sievershausen), Northeim (Barterode, Bodenfelde, Moringen, Nienover, Nörten, Oberförsterei Winnefeld im Solling), Osterode (Düderode), Gandersheim (Badenhausen, Münchhof, Naensen, Seesen, Windhausen), Holzminden (Bevern, Deensen, Derental, Dölme, Fürstenberg, Hehlen, Neuhaus, Stadtoldendorf), Alfeld (Wetteborn), Hildesheim-Marienburg (Ahrbergen, Groß Förste, Hasede, diese 3 auf der Karte 1958 versehentlich durch Klimp-Signatur gekennzeichnet) und Celle (Nienhagen). H. Jellinghaus erwähnt auch das Vorkommen von Bühl in den Kreisen Rinteln und Stadthagen, jetzt Grafschaft Schaumburg und Schaumburg-Lippe, ohne nähere Ortsangaben zu machen<sup>12)</sup>. Weitere Belege kamen durch einen Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums vom Jahre 1966 zutage, und zwar von Kohnsen im Kr. Einbeck, Ottenstein und Scharfoldendorf im Kr. Holzminden, Algermissen, Hackenstedt, Sorsum und Wendhausen im Kr. Hildesheim-Marienburg, Eddinghausen und Nordstemmen im Kr. Alfeld, Bakede, Eimbeckhausen und Hamelspringe im Kr. Springe, Gehrden, Kirchdorf, Linderte, Nordgoltern und Ronnenberg im Kr. Hannover, Abbensen, Negenborn und Sehnde im Kr. Burgdorf. Vermutlich ließe sich die Zahl der Bühle noch wesentlich vermehren, wenn aus allen Orten des untersuchten Gebietes Flurnamensammlungen vorlägen, die auch die nur noch durch schriftliche Quellen überlieferten, dem Volksbewußtsein aber entschwundenen Namen erfassen. Aber auch ohne dies ist schon zu erkennen, daß unser Flurname im großen und ganzen außerhalb der eigentlichen ostfälischen Sprachlandschaft im „engrischen“ Gebiet verbreitet ist. Wo er im westlichen Ostfalen ebenfalls bezeugt zu sein scheint, wie bei den genannten Orten der Kreise Alfeld und Hildesheim-Marienburg,

müßte durch eine Nachprüfung an Ort und Stelle geklärt werden, ob es sich wirklich um Buil im Sinne von ‚Hügel‘ handelt. Bei Bornum, wo das fragliche Flurstück Klingebuil heißt, käme auch eine Beziehung zum Klingelbeutel der Kirche in Betracht, falls es sich um altes Kirchenland handelt. Dasselbe käme auch für die anderen zweifelhaften Belege in Frage oder aber eine Verwechslung mit dem ähnlich klingenden Bui ‚Wiesenland an der Biegung eines Wasserlaufes‘. Als Bestimmungswörter echter Bühle gibt es *Bocks-, Erd-, Gall-, Hakes-, Hasen-, Hotten-, hohe, Isen-, Katten-, Käse-, Luise-, Oppen-, Reste-, Ro-, Sese-, Springe-, Stain-, Tennen-, Wenne-, weite und witte*.

Dem nördlichen Niedersachsen und Schleswig-Holstein fehlt *Bül* nach Ausweis der Wörterbücher von Kück und Mensing. Der Flurname ist aber nach Jellinghaus<sup>13)</sup> im Lippeschen, in Waldeck und in den westfälischen Kreisen Brilon, Rinteln und Recklinghausen bekannt, nach Schoppmann<sup>14)</sup> ferner im westfälischen Kreise Soest. An das südliche Niederdeutschland schließt sich mit Hessen der mitteldeutsch-oberdeutsche Hauptbereich von Bühl, Bühel und Büchel an, das sich bis in die Alpen erstreckt.

## 8. Kopp, Küppel, Kuppel, Küwwel, Kūwel

Sehr häufig sind im Harz und im Solling Forstortsnamen mit dem Grundwort *-kopf*, mundartlich gesprochen *-kopp*, das auch in der Mehrzahlform *-köpfe* bzw. *-köppe* verwendet wird. Allein in der Goslarer Stadtforst gibt es deren 15, von deren die meisten erst seit dem 18., einige aber schon im 16. und 17. Jahrhundert bezeugt sind, als ältester der *Rodenkopf* 1552. In den Harzforsten der Grafschaft Wernigerode reichen sie sogar bis ins 15. Jahrhundert zurück, so der „*Cordeskop*“ bei Ilsenburg (1407/20) und der *Gyerßkopf* bei Ilsenburg (1496). Als Appellativum bedeutet *Kopp* in Ostfalen nach Angaben aus Mascherode, Kr. Braunschweig, Gielde, Kr. Goslar und Eilsleben, Kr. Haldensleben, im Zettelarchiv des Ostfälischen Wörterbuches im Braunschweigischen Landesmuseum nicht nur ‚Kopf eines Menschen oder Tieres‘ und ‚Obertasse‘, wie in anderen niederdeutschen Sprachlandschaften, sondern auch ‚unfruchtbare, kiesige oder tonige Erhebung im Acker‘. Je nach der Bodenart unterscheidet man *Grand-* (= Kies), *Mermel-* (= Mergel) und *Sandkopp*. Es handelt sich offensichtlich um Stellen, die gegen die Boden-erosion durch Niederschläge widerstandsfähiger sind als ihre Umgebung und daher allmählich bei fortschreitender Abtragung des Geländes horstartig als kleine Erhebungen hervortraten. Dieselbe Entstehungsursache haben wohl auch die wesentlich stärkeren Erhebungen auf langgestreckten Bergkämmen, denen die erwähnten Forstortsnamen auf *-kopf* bzw. *-kopp* im Harz und Solling ihr Grundwort verdanken, nur daß bei ihnen härteres Gestein wie Muschelkalk oder Buntsandstein horstartig herausgewittert ist. Merkwürdigerweise haftet jedoch der Forstortsname auf *-kopf* nicht nur an den eigentlichen Erhöhungen, sondern auch an ihrer Umgebung, ja bisweilen an dem ganzen Berge, der solche Köpfe auf seinem Rücken trägt. Das wird deutlich in einigen Forstbeschreibungen der Goslarer Stadtforst. So heißt es vom Taubenkopf 1716: „*Die Dauben Köpfe ... Dieser Köpfe oder Rücken sind 2 und sind oben zimliche Klippen*“, ferner vom Langenthaler Kopf 1754: „... *ist ein sehr langer und großer Berg*“<sup>15)</sup>. So weitgefaßt ist die Begriffsbestimmung des Appellativs *Kopp* in Schambachs Wörterbuch für Göttingen und Grubenhagen vom Jahre 1858 freilich nicht. Er erklärt das Wort als ‚*die Kuppe, der Vorsprung eines Berges sowohl in der Höhe als nach der Seite hin*‘, schließt also zwar neben der Ausdehnung in der Höhe auch die in der

Breite ein, die auch ein vorspringendes, abgesondertes Stück Ackerlandes aufweisen kann, beschränkt aber eben den Sinn des Wortes auf den Vorsprung selbst ohne sein Umland<sup>16)</sup>. Damköhler verzichtet in seinem Nordharzer Wörterbuch auf eine genauere Abgrenzung des Begriffes Kopp und erklärt ihn nur ganz allgemein als „Berg oder Hügel“<sup>17)</sup>, Bauer im Waldeckischen Wörterbuch desgleichen als „Hügel“<sup>18)</sup>, Woeste im Westfälischen Wörterbuch als „Bergkuppe“<sup>19)</sup>.

Die Bestimmungswörter, mit denen die Forstortsnamen auf -kopf (-kopp) zusammengesetzt sind, weisen vorwiegend auf Beziehungen des Geländes zur Tier- und Pflanzenwelt wie *Krähen-* (mundartlich *Kraien-*), *Raben-*, *Eulen-* (*Iulen-*), *Geiers-* (*Giers-*), *Tauben-* (*Duben-*, *Dauben-*), *Auerhahn-* (*Hänen-*), *Bären-*, *Wolfs-* (*Wulwes-*), *Sau-* (*Siu-*), *Hirsch-*, *Pferde-*, *Wilden-*, *Fohlem-*, *Bocks-*, *Birken-* (*Berken-*), *Erdbeer-* und *Heidelbeer-* oder zu Eigentümern und Benutzern wie *Amelungs-*, *Harlings-*, *Hessen-*, *Bader-*, *Herren-*, *Hirten-*, *Jäger-*, *Knechts-*, *Schapers-*, *Hardegger-*, *Himmelpforten-*, *Hütten-* und *Küchen-*. Bei einer weiteren Gruppe sind die Namen des ganzen Berges, zu dem der Kopf gehört, oder des ihm vorgelagerten Tales vor das Grundwort gesetzt, so *Weinbergs-*, *Brombergs-*, *Langetals-*, *Schnackentals-* und *Tontals-* (entstellt aus älterem *Dodendals-*). Die meisten der genannten Zusammensetzungen machen den Eindruck einer verhältnismäßig jungen Namenbildung, und an nicht wenigen der häufiger bezeugten Namen läßt sich nachweisen, daß das Grundwort -kopf erst im 17. oder 18. Jahrhundert an die Stelle von -berg oder -tal oder eines anderen zweiten Namengliedes getreten ist. Dennoch dürfte *Kopp* als Appellativ hierzulande schon seit mehr als 1000 Jahren bekannt gewesen sein, lange bevor es zur Flurnamenbildung benutzt wurde.

Das Wort ist nach der geltenden Meinung der Sprachwissenschaftler im frühen Mittelalter aus lateinisch *cuppa* ‚Becher‘ entlehnt worden und erscheint im germanischen Sprachbereich sowohl in der ursprünglichen Bedeutung ‚Becher‘, später auch ‚Tasse‘, wie in der durch die Verwendung menschlicher Hirnschalen als kultische Trinkgefäße verursachten übertragenen Bedeutung „Haupt des Menschen“ wie auch als ‚Gipfel, Spitze‘, so *cop* im Angelsächsischen wie *cope* im Altfranzösischen<sup>20)</sup>. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die Verwendung des Wortes als „Gipfel“ unmittelbar aus dem Vergleich mit einem umgestülpten Becher oder erst mittelbar aus dem Vergleich der Geländeerhebung mit einem menschlichen oder tierischen Kopf erwachsen ist. Vermittelt haben die Aufnahme dieses Wortes aus dem Lateinischen ins Germanische sicherlich die Franken als die Erben des römischen Reiches und seiner Zivilisation. Sie werden zuerst in ihren westeuropäischen Kernlanden das Lehnwort *kop* zur Bezeichnung von Geländeerhebungen ganz besonderer Art verwendet und es dann in alle ober- und mitteldeutschen Landschaften mitgebracht haben, die sie in der Merowinger- und Karolingerzeit ihrem Herrschaftsgebiet eingliederten. So gelangte es über Hessen auch nach Südwestfalen, Engern und Ostfalen, wo es zunächst als Appellativum und später als Flurnamenwort heimisch wurde. Es ist bemerkenswert, daß *Kopp* für „Bergkuppe“ hierzulande hauptsächlich in den großen Waldgebieten verbreitet ist, die bei der Errichtung der Frankenherrschaft als Königsgut beschlagnahmt wurden und im weiteren Verlauf des Mittelalters in landesherrlichen Besitz gelangten. Es ist gewiß kein Zufall, daß Forstortsnamen auf -kopf in Engern und Ostfalen fast nur in den Staatsforsten vorkommen, während die Bauernwälder kaum Belege bieten. Nördlich des Sollings und des Harzes fand ich auf den Meßtischblättern -kopf-Namen im Vogler, Hils und Ith, im Kleinen und Großen Deister,

in den Hainbergen, im Salzgitterschen Höhenzug und im Elm, nicht aber im Elfas, Selter, Kulf, Osterwald, Sackwald, Hildesheimer Wald, Heber und Harplage, in den Lichtenbergen, im Oder, in der Asse und im Dorn. Dabei nimmt die Häufigkeit der -kopf-Namen nach Osten hin immer mehr ab. Während der Große Deister davon noch 7 aufzuweisen hat, sind es im Elm nur noch 2. Außerhalb der großen Bergwälder gibt es auf den Feldmarken der Dörfer nur sehr wenige Namen auf -kopp. Aus den Flurnamenssammlungen des Kr. Holzminden entnahm ich nicht mehr als 2 Belege, aus denen des Kr. Gandersheim 6 (Ahlshausen, Brunsen, Greene, Hahausen, Naensen, Orxhausen), aus denen der Kreise Alfeld, Stadt Salzgitter, Goslar, Wolfenbüttel, Braunschweig und Helmstedt gar keine. Das scheint darauf hinzudeuten, daß die treibende Kraft bei der Benennung von Örtlichkeiten nach kopfartigen Gebilden der Fiskus, und zwar im besonderen die Forstverwaltung war, während im bäuerlichen Bereich Kopp im großen und ganzen nur applativisch gebraucht wurde.

Noch merkwürdiger liegen die Dinge bei einer Nebenform zu Kopp, die Schambach für Göttingen und Grubenhagen in den 3 Lautvarianten *Küppel*, *Kübbel* und *Kübel*<sup>21)</sup> mit den Bedeutungen ‚kegelförmiger Berg, Bergkopf, Kuppe‘ gebucht hat. Ich suchte sie unter den engrischen und ostfälischen Flur- und Forstortsnamen vergeblich, sie wurden mir jedoch bei Fragebogenerhebungen des Braunschweigischen Landesmuseums in den Jahren 1959 und 1966 aus nicht wenigen ostfälischen Orten als noch bekannt gemeldet, und zwar *Küppel* aus 47 Orten in den Kreisen Einbeck (8), Holzminden (5), Alfeld (2), Gandersheim (6), Hildesheim-Marienburg (5), Peine (4), Burgdorf (1), Gifhorn (3), Helmstedt (4), Braunschweig (4) und Wolfenbüttel (5). Die Variante *Küwwel* ist mit 16 Belegen aus den Kreisen Zellerfeld (1), Einbeck (4), Braunschweig (4), Wolfenbüttel (2) und Helmstedt (5) vertreten. Statt Schambachs *Küwel* ist die dritte Variante in der Lautform *Kuiwel* aus 23 Orten bezeugt, die bis auf Gardessen im Kr. Braunschweig und Seinstedt im Kr. Wolfenbüttel alle westlich der Oker liegen. Sie verteilen sich auf die Kreise Osterode (4), Holzminden (1), Alfeld (1), Gandersheim (5), Hildesheim-Marienburg (1), Goslar (4), Stadt Salzgitter (3), Wolfenbüttel (3) und Braunschweig (1). Dazu kommen schließlich noch 7 Belege der von Schambach nicht erwähnten, umlautlosen Variante *Kuppel*, von denen 3 aus dem Kr. Hildesheim-Marienburg und je einer aus den Kreisen Einbeck, Zellerfeld, Gandersheim und Peine stammen. Alle 4 Varianten scheinen wie *Kopp* zur Sippe des lateinischen *cuppa* zu gehören, wenn auch nicht erklärt werden kann, wieso auf verhältnismäßig engem Raum so verschiedenartige Lautentwicklungen zustande gekommen sind. Ich fand *Küppel*, meist zu *Kippel* entrundet, außer im engrisch-ostfälischen Raume bisher nur im benachbarten Hessen, wo Vilmar die Bedeutung des Wortes als „kleiner Feldhügel, welcher mit Buschwerk und einzelnen Bäumen bewachsen ist“ angibt<sup>22)</sup>. *Köppel* in Waldeck = Hügel<sup>23)</sup>. Es fehlt nach Woeste im Siegerland und nach Schmoeckel-Blesgen in der Soester Börde. Kopp und seine hier genannten 4 Varianten dienen nach den Wörterbüchern von Kück, Danneil und Mensing auch im Lüneburgischen, in der Altmark und in Schleswig-Holstein nicht als Bezeichnung für Bodenerhebungen. Wir haben es hier also mit einer Wortgruppe zu tun, die frühmittelalterliche Zusammenhänge zwischen Ostfalen, Engern und Hessen deutlich machen.

1) Werner Flechsig, Das Rätsel der Klinte (in: „Braunschweigische Heimat“, 44. Jahrg., 1958, S. 35 ff.). — 2) „Die Spinnstube“, Illustrierte Wochenschrift für Heimat, Kunst und Dichtung, 2. Jahrg. 1925; hier S. 272. — 3a) Eduard Kück, Lüneburgisches Wörterbuch Bd. 2, 1962, Sp. 137 f. —

<sup>3b)</sup> Lüneburger Heimatbuch, hrsg. v. O. u. Th. Benecke. Bremen 1914. Bd. 2, S. 183. — <sup>4)</sup> Gustav Mathias, Sprachlich-sachliche Flurnamendeutung auf volkskundlicher Grundlage, dargestellt an den Flurnamen des Kr. Uelzen. Hildesheim 1936. — <sup>5)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>; hier S. 43. — <sup>6)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier 2. Jahrg., 1925, S. 63 und 3. Jahrg., 1926, S. 23. — <sup>7)</sup> Werner Flechsig, Das Leine- und Weserbergland als Grenzraum zwischen Ostfalen und Engern (in: „Braunschweigische Heimat“, 51. Jahrg., 1965, S. 1 ff.). — <sup>8)</sup> Georg Schambach, Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Hannover 1858; hier S. 103. — <sup>9)</sup> Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl., bearb. v. Walther Mitzka. Berlin 1960; hier S. 373 (Stichwort „Klammer“). — <sup>10)</sup> Otto Preuß, Die lippischen Flurnamen. Detmold 1893; hier S. 87 f. — <sup>11)</sup> a. a. O. wie <sup>9)</sup>; hier S. 109 (Stichwort „Bühl“). — <sup>12)</sup> H. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern. 2. Aufl. Osnabrück 1923. — <sup>13)</sup> a. a. O. wie <sup>12)</sup>. — <sup>14)</sup> H. Schoppmann, Flurnamen des Kr. Soest. 1. Teil 1936; hier S. 60. — <sup>15)</sup> Alexander Grundner-Culemann, Die Flurnamen des Stadtkreises Goslar, Teil II, Goslar 1960; hier S. 28 u. 56. — <sup>16)</sup> a. a. O. wie <sup>8)</sup>; hier S. 109 (Stichwort „kop“). — <sup>17)</sup> Eduard Damköhler, Nordharzer Wörterbuch auf Grundlage der Cattenstedter Mundart. Wernigerode 1927; hier S. 104 (Stichwort „kop“). — <sup>18)</sup> Karl Bauer, Waldeckisches Wörterbuch. Norden 1902; hier S. 59f. — <sup>19)</sup> Fr. Woeste, Westfälisches Wörterbuch, 2. Aufl. v. Erich Nörrenberg. Norden 1930; hier S. 139. — <sup>20)</sup> a. a. O. wie <sup>9)</sup>; hier S. 392 (Stichwort „Kopf“). — <sup>21)</sup> a. a. O. wie <sup>8)</sup>; hier S. 116 (Stichwort „küppel“). — <sup>22)</sup> A. F. G. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868; hier S. 233 (Stichwort „Küppel“). — <sup>23)</sup> a. a. O. wie <sup>18)</sup>; hier S. 60 (Stichwort „köpel“)

## *Drei Broistedter Höfe im Jahre 1740*

von Mechthild Wiswe

Während über das niederdeutsche Hallenhaus, seine Verbreitung und seine Einrichtung, vielseitige und ausführliche Darstellungen vorliegen, sind über Hofanlagen, Bauweise und Wohnwesen mitteldeutscher Art in der Form, wie sie für den südostniedersächsischen Bereich kennzeichnend sind, bislang nur wenige Untersuchungen veröffentlicht<sup>1)</sup>. Diese verzichteten überdies fast alle auf detaillierte Angaben<sup>2)</sup>.

Einen aufschlußreichen und sehr anschaulichen Beitrag zur genaueren Kenntnis auf diesem Gebiet liefert ein ausführliches Besitzverzeichnis aus Broistedt (Kreis Wolfenbüttel) vom Jahre 1740<sup>3)</sup>. Es ist entstanden, als die Inhaberin des dortigen Amtskruges, die gleichzeitig Pächterin der Broistedter Zollstelle war, ihren Besitz verpachtete. Zu dem Pachtgut gehörten außer dem Krughof (Nr. ass. 1) zwei weitere Hofstellen<sup>4)</sup> (ein Ackerhof, Nr. ass. 9, ein Halbspännerhof, Nr. ass. 54) mit Gartenplätzen, 175 Morgen<sup>5)</sup> Ackerland sowie 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Gras- und 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Holzberechtigungen in der Allmende des Dorfes.

Offensichtlich erfolgte 1740 die Führung der Landwirtschaft weitgehend vom Krughofe aus<sup>6)</sup>, auf dem mehrere neue — vermutlich deshalb errichtete — Gebäude erwähnt werden. Die Gebäude auf dem Acker- und dem Halbspännerhofe hingegen, die sämtlich Strohdächer trugen und ohne Schornstein waren, dürften einen älteren Zustand zeigen<sup>7)</sup>.

Der *Ackerhof* war eine quergeteilte Einhausanlage<sup>8)</sup>, die aus Wohnteil, Viehstall und „Banse“ für die Lagerung des Getreides bestand. Das Gebäude hatte zwei Eingänge, der eine führte in die „Banse“<sup>9)</sup>, der andere auf die quer durch das Haus verlaufende Diele. Im Erdgeschoß lagen an ihrer einen Seite im vorderen Teil des Gebäudes eine große und dahinter eine kleine Stube, im rückwärtigen

Teil des Gebäudes die Küche und dahinter eine kleine Stube. An der anderen Seite der Diele befanden sich der Stall und — durch den Verbindungsgang zur „Banse“ davon getrennt — nebeneinander zwei Kammern. Im Obergeschoß waren nur zwei Kammern, über der großen und der anschließenden kleinen Stube gelegen, vorhanden. Über den übrigen Wohnräumen befand sich Bodenraum. Alle Zimmer hatten Fußböden aus Lehm Schlag.

Der *Halbspännerhof* zeigte die im Braunschweig-Wolfenbütteler Gebiet im 18. Jahrhundert am häufigsten vorkommende Zweiseitanlage<sup>10)</sup>. An der Nordseite des Hofplatzes erhob sich ein Wirtschaftsgebäude, das die Scheune und einen Stall enthielt. An der Südseite des Hofplatzes standen eine Ölmühle und das quergeteilte Hauptgebäude, dessen eine Seite vom Wohnteil, die andere aber von einem Pferdestall eingenommen wurde. Getrennt wurden beide durch die quer durch das Gebäude verlaufende Diele, die an der vorderen und an der hinteren Seite des Gebäudes je einen Ausgang hatte. Der Wohnteil bestand im Erdgeschoß aus zwei Wohnstuben im vorderen sowie der Küche und einer kleinen Stube im rückwärtigen Teil des Gebäudes und einer kleinen, von der Diele — vermutlich neben der rückwärtigen Haustür — abgeteilten Kammer. Über eine Treppe von nur elf Stufen gelangte man in das obere Stockwerk, in dem nur drei, über den Stuben des Erdgeschosses gelegene Kammern vorhanden waren. Alle Zimmer und die Diele hatten Fußböden aus Lehm Schlag.

Der *Krughof*, der am ausführlichsten beschrieben ist<sup>11)</sup>, war an drei Seiten mit Gebäuden bestanden. An seiner Südseite lag das ziegelgedeckte Wohnhaus<sup>12)</sup>. An der Ostseite befanden sich ein strohgedeckter Pferdestall mit abgeteiltem Schweinekoben und Wagenschuppen sowie eine Scheune mit Dreschdiele mit Ziegeldach. Über dem Pferdestall, in dem zwei „Bettsponden“ mit Ober- und Unterbetten für die Knechte standen, lagen zwei Kornböden.

An der Westseite des Hofplatzes, diesen gegen die Straßenseite abschließend, standen eine zweite, strohgedeckte Scheune, ein ziegelgedeckter Holzschuppen mit Zimmerkammer und Futterdiele für die Schweine und ein langgestrecktes, ziegelgedecktes Stallgebäude mit Heuboden. Dieses war quer geteilt in Kuh-, Schaf- und Schweinestall und einen Stall für „fremde“ Pferde durchreisender Gäste. Letzterer hatte im Dach einen Erker. Vor ihm stand ein Hundestall aus Eichenholz. Vor dem Kuhstall befand sich ein offener Wagenschuppen, über dem ein Futter- und ein Taubenboden lagen.

Der Hofplatz hatte drei Zugänge, an der Nordseite gegenüber dem Zollhaus eine breite Auffahrt, an der Westseite zwischen Wohnhaus und Scheune ein zweites Tor und zwischen letzterer und dem Holzschuppen eine Pforte.

Die Auffahrt wurde durch ein zweiflügeliges hölzernes Tor, das in zwei aufgemauerten Pfeilern befestigt war, verschlossen. Es wurde gesichert durch ein „großes Vorlege Schloß“.

Das zweite, ebenfalls zweiflügelige hölzerne Tor befand sich in einem „Thor-Gerüste“ aus starken eichenen Pfosten.

Auf dem Hofplatz waren ein Wippbrunnen mit gemauertem Schacht, Rand („Schling“) aus Eichenholz sowie mit hölzernem Brunneneimer mit Eisenbeschlag, ein eichener Wassertrog mit Deckel aus Tannendielen und eine gemauerte Pferdeschwemme vorhanden.

Das stattliche, zweigeschossige *Wohnhaus* von 10 Gefachen Länge<sup>13)</sup> mit einem einstöckigen Anbau von drei Gefachen Länge erhob sich auf einem Steinsockel von 2 1/2 Fuß (= etwa 0,7 m). Es war teilweise unterkellert und hatte bereits zwei Schornsteine, einen über das Dach herausragenden und einen unter diesem endenden. Die Fachwerkwände waren außen weiß gekalkt. Außer dem Dach wurde auch der der Witterung besonders ausgesetzte Westgiebel von in „Kalk gelegten“ Krempziegeln bedeckt. Die uneinheitlich gestalteten Fenster waren durch Holzleisten in vier, fünf oder sechs Felder („Fache“) geteilt, in die die kleinen, bleigefassten Scheiben eingefügt waren. Diese hatten in einigen Fenstern eine viereckige, in einigen eine runde, in den meisten aber eine rautenförmige Gestalt<sup>14)</sup>. Öffnen ließ sich nur der kleinere Teil der Fenster. Es handelte sich dann um seitliche Schiebefenster. Das steht im Gegensatz zu der Tatsache, daß in jüngerer Zeit im Braunschweig-Wolfenbütteler Raum Drehfenster nach außen typisch sind<sup>15)</sup>.

Der Hauseingang, an dessen Seiten je zwei eiserne Haken zum Aufhängen geschlachteter Schweine angebracht waren, befand sich in der Mitte der Langseite des Gebäudes. Die quergeteilte Haustür („Halbtür“) aus Tannenholz, die von innen durch zwei hölzerne Schieberiegel verschlossen wurde, war verziert mit „architraven“ Arbeiten. Durch sie gelangte man auf die mit Backsteinen gepflasterte *Diele*, von der eine zweite quergeteilte Tür in den Garten führte. Die Diele mit drei Fenstern war ausgestattet mit einer Bank aus Tannenholz und einem kleinen Wandschrank.

Von der Diele kam man durch eine mit einem „Sprangschloß“<sup>16)</sup> versehene Tür über eine Treppe von zehn Stufen mit Geländer in den *Keller*. Dieser enthielt einen großen Trog aus Eichenholz, auf den die Bierfässer gelegt wurden, ein Zapffaß, das unter den Bierhahn gesetzt wurde, und ein Lager, das für drei Halbfäß Branntwein<sup>17)</sup> Platz bot. Die Fässer wurden durch ein Falloch an der Hofseite des Kellers in diesen befördert.

Außer Küche und Speisekammer waren im *Erdgeschoß* sechs Zimmer vorhanden, eine große und dahinter im Anbau eine kleine Stube, zwei nicht näher gekennzeichnete Kammern, eine Mägde- und eine Schaffkammer<sup>18)</sup>. Die genaue Anordnung der Räume ist nicht rekonstruierbar.

In der *Küche*, die drei Fenster aufwies, stand ein Herd mit eiserner Platte, neben dem eine Brandmauer verlief<sup>19)</sup>. In diese waren das durch eine Eisentür verschlossene Ofenloch eingelassen und eine kupferne Wasserblase eingemauert. An Feuer-Herdgerät werden ein Kesselhaken und eine Ofengabel sowie ein hölzernes Feuerzeug mit Stein, Stahl und Schwefelhölzern erwähnt. Weiter standen in der Küche ein vierfüßiger, eichener Anrichtetisch, ein Hackblock und eine große Buttermaschine mit Winde. An der Wand hingen zwei offene Schlüsselbörte mit je drei Fächern. Die Küche hatte einen Rinnstein, durch den das Spülwasser, die Wäsche, unmittelbar in den Trog im Schweinestall geleitet wurde.

Neben der Küche befand sich die *Speisekammer* mit einem Tisch aus Tannenholz, der einen einzigen vierkantigen Fuß hatte, einem Bierlager aus zwei Stück Eichengrundholz und fünf Tannenbrettern, die als Regale dienten.

Die große *Wohnstube* mit vier Fenstern ohne Vorhänge hatte einen Fußboden aus Tannendielen und war bis in Fensterhöhe mit braun gestrichenen Brettern getäfelt bis auf die Flächen hinter dem Ofen und hinter der Tür zur anschließen-



den kleinen Stube. Der eiserne Ofen trug einen Aufsatz aus schwarzen Bilderkacheln. Das Ofenloch, in dem eine eiserne Bratpfanne stand, war abgeschlossen durch eine Tür aus Eisenblech.

Um die Wände der Stube verliefen braun gestrichene Bänke, von denen die hinter dem Ofen hochklappbar war. Ferner waren vorhanden hinter dem Ofen ein Hakenbört, hinter der Tür zur Diele ein Handtuchhalter („hölzerner Arm“) und ein zweitüriger Milchschränk aus Tannenholz mit vier Fächern. Eine seiner Türen hatte zur besseren Belüftung ein Drahtgitter. Auffallenderweise wird in diesem Zimmer kein Tisch erwähnt.

Angaben über die Einrichtung der *kleinen Stube* fehlen, da die Verpächterin sich diese vorbehält.

Die *Mägdekammer* mit einem Fenster diente offensichtlich gleichzeitig als Abstellraum. Sie enthielt eine Bettstelle für drei Personen mit nur je einem Ober- und Unterbett und einem Pfühl entsprechender Breite sowie zwei Backtröge und einen Hackblock.

Über eine Stufe gelangte man vom Hausflur in die über dem Keller gelegene *Schafkammer* mit Dielenfußboden und gekalkten Wänden. Vor ihrem einzigen Fenster hingen Gardinen aus grünem „Rasch“, einem Wollstoff. Als einziges Mobiliar werden zwei an der Wand befestigte Hakenbörte angeführt.

Die beiden weiteren *Kammern* im Erdgeschoß mit je drei Fenstern hatten Gipsfußböden und braun gestrichene Tannentäfelung bis in Fensterhöhe. Einrichtungsgegenstände fehlten in ihnen.

Zum *oberen Stockwerk* führte eine Treppe von fünfzehn Stufen mit Handlehne und Geländer. Sie war unten mit Tannendielen verkleidet und durch einen Absatz („Stuhl“) untergliedert. Im oberen Geschoß befanden sich die Gaststube, eine Kammer, die offensichtlich als Schlafzimmer für durchreisende Gäste vorgesehen war, zwei Kammern, die nicht näher beschrieben sind, da die Verpächterin sich diese vorbehält, und ein Boden mit Rauchkammer.

Der *obere Flur* („Saal“) mit zwei Fenstern hatte einen Gipsfußboden und weiß gekalkte Wände. Auf ihm stand ein „viereckiger“ Tisch aus Tannenholz mit einem umlaufenden Fußtritt.

Die *Gaststube* mit vier Fenstern hatte einen aus Gips gegossenen Fußboden und eine geweißte Zimmerdecke. Die Wände waren auffallenderweise bereits mit — buntgestreiften — Tapeten versehen. Vor jedem Fenster hingen, an Eisenstangen befestigt, zwei grüne, wollene Vorhänge mit Überfall. Ausgestattet war dieses Zimmer mit einem eisernen „quer Ofen“ mit Aufsatz aus schwarzen Kacheln, einem großen, mit Leder bezogenen Lehnstuhl, sechs mit rotem Juchtenleder bezogenen Stühlen, einem rechteckigen Tisch mit Ahornplatte, vier gedrechselten Pfosten und einem Fußtritt sowie zwei halbrunden Tischen mit Ahornplatten, je drei gedrechselten Pfosten und Fußritten. Diese beiden Tische ließen sich zu einem runden zusammenschieben. Als Wandschmuck diente das Bild eines Herren von Münchhausen.

Neben der Gaststube lag das *Schlafzimmer für Gäste* mit zwei Fenstern, vor denen die gleichen Vorhänge angebracht waren wie vor denen der Gaststube. Im Schlafzimmer standen ein rechteckiger Tisch aus Ahorn mit gedrechselten Pfosten und Fußtritt sowie eine alte und eine neue Bettstelle „oben mit

Deckeln" <sup>20)</sup>). Beide waren mit bunten wollenen Vorhängen mit Überfällen versehen, die neue war „bundt vermahlet“. An der Wand hing ein Hakenbört mit einer Platte, unter der dreizehn Haken befestigt waren. Diese dürften die Garderobe aufgenommen haben, da ein Kleiderschrank hier fehlte.

Neben diesem Raum befand sich ein „Privet mit einem Deckel“. Über den *Boden* gelangte man auf die *Rauchkammer*, die zum Hof hin zwei mit hölzernen Gittern versehene Luken hatte. Auf dieser waren eine Anzahl Latten und fünf „Kronen“, Gestelle zum Aufhängen von Fleisch und Wurst, angebracht.

Eine Treppe von elf Stufen mit „Stuhl“, vor der sich eine Tür befand, führte auf den *Hausboden*. Sein einer Teil, der halb mit einem Gips- und halb mit einem Dielenboden versehen war, diente als *Kornspeicher*. Hier waren im Dach vier „Kappfenster“ mit hölzernen Gittern zur Belüftung und eine Luke mit Tannentür vorhanden. Über letzterer befand sich eine Winde, mit deren Hilfe das Getreide auf den Boden transportiert werden konnte. Auf diesem standen außer dem Zubehör für die Winde ein alter Himten <sup>21)</sup>, eine Dachleiter, zwei alte Hakenbretter und ein großer Mehlkasten aus Tannenholz, der mit zwei Krampen und Anwurf versehen war.

Vom Korn- gelangte man auf den *Taubenboden*, dessen Ausflugloch durch eine Tannenklappe gesichert war. Ausgerüstet war er mit 29 hölzernen Taubenlöchern und 18 Taubenkörben.

Überblickt man die Einrichtung des Hauses, so kann man Betten, Truhen, Stühle und Geräte für Spinnen und Weben vermissen. Ihr Fehlen wird darauf beruhen, daß es sich da um Gegenstände handelt, die die Verpächterin für sich zurückbehalten hat.

Zum Abschluß sei ein Überblick gegeben über das in den Wirtschaftsgebäuden vorhandene lebende und tote Inventar.

#### *Viehbestand* <sup>22)</sup>:

- 4 Pferde
- 11 Kühe
- 44 Stück Federvieh
- 10 Schweine
  - 1 Eber („Kempe“)
  - 1 tragende Sau

#### *Totes Inventar* <sup>23)</sup>:

Wagen und Karren mit Zubehör:

- 2 Ackerwagen, davon 1 mit mit Eisen beschlagenen Rädern <sup>24)</sup>
- 2 Langwagen mit Mistflechten, Mistbrett, Wagenbrett, Hinter- und Vordergeschirr, 4 Luhszapfen <sup>25)</sup> und 4 Rungen
- 1 Erntelangwagen
- 2 Wagenkörbe
- 1 Heubaum
- 2 Heuseile
- 1 großer Blockschlitten
- 1 kleiner Schlitten zum Ausfahren

- 1 Karrengestell, um mit 1 Pferd zur Mühle zu fahren
- 1 Schiebkarre mit einem Rad, zum Erde karren
- 2 Teertöpfe
- 1 Wagenwinde

#### Feldbestellung:

- 4 Pflüge
- 3 Eggen
- 1 Eggenschlitten
- 1 Walze aus Eichenholz mit eisernen Bändern

#### Getreideernte und -drusch<sup>26)</sup>:

- 4 Harken, davon zwei große zum Nachharken bei der Ernte
- 1 Kornforke (= zweizinkige Gabel mit langem Stiel)
- 4 Dreschflegel
- 1 Federfittich an einem Stiel zum Abwedeln des ausgedroschenen Korns
- 2 „Schutte Gefeln“ (= dreizinkige Holzgabeln zum Umwenden des ausgedroschenen Stroh)
- 1 Kornschaufel („-schüppe“)
- 1 Schieber, um das Korn „zusammenzustoßen“

#### Viehhaltung:

- 2 Schneideladen mit guten Stahlklingen und allem Zubehör
- 2 Futterschwingen
- 1 hölzerner Wassertubben, der aus einem halben Faß gemacht war
- 2 Wassereimer aus Tannenholz mit eisernen Reifen
- 4 Mistgrepen (= dreizinkige Gabeln)
- 1 Misthaken
- 2 Striegel
- 11 Kuhstränge

#### Pferdegeschirr mit Zubehör:

- 2 Sättel mit Steigbügeln und Steigriemen
- 4 Pferdegeschirre mit allem Zubehör
- 4 Pflugsiele
- 4 Pflugleinen von Hanf
- 12 Stränge zu den Pflugsielen
- 7 Wagenketten verschiedener Länge
- 1 hölzerne Pferdebremse

#### Sonstige Gerätschaften:

- 1 Ziehbank mit Ziehmesser
- 1 neue Holzaxt
- 1 Barte
- 1 Pielhacke
- 3 Steigleitern
- 1 lange Dachleiter mit 39 breiten Strahlen
- 2 Flachsreepeln mit je fünf Büschen<sup>27)</sup>

# Anmerkungen:

<sup>1)</sup> So sind bei W. Peßler: Hausgeographie von Niedersachsen. In: Volk und Rasse 3 (1926), in der Niedersächsischen Volkskunde (Hannover 1922) des gleichen Verfassers und bei E. Goehrtz: Das Bauernhaus im Regierungsbezirk Hannover und seinen Nachbargebieten. Oldenburg 1935, diesem Gehöfttyp nur sehr kurze Darstellungen gewidmet. Eingehender untersucht ist dieser nur in der angefochtenen Arbeit von H. G. Griep: Das Bauernhaus im ostfälischen Sprachgebiet (= Heimatblätter f. d. süd-westlichen Harzrand, Sonderheft 1, 1965) und in der an entlegener Stelle erschienenen Darstellung von G. Eitzen: Zur Geschichte des Bauernhauses im nördlichen Harzvorland. In: Tagungsberichte des Arbeitskreises Deutsche Hausforschung 1965. Münster 1966, S. 163 ff.

<sup>2)</sup> So schon R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde (Braunschweig 1901), in der die Darlegungen über das „Sachsenhaus“ und seine Grenze zum „thüringischen“ Haus etwa vierzig Seiten umfassen, während die Behandlung des letzteren auf etwa vier Seiten abgetan wird.

<sup>3)</sup> Niedersächs. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 21 Alt 540, S. 560 ff.

<sup>4)</sup> Von den 1740 auf den drei Höfen erwähnten Gebäuden war 1969 keins mehr vorhanden. — Die Vereinigung mehrerer Höfe in einer Hand ist im Braunschweig-Wolfenbütteler Gebiet häufiger zu beobachten (vgl. die Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 20 Alt).

<sup>5)</sup> = 45,64 ha.

<sup>6)</sup> Dieser war eine ursprünglich landlose Brinksitzerstelle, das Ackerland gehörte eigentlich zu den beiden anderen Höfen.

<sup>7)</sup> Darauf deuten außer ihrer Strohbedeckung und dem Fehlen der Schornsteine ihre Anlage und die Angaben in der Dorfbeschreibung von 1752 und im Brandkassenkataster von 1754 (Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 20 Alt 66, I bzw. 4 Ldsch. 272, I).

<sup>8)</sup> Überwiegend hatten die Ackerhöfe unseres Gebietes im 18. Jahrhundert bereits Zwei- oder Dreiseitanlagen, vgl. die erwähnten Dorfbeschreibungen und G. Eitzen a. a. O. S. 189.

<sup>9)</sup> = Lagerraum für das Getreide.

<sup>10)</sup> Vgl. die erwähnten Dorfbeschreibungen und Brandkassenkataster.

<sup>11)</sup> Einzelheiten der sehr unsystematischen Beschreibung sind hier ausgelassen, so die genaue Beschreibung der Türen des Wohnhauses und ihres Verschlusses.

<sup>12)</sup> Diese Lage ist typisch für das Braunschweig-Wolfenbütteler Gebiet.

<sup>13)</sup> Die Länge der Gefache war verschieden. Das Brandkassenkataster von Broistedt von 1754 gibt die Länge des Wohnhauses mit 54 Fuß (= etwa 15,3 m) an.

<sup>14)</sup> In dem Inventar ist jedes Fenster mit der Anzahl der „Fache“ und der Zahl und Form der Glasscheiben aufgeführt.

<sup>15)</sup> Vgl. dazu etwa die Karte bei W. Peßler 1922: a. a. O. S. 103/104. Erst seit einigen Jahren geht man hier zum Klappfenster über.

<sup>16)</sup> Sonst Springschloß genannt, weil die Zunge, sobald man den Schlüssel losläßt, wieder in ihre alte Lage zurückschnellt.

<sup>17)</sup> Ein Maß.

<sup>18)</sup> Die Bedeutung dieser Bezeichnung ist unklar. Vermutlich ist Schaff- zu niederdeutsch schaf, schap „Schrank“ zu stellen (vgl. Lasch-Borchling: Mittelniederdeutsches Handwörterbuch, Bd. III, Sp. 38 und Sp. 49). Dann handelte es sich um eine Schrankkammer. Allerdings waren 1740 in dem Zimmer keine Schränke vorhanden.

<sup>19)</sup> Vermutlich vom Typ des Schwibbogenherdes; vgl. dazu A. Faber: Entwicklungsstufen der häuslichen Heizung. München 1957, S. 35 ff.

<sup>20)</sup> Himmelbetten; die besondere Erwähnung der „Deckel“ dürfte darauf hinweisen, daß derartige Betten nicht die Regel waren.

<sup>21)</sup> Hohlmaß für Getreide = 31,15 l.

<sup>22)</sup> Das ist ein für Höfe dieser Größe durchschnittlicher Viehbestand, wie die erwähnten Dorfbeschreibungen zeigen.

<sup>23)</sup> Der überwiegende Teil der Geräte und Wagen ist bei R. Andree a. a. O. S. 242 ff bzw. bei W. Bomann: Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen. Weimar 1941, S. 125 ff. — z. T. mit Abbildungen — aufgeführt.

<sup>24)</sup> Offensichtlich waren Wagenräder mit Eisenreifen noch selten in der Zeit des Besitzverzeichnisses.

<sup>25)</sup> Sonst lusse, lunse, lönz genannt, vgl. W. Bomann a. a. O. Abb. 109.

<sup>26)</sup> Auffallenderweise werden Geräte zum Schneiden des Getreides nicht erwähnt.

<sup>27)</sup> Als „Büsche“ sind die Kämme aus starken eisernen Zacken bezeichnet, die auf dem Reepelbrett angebracht sind und durch die man den Flachs hindurchzieht.

## Nochmals die altbraunschweigischen Maße und Gewichte

(Ergänzende metrische Angaben zu dem Aufsatz über die Geschichte des Braunschweigischen Eichamtes auf S. 76 ff. des Heftes 2/1969) von Heinz Ziegler

Die folgende Übersicht zeigt die Maße und Gewichte laut Gesetz vom 30. 3. 1837. Vgl. Gesetz- und Verordnungs-Sammlung für die Herzogl. Braunschweigischen Lande, Jg. 1869, Bekanntmachung vom 5. 4. 1869.

- 1 Werkfuß =  $126\frac{1}{2}$  Pariser Linien = 12 Zoll = 285,3624 mm
- 1 Zoll = 23,7802 mm = 12 Linien à 1,98168 mm
- 1 Elle = 2 Werkfuß = 0,5707248 m
- 1 Rute \*) = 16 Werkfuß = 4,5657984 m
- 1 Meile = 1625 Ruten = 7,4194224 km
- 1 Bergbau-Lachter = 80 Zoll  $8\frac{1}{2}$  Linien = 1,91926 m
- 1 Bergbau-Lachter = 8 Spann à 10 Lachterzoll à 10 Primen à 10 Sekunden
- 1 Spann = ca. 24 cm = 10 Lachterzoll à 2,4 cm = 100 Primen à 2,4 mm
- 1 Haspelfaden =  $3\frac{3}{4}$  Ellen = 2,14 m
- 1 Gebind = 90 Faden = 192,62 m
- 1 Lop = 10 Gebinde = 1926,20 m
- 1 Quadratfuß = 144 Quadrat Zoll = 0,0814317 qm
- 1 Quadratrute = 256 Quadratfuß \*) = 20,84652 qm
- 1 Feldmorgen = 120 Quadratruten = 25,01582 a
- 1 Waldmorgen = 160 Quadratruten = 33,35443 a
- 1 Grubenfeld = 500 000 Quadratlachter = 1,84178 qkm
- 1 Kubikfuß = 0,02323755 cbm = 1728 Kubikzoll
- 1 Schachtrute = 5,94881 cbm = 256 Kubikfuß
- 1 Malter Holz = 1,859 cbm = 80 Kubikfuß
- 1 Maß (für Erz und Steinkohle) = 2 Kubikfuß (zylindrisch, 16 Zoll im Lichten weit)
- 1 Karre (für Holzkohlen) = 100 Kubikfuß = 2,323755 cbm
- 1 Himten = 2316 Kubikzoll = 31,14477 l (zylindrisch, 14—15 Zoll im Lichten weit)
- 1 Himten = 4 Vierfaß à 7,78619 l = 16 Metzen à 1,94655 l
- 1 Wispel = 40 Himten = 12,4579 hl
- 1 Quartier = 2 Pfund destilliertes Wasser bei 15° R = 0,93684 l
- 1 Anker = 40 Quartier = 37,47375 l
- 1 Ohm = 160 Quartier = 149,895 l
- 1 Oxhoft = 240 Quartier = 224,8425 l
- 1 Tonne zu 108 Quartier = 101,179 l
- 1 Pfund = 467,711 g à 32 Lot à 4 Quentchen
- 1 Zentner = 100 Pfund = 46,771 kg
- 1 Schiffslast = 4000 Pfund = 1871 kg
- 1 Mark Münzgewicht = 233,855 g = 16 Lot = 256 Pfennig = 4864 Ass
- 1 Lot = 14,616 g = 4 Quentchen
- 1 Quentchen = 3,654 g = 4 Pfennig
- 1 Pfennig = 913,496 mg = 19 Ass à 48,07874 mg
- 1 Medizinalpfund = 24 Lot = 12 Unzen = 350,783 g
- 1 Unze = 29,232 g = 8 Drachmen
- 1 Drachme = 3,654 g = 3 Scrupel
- 1 Scrupel = 1,218 g = 20 Gran à 60,9 mg

---

\*) Bei Landesvermessungen ist die Rute dezimal geteilt worden: 1 Rute = 10 Fuß à 456,57984 mm à 10 Zoll = ca. 45,658 mm; 1 Quadratrute = 100 Quadratfuß à 0,208465 qm.

# Die Kirchenneubauten im Stadtgebiet Salzgitter\*)

## Teil II — Die katholischen Neubauten

von H. A. S c h u l t z

St. Bernward-Kirche in SZ-Thiede, Ortsteil Steterburg  
Klosterkirche in SZ-Thiede, Ortsteil Steterburg  
St. Michael-Kirche in SZ-Lebenstedt  
St. Joseph-Kirche in SZ-Lebenstedt  
St. Gabriel-Kirche in SZ-Gebhardshagen  
St. Pius X. und St. Barbara-Kirche in SZ-Flachstöckheim  
St. Anna-Kirche in SZ-Watenstedt  
Heilig-Geist-Kirche in SZ-Hallendorf  
Christ Königs-Kirche in Salzgitter-Bad  
Don Bosco-Kirche in SZ-Lichtenberg  
Marienkapelle in SZ-Lesse  
St. Elisabeth-Kirche in SZ-Lebenstedt (im Bau)

S Z - T h i e d e , Ortsteil Steterburg, St. Bernward-Kirche (Pappeldamm 72).  
Grundsteinlegung: 26. Mai 1953. Geweiht: 8. November 1953 von Weihbischof  
Bydolek.

Bau: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim

Ausführung: Firma Hoppmann, Vienenburg

Grundriß: Rechteck (39,0 mal 14,5 m)

Achse: WSW-OSO, Abweichung von O-W 29°

Turm: 1962 nachgebaut, Architekt Heß, Wolfenbüttel; nicht an vorgeplanter Stelle  
errichtet, sondern an Nordseite

Schiff: rechteckig; Empore auf WSW-Seite

Chor: eingezogen, quadratisch, platt

Altar: Joseph Fehlig, Hildesheim

Tabernakel: Joseph Fehlig, Kaufhold, Hildesheim

Flächenbild über Altar: Friedrich Lammerich, Bergen

Kanzeln: 2 Joseph Fehlig, Hildesheim

Gipsschnitte an diesen: Friedrich Lammerich, Bergen

Darstellung: die vier Evangelisten-Symbole und die vier Kardinaltugenden

Lesepult: Entwurf: Else Bircks, Heidenoldendorf/Lippe

Ausführung: Heinrich Rodrega, Menden/Westf.

Kommunionbank: Entwurf: (Gitter) Friedrich Lammerich, Bergen

Darstellung: Trauben, Ähren, Pelikan

Ausführung: Lehrwerkstatt Linke-Hofmann-Busch, SZ-Watenstedt

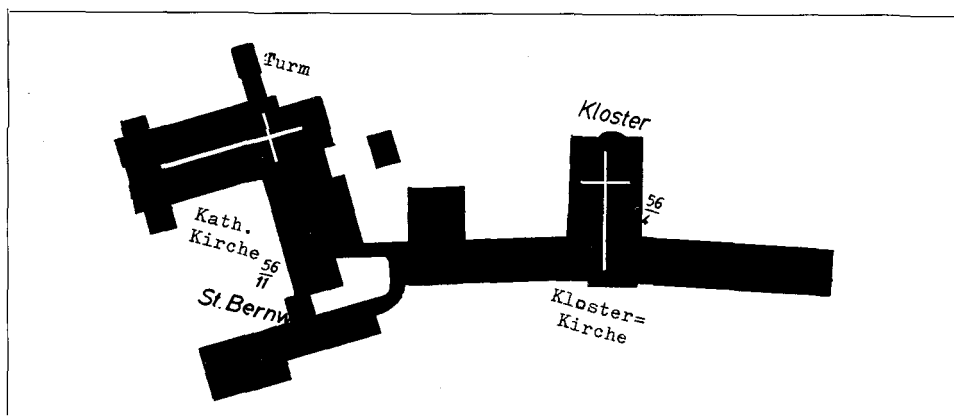
Flächenbild über seittl. südl. Nebenaltaar: Friedrich Lammerich, Bergen

Darstellung: hlg. Joseph

\*) In Heft 3/4 des 54. Jahrganges (Dezember 1968) unserer „Braunschweigischen Heimat“ war als Teil I ein Inventarium der evangelischen Kirchenneubauten gegeben. Als Fortsetzung und Vervollständigung hierzu schließen sich nun die katholischen Neubauten an.

Wesentliche Mithilfe leisteten bei dieser Zusammenstellung in sehr entgegenkommender Weise Herr Vermessungsamtmannt Johannes Schmidt, Stadtverwaltung Salzgitter, und die Herren Pastoren der bearbeiteten Kirchen. Auch an dieser Stelle sei ihnen herzlich gedankt.

Figur auf nördl. Seitenaltar: Darstellung: Gottesmutter  
 Kreuzweg: Entwurf: Franz Griesenbrock, Vaals (Holland)  
 Ausführung: ebendort  
 Taufkapelle: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim  
 Gitter: Kaufhold, Hildesheim  
 Taufstein: Joseph Fehlig, Hildesheim  
 Ausführung: Bildhauer Bär, Braunschweig  
 Orgel: Elektron-Harmonium, Ahorn  
 Glocken: 4 (c, e, g, a)  
 Hersteller: Bochumer Verein  
 Pfarrhaus: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim, 1954  
 Ausführung: Firma Hoppmann, Vienenburg  
 Jugendheim im Querbau: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim  
 Ausführung: Firma Hoppmann, Vienenburg



Grundriß der St. Bernward-Kirche und des Klosters

S Z - T h i e d e , Ortsteil Steterburg, Klosterkirche „Regina mundi“ (Teil der gesamten Klosteranlage). Katholische Familien hatten sich bei Aufschließung des Kalibergbaues aus dem Eichsfeld hier niedergelassen. Dieser ging 1920 ein.

1926 kaufte der Bischöfliche Stuhl das Haus eines Berg-Beamten in Thiederhall, in dem eine Kapelle eingerichtet wurde.

Ab 1936 wohnte hier auch ständig ein Seelsorger.

1946 mehrere Redemptoristenpatres erhalten vom Bischof Dr. Joseph Godehard Machens das Haus in Thiederhall, das „Pfarrer-Müller-Haus“ nebst Kapelle und Garten zugewiesen.

1953 nach Bau der kath. St. Bernward-Kirche übernehmen die Redemptoristen die Pfarr-seelsorge in SZ-Steterburg.

1954 Nach Bau des Pfarrhauses Beginn des Klosterbaues mit großer Unterstützung der Katholiken Hollands:

28. 9. 1954 — Baubeginn

17. 4. 1955 — Grundsteinlegung

9. 10. 1955 — Weihe des Klosters

21. 5. 1956 — Weihe der Kapelle durch den Erzbischof Dr. Alfrink aus Utrecht in Holland

15. 8. 1957 — Fertigstellung des Exercitien-Hauses

Kapelle: Grundriß mit Anbauten (s. Plan)

Achse: N-S

Fenster an der Ostseite:

1. Gottvater — Schöpfer aller Dinge; Schöpfungsgeschichte
2. Erlösung — Kreuzigung Christi
3. Christus der Auferstandene
4. Verklärung — Aufnahme in den Himmel — Vollendung  
(Stiftung von Pater Buys, Breda, Holland 1957)
5. 945 Bischof Bonifatius bringt das Evangelium den Holländern — 1956 die Holländer bringen das Evangelium nach hier.

S Z - L e b e n s t e d t II St. Michaelis-Kirche (Saldersche Straße 1). Grundsteinlegung: 19. 4. 1953. Geweiht: am 20. 12. 1953 von Bischof G. Machens, Hildesheim.

Bau: Entwurf: Wilhelm Fricke, Hannover  
Ausführung: Heinemann und Busse, Salzgitter-Bad  
Turm ist vorgesehen; Chorraum eingezogen

Altar: Wilhelm Fricke, Hannover

Tabernakel: Wilhelm Fricke, Hannover

Kanzel: ebenfalls von Wilhelm Fricke, Hannover  
(an Nordseite der Innenwand des Schiffes)

Taufstein: erst vorgesehen

Orgel: vorgesehen, bislang Harmonium

Michaelis-Fenster (Ostwand-Chr): Entwurf: Franz Pauli, Dansweiler bei Köln  
Ausführung: Firma Dr. H. Oldtmann, Linnich

Glocken: noch nicht vorhanden

Neben-Altäre: Mutter Gottes, und Herz Jesu, beide Entwurf: Paul Nolde, Osnabrück

Kreuzweg: Holzplastiken auf Kupferplatten, Entwurf ebenfalls Paul Nolde, Osnabrück

Pfarrhaus — Gemeindehaus — 1955, Entwurf: Wilhelm Fricke, Hannover

„Haus der Familie“ — Gemeindezentrum St. Michael

Entwurf: Dr. Hafkemeyer, Braunschweig



Ausführung: Hoppmann, Vienenburg  
Bau: seit April 1967  
begonnen, 1. Mai 1968  
fertiggestellt  
Jugendheim, Altenbegegnungsstätte,  
Elternschule,  
Caritas-Zentrale  
für Stadt Salzgitter

Chorraum der St.-Michaelis-Kirche  
Foto: Dr. Schultz



SZ - L e b e n s t e d t VI St. Josephs-Kirche (Suthwiesenstr. 2, 4, 6). Grundsteinlegung: 2. 4. 1956. Gebaut: 1956/57. Geweiht: 2. 6. 1957 von Bischof H. M. Janssen.

Bau: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim  
Ausführung: Firma Hoppmann, Vienenburg  
Achse: N-S (genau)  
Grundriß: Form der „Tunica Christi“ (40,0 m mal 24,0 m)  
Turm: vorgesehen  
Schiff: Dachfirst nach N abfallend; Emporen nur an der Südseite (Harmonium)  
Chor: etwas abgesetzt an Nordseite, platt  
Altar: Entwurf: Wilhelm Keudel, Salzgitter-Gitter  
Tabernakel: Wilhelm Keudel, Salzgitter-Gitter (Schäferstuhl)  
Flächenbild über Altar: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter  
Darstellung: „Christus der Weltenrichter“  
Leuchter: W. Keudel, SZ-Gitter  
Kanzel: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter  
Taufstein: vorgesehen  
Orgel: bisher nur Harmonium  
Fenster: „Lebenstedter“- und andere: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter  
Außentüren: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter; (Bronze) Darstellungen des Hahns (Gewissensanruf) und der Schlange (Paradies)  
Glocken: bei Turmbau vorgesehen  
Pfarrhaus-Gemeindehaus: 1960, Entwurf: Diözesanbauamt Hildesheim.  
Jugendheim: 1957

SZ - G e b h a r d s h a g e n St. Gabriel-Caritaszentrum (Sandgrubenweg 31 bis 37). Grundsteinlegung: 26. 4. 1953. Geweiht: 13. 12. 1953.

Bau: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim  
Ausführung: Wilhelm Friedrich, Destedt  
Grundriß: rechteckig, mit eingezogenem Chorraum (39,0 m mal 13,5 m)  
Achse: SW-NO  
(Abweichung von O-W 33°)  
Turm: noch nicht gebaut  
Schiff: rechteckig, Empore an Westseite  
Anbauten: Tauf- und Barbarakapelle, Jugendheim  
Chor: eingezogen, viereckig  
Altar: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim  
Ausmalung: J. Bohland, Hildesheim  
Kreuz: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter  
Tabernakel: Emaille-Arbeiten: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter  
Kanzel: Joseph Fehlig, Hildesheim  
Kreuzweg: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter

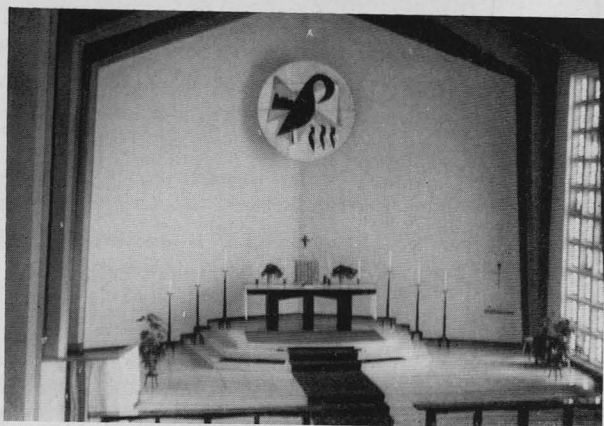


Altarraum in der Kirche St.. Gabriel (1953)  
Foto: Dr. Schultz



Altarraum in der kath. Kirche  
zu SZ-Flachstöckheim

Foto: Dr. Schultz



SZ-Flachstöckheim St. Pius X.- und St. Barbara-Kirche (Bergmannstraße 47). Grundsteinlegung: 27. 4. 1958 von Dechant Groß, Salzgitter-Bad. Geweiht: am 26. 4. 1959 von Bischof H. M. Janssen, Hildesheim.

Bau: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim

Ausführung: P. Bauwens, SZ-Watenstedt/Braunschweig

Grundriß: Rechteck, mit abgeschrägter Ostseite (31,0 m mal 15,5 m)

Achse: O-W (Abweichung 7 °)

Turm: erst geplant

Schiff: rechteckig, asymmetrischer Pfeilerbau, „Zelt Gottes“

Chor: auf Südseite eingezogen, symmetrisch zweiseitig abgeschrägt, 4 Stufen höher als Schiff

Altar: Platte Marmor (48 Zentner Gewicht!)

Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim

7 Stufen höher als Schiff

Tabernakel: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter

Kreuz: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter

Pelikan-Darstellung über Altar: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter

Reliquiar des hlg. Papstes Pius X., kreuzförmig: Entwurf und Ausführung:

Goldschmiedemeister Joh. Schlüter, Berlin, 1964

(Reliquiar der hlg. Hedwig folgt)

Leuchter: 6 und 4 (4 auf Altar): Kunstschmiedemeister Kaufhold, Hildesheim

Kanzel: an Nordseite des Chorraumes, Wilhelm Keudel, SZ-Gitter

Darstellung: Saatfeld Gottes

Taufstein: im Blickfang beim Eintritt in die Kirche, vor der gewundenen Chortreppe unter der Orgel- Empore von Wilhelm Keudel, SZ-Gitter,

Dreiseitiger, nach unten sich verjüngender Kunststein (Trinitatis-Motiv), mit großem Taufwasserbehälter inmitten und drei offenen Weihwasserbecken an den Winkeln, als Mahnung an die absolute Reinheit vor Gott

Plastik: hlg. Barbara (Holz) von E. Kaekel-Glogau, Frankfurt/M.

Kreuzweg: die 14 Stationen sind aus den Kunstwerkstätten der Benediktinerinnen-Abtei zum hlg. Kreuz in Herstelle/Weser

Orgel: nur Harmonium

Fenster: Entwurf: W. Keudel, SZ-Gitter

Darstellung: 12 Glaubens-Artikel

Rückfenster: gegliedert hochgezogen  
 Entwurf: W. Keudel, SZ-Gitter; Motiv: Der reiche Fischfang  
 Türen: Glasstreifen, von W. Keudel, SZ-Gitter  
 Darstellung: Die vier Kardinaltugenden  
 Kreuz: an westlicher Stirn-Außenseite der Kirche  
 Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim  
 Ausführung: Kunstschlosserei Schulze, Hildesheim 1963/64  
 Pfarrhaus: Entwurf: Joseph Fehlig, Hildesheim  
 Ausführung: P. Bauwens, SZ-Watenstedt

S Z - W a t e n s t e d t St. Anna-Kirche (Bahnhofstraße 25). Geweiht: am 20. 11. 1960 von Bischof H. M. Janssen, Hildesheim.

Bau: Entwurf: Alfred Geismar, Braunschweig  
 Ausführung: Terra-Bau, SZ-Watenstedt, Fertigbau aus Ytong-Platten  
 Grundriß: Rechteck mit abgeschrägten Ecken im NW (22,0 m mal 12,0 m)  
 Achse: NW-SO (Abweichung 67° nach SO)  
 Turm: Glockenträger: Entwurf: A. Geismar, Braunschweig (geschweißte Stahlkonstruktion); Grundriß: 1,50 m mal 2,80 m  
 Chor: gekennzeichnet durch die abgeschrägten Ecken, auf NW-Seite

Altar: A. Geismar, Braunschweig

Tabernakel: Klaus Kilian, Braunschweig

Leuchter: ders

Flächenbild über Altar: ders.

Taufstein: nicht, dafür ein Tauftisch



Statue der Mutter Gottes  
 und Statue der hlg. Anna:  
 Herkunft unbekannt

Orgel: nur Harmonium

Fenster: einfache Bandverglasung

Türen: schlicht, mit Kupferblech beschlagen

Jugendheim: A. Geismar, Braunschweig

Ausführung: Terra-Bau, SZ-Watenstedt

Altarkreuz

Foto: Dr. Schultz

SZ - Hallendorf Heilig-Geist-Kirche (Maangarten 8—10). Grundsteinlegung: 13. 6. 1961. Geweiht: am 9. 6. 1962 von Bischof H. M. Janssen, Hildesheim.

Bau: Entwurf: Alfred Geismar, Braunschweig  
Ausführung: Wilh. Friedrich, Destedt  
Grundriß: Rechteck, asymmetrisches Dach (23,5 m mal 16,0 m), vor südlicher Stirnseite Teil der Wand zur Aufnahme der Glocken hochgezogen  
Achse: N-S (mit Abweichung von 6 °)  
Schiff: rechteckig, Empore im Ostteil  
Chor: nur räumlich durch Kommunionbank abgegrenzt

Altar: (Basalt-Niedermending) Toni Zenz, Köln

Leuchter: Toni Zenz, Köln

Kruzifix über Altar: ders.

Kommunionbank: Lehrwerkstatt Linke-Hofmann-Busch, SZ-Watenstedt

Fenster im Chorraum: Entwurf: Franz Pauli, Dansweiler/Köln

Ausführung: Dr. H. Oldtmann, Linnich Motiv: Geheime Offenbarung

Fenster in Südwand: Entwurf: Franz Pauli, Dansweiler/Köln

Ausführung: D. H. Oldtmann, Linnich Motiv: Schöpfung und Sündenfall

Taufkapelle (an Ostseite): kreisförmiger Grundriß; noch ohne Taufstein

Entwurf: Franz Pauli, Dansweiler/Köln

Ausführung Fußboden (Motiv Fische): Zerries, Braunschweig

Sakristei: östl. neben Chorraum

Orgel: bisher nur Harmonium

Glocken: noch nicht vorhanden

Pfarrhaus: Entwurf: Diözesanbauamt Hildesheim, 1955

Gemeindehaus und Jugendheim: Entwurf: A. Geismar, Braunschweig, 1962

SZ - Bad Christ Königs-Kirche (Breite Straße 92). Grundsteinlegung 1959. Geweiht am 22./23. Oktober 1960 von Weihbischof Heinrich Pachowiak.

Bau: Entwurf: Philipps, Braunschweig

Grundriß: „Tunica Christi“

Turm: nur Fundament

Schiff: aus rotem Ziegelstein; Empore über ONO-Seite

Achse: WSW-ONO (Abweichung 13 °)

Chor: eingezogen, mit Oberlicht; bunte Fenster an Querwand zum Schiff

Sakristei: im südlichen Zwischenbau

Altar: 5 Stufen höher als Schiff, Basalt, blockförmig

Kruzifix über Altar hängend, Kreuz in T-Form;

Entwurf: Toni Zenz

Leuchter: 6, schmiedeeisern

Kanzel: südlich vom Chor. an Querwand zum Schiff mit vorgesetzter Kunststeinplatte

Taufkapelle: Mitte der Ostseite zwischen Eingangstüren,  
3 Stufen tiefer als Schiff

Deckel der Taufe: Toni Zenz

Tabernakel: Wilhelm Keudel, SZ-Gitter

Fenster: 2 bunte, Klaus Kilian, Braunschweig

Pfarrhaus: 1964

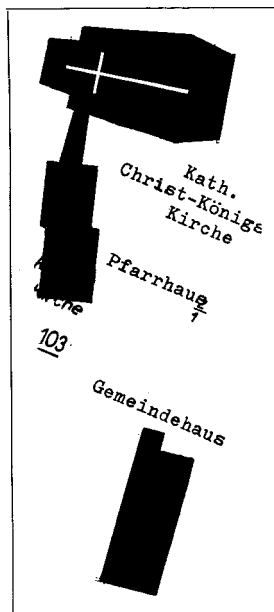




Foto: Pastor Joachim, Sz.-Lichtenberg

SZ-Lichtenberg Don Bosco-Kirche und Gemeindezentrum (Evangelienberg 12). Geweiht: 21. 10. 1967. Bis August 1967 katholischer Gottesdienst in der Domäne; Grundstück 1951 für Kirchenneubau gekauft.

Baubeginn: August 1966 (Kirche und Pfarrhaus zusammen)

Entwurf: Architekt Wolf Kimm, Braunschweig

Ausführung: Firma Rudolf Hoppmann, Vienenburg

Grundriß: Quadrat mit zwei Kapellenräumen

a) im Osten 40 Plätze

b) im Norden 100 Plätze

Achse: N-S

Chorraum: nicht abgetrennt

Altar: Entwurf und Ausführung: Arch. W. Kimm, Braunschweig

Block aus Elmkalkstein mit Natursteinplatte, seitlich Stahlblech (mit Schweißbrennern geschnitten) und mit Kupfer überzogen

Lesepult: Entwurf und Ausführung: W. Kimm

Stele (Tabernakel): Umkleidung fehlt noch

Entwurf und Ausführung: W. Kimm

Altarkreuz: Corpus — Polenz (Kevelaer)

Untergrund: Kupfer-Schweißtechnik

Kreuzweg: modernes Wandbild (Einzelstationen zu einem Band vergossen)

Fenster: moderne Muster, Betonglas

Entwurf und Ausführung: W. Kimm

Orgel: nur Harmonium

Glockenturm: fehlt

Ewiges Licht in Ecklampe

Gestühl: Ludwig Schreibmeier, München

Der Seelsorgebezirk von Don Bosco umfaßt Nordassel, Burgdorf, Westerlinde, Berel, SZ-Lesse, SZ-Osterlinde, SZ-Lebenstedt (Fredenberg) und SZ-Lichtenberg

### S Z - L e s s e Marienkapelle (Kleine Straße 9).

Ausgebauter Dachboden einer Scheune des Landwirts Bode.

1948 — begründet

1948 — geweiht vom Bischof Joseph Godehard Machens

1966 — renoviert

Grundriß: langes Rechteck

Inneres: alles mit Holz bzw. Hartfaserplatten verkleidet; etwa 50 Sitzplätze; normales Kirchengestühl, angeschafft von Pastor Schirmeisen

Altar: Holz; Entwurf und Ausführung: Arch. W. Kimm, Braunschweig

Kreuz: Kupfer-Schweißtechnik (wie in SZ-Lichtenberg)

Entwurf und Ausführung ebenfalls W. Kimm

Kanzel: Holz, ebenfalls von W. Kimm

S Z - L e b e n s t e d t St. Elisabeth-Kirche (Westfalen-, Ecke Weißestraße) noch im Bau.

Grundsteinlegung: 19. 11. 1967 anläßlich des Elisabethfestes aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Diöcesan-Caritas-Verbandes

Voraussichtliche Weihe: 3. Advent 1969

Bau: Entwurf: Dr. Alois Hafkemeyer, Braunschweig

Ausführung: Firma Rudolf Hoppmann, Vienenburg und SZ-Lebenstedt

Innen-Ausstattung: übernimmt Prof. Jürgen Weber, Braunschweig

Pfarrhaus und Gemeindezentrum: schon mit im Bau

Kindergarten: geplant

## *Ernst Bergfeld zum Gedächtnis*

Von Heinz Mollenhauer

Der Tod hat im Kulturkreise der Stadt Braunschweig eine Lücke gerissen, die von weiten Kreisen der Bevölkerung beklagt wird, obwohl sich altersmäßig und nach der geleisteten Arbeit das Leben eines ungewöhnlichen Mannes voll erfüllen konnte. Eine Persönlichkeit hat uns verlassen, die man als „Feiertagsmenschen“ bezeichnen kann. Das Wort will nicht so verstanden werden, als ob dieser Mensch nur am Feiern Gefallen hätte. Der Sinn will anders gedeutet werden. Der Mann, um den es sich handelt, strahlte eine ungewöhnliche, alltäglicher Platitude entzogene und darum gleichsam festliche Stimmung aus. Nur eine durch und durch poetische Natur konnte eine solche Leistung vollbringen und damit einen großen Einfluß auf seine Mitmenschen ausüben.

Ernst Bergfeld, der in Braunschweig an der Wabe wohnte, war Anrainer des Naturschutzgebietes Riddagshausen. Diese Umgebung entsprach seiner Empfindungswelt. Ihm war gleichsam als Geschenk die glückliche Gabe in die Wiege gelegt, die Natur und den gesamten Ablauf aller Dinge mit geschärften und höheren





Sinnen zu erleben. Er konnte seine feineren Wahrnehmungen zusammenfassen und in Versen niederlegen. Er selbst empfand sich als Lyriker mit religiöser Bindung <sup>1)</sup>. Der Literaturkenner wird bei den Gedichten Bergfelds an die besinnliche Welt eines Matthias Claudius oder an die elementare Naturerlebnis-Fülle eines Martin Greif erinnert werden.

Unser Dichter ist jedoch auch mit Prosa hervorgetreten, unter der der autobiographische Roman „Der Immergrüne Garten“ besonders hervorragt. Den Verstorbenen kennzeichnet bei seinem gesamten Schaffen, daß er ungeachtet oder vielleicht sogar wegen einer schweren Jugend ohne direkte Anleitung unbeirrbar einem inneren Kompass gefolgt ist. Dieser Richtungsanzeiger führte ihn zu einer Höhe des Menschentums, die das Andenken an ihn und sein literarisches Schaffen noch lange im Gedächtnis vieler Freunde und Anhänger erhalten wird.

Ernst Bergfeld wurde am 9. März 1885 in Braunschweig als Sohn des Dekorations- und Schriftmalers August Bergfeld sowie dessen Ehefrau Lina Hoffmeister geboren. Da sein Vater früh verstarb, kam er mit einem jüngeren Bruder in das hiesige Große Waisenhaus Beatae Mariae Virginis. Seine dortigen Erlebnisse hat er überaus anschaulich in dem oben erwähnten Roman beschrieben <sup>2)</sup>. Nach



dem Besuch der Waisenhaussschule konnte er durch fleißiges Selbststudium die mittlere Reife erwerben, die damals als „Einjähriges“ bezeichnet wurde. Seiner Militärpflicht kam er durch Dienst im Inf.-Reg. 92 nach. Den ersten Weltkrieg machte er als Lazarett-Inspektor mit. Im bürgerlichen Berufsleben war er nacheinander Bürobeamter, Buchhalter, Korrespondent in Braunschweig und Elberfeld, freier Schriftsteller in Düsseldorf und Braunschweig. Von nun ab blieb er seiner Heimat treu: ab 1920 als Ministerial- und später Hochschulbeamter, zuletzt als Bibliothekar der damaligen Technischen Hochschule. Im Ruhestande befindlich starb er nach langem, schwerem Leiden am 5. Juli 1969.

Ernst Bergfeld hat sich einen sehr geachteten Namen als Dichter und Schriftsteller erworben<sup>3)</sup>. Treffende Beurteilungen seines Schaffens haben bekannte Zeitgenossen gegeben<sup>4)</sup>. Bemerkenswert ist auch die Ansprache, die Kirchenrat Hermann Dosse bei der Trauerfeier in der Bughenakenkirche (Gliesmarode) gehalten hat<sup>5)</sup>.

Es entsprach dem sozialen Empfinden des Verstorbenen, daß er sich in den schweren Jahren nach 1945 der Kinder des hiesigen Waisenhauses in der Form annahm, daß er Anfang 1951 einen Freundeskreis der genannten Anstalt gründete, der deren ideelle und finanzielle Unterstützung zum Ziele hat. Bei dieser Gelegenheit konnte er eine Zeitschrift ins Leben rufen, die im Laufe der Jahre wegen ihres künstlerischen und heimatkundlichen Gehaltes eine immer größere Bedeutung erlangt hat. Die Schriftleitung führte er von Heft 1 im April 1951 bis zum Heft 55 im Mai 1969 mit vieler Mühewaltung, aber auch mit schöpferischer Kraft durch.

Zeit seines Lebens war Bergfeld eifrig bestrebt, sein Wissen zu erweitern. Er besuchte vielerlei Vorlesungen und sonstige wissenschaftliche Veranstaltungen. Durch ausgedehnte Reisen und Wanderungen erwarb er beachtliche Kenntnisse von Land und Leuten. Daneben fand er förderlichen Anschluß im Kreise gleichgestimmter Menschen, u. a. bei den „Ehrlichen Kleidersellern“ in Stöckheim und bei dem „Landesverein für Heimatschutz in Braunschweig“. Immer war er auch bereit, von seinem Wissen und Können den Mitmenschen abzugeben. So hat er zahlreiche Vortragsabende veranstaltet.

Professor Dr. Karl Hoppe in Braunschweig hat Bergfeld zum 80. Geburtstage folgende Worte von Wilhelm Raabe zugerufen, die treffend das Wirken des Jubilars kennzeichnen:

*„Was hat Unsereiner Besseres von seiner Lebensarbeit,  
als daß er dann und wann erfährt:  
sein Wort und Werk habe Menschenkindern  
zu guten Stunden noch ein wenig mehr Sonne  
und zu dunklen, bösen wenigstens einen leichten Schein  
von Ferne in den Erdentag getragen?“<sup>6)</sup>*

Anmerkungen. Die „Hefte“ sind die in der Zeitschrift des Großen Waisenhauses Braunschweig  
1) Vergl. dazu „Ernst Bergfelds religiöse Sendung“, Dr. Sandvoß, Heft 13 S. 7. — 2) 1. Auflage 1950.  
2. illustrierte Auflage 1960. — 3) Zur Bibliographie vergl. Heft 13 S. 29 und Heft 43 S. 1. — 4) Sämtlich in Heft 13. — 5) Heft 56 S. 5 ff. — 6) Vergl. Heft 42 S. 11.

## Memento mori

(In der Mundart des Dorfes Dreileben, Kr. Wanzleben)

von Paul Bernstorff

Wat secht erensthaftich wiese  
de graue Mann ut Stain,  
dait dabie siene Saisse  
un't Stunnglaas besaien?

Hai stait forr sick alleene  
bi'e Körchenjewwelwand,  
höllt ok, wat hai secht, schöne  
oppeschre'm glieks bihand.

Dat jillt forr alle Fruens,  
de Mannslüe röppt'e an  
un alle Mekens, Jungens  
et gait allehope an:

Nist hat Bestand opp e Äre,  
pass opp, dat de nich fällst,  
opp'n Male liet vorrquere,  
wat de sau feste höllst;

un laat dick nich bedrai'en  
von de vorrdraite Welt.

„Dach — ok!“ „Gu'en Wech!“ dau bai'en  
wenn dick wat nich jefällt! —

Ga, Minsche! — nä, toif! — staa!,  
klek mick mal richtig an,  
mid miene Saisse sla'e  
ick tau mal, denke dran!

Dat haiten miene Wören  
„memento mori“ kort,  
wat sall ick süss noch köären  
forr dick an düssen Oort? —

Hörst' de Klocke slaen?,  
der ilich' Tiet löppt hen,  
un koom' ick, mosst'e gaan, —  
un denn ...?

## AUS DER HEIMATPFLEGE

---

---

### *Paßt der Heimatpfleger nicht mehr in die heutige Welt?*

Ein Aufruf zur Mitarbeit

von Rudolf Paes

„Der Stein, er wird zerschossen, der Strauch der Axt verfällt, der Brink wird abgefahren — sie passen nicht mehr in die Welt.“ Diese Worte von Hermann Löns, der einer der ersten Rufer für Naturschutz und Landschaftspflege war, bringen eine gewisse Resignation zum Ausdruck vor einer landschaftszerstörenden Entwicklung, wie sie damals als Folge der Separationen und Flurbereinigungen und des Rentabilitätsfiebers von besorgten Heimatfreunden erkannt wurde. Die dynamische Fortsetzung dieser Entwicklung, bedingt durch die industrielle Expansion und besonders in letzter Zeit durch die steigenden Erfordernisse für die in dem engen westdeutschen Raum sich ballende Industriebevölkerung, muß den heutigen Heimatfreund in noch stärkerem Maße in den Bann der Resignation ziehen, zumal wenn er erfahren hat, daß sein Einsatz für die Erhaltung der heimatlichen Landschaft oft an der Unzulänglichkeit staatlicher und kommunaler Mitwirkung scheiterte. Er fühlt sich in der Rolle eines Don Quichotte oder eines Michael Kohlhaas und fragt sich, ob er — wie jener Stein, Strauch oder Brink — „nicht mehr in die Welt paßt“.

Aber, wie jenem „Blinden König“ auf seine bange Frage „Bin ich denn ganz allein?“ durch den warmen Druck einer starken Hand Zuversicht zuteil wurde, wird auch ihm noch solche zuteil werden durch den Zuruf Gleichgesinnter! — Diese Gleichgesinnten sind in den Heimatvereinen — also auch in dem unsrigen! Und

es soll Sinn und Zweck dieser Zeilen sein, sie zu Zurufen der Einsatzbereitschaft für Landschaftspflege und Naturschutz zu ermuntern, damit wir diese Zurufe verstärkt zur Wirksamkeit bringen können und wir auch wissen, mit welchen einsatzbereiten Mitstreitern wir rechnen können!

Der Ermunterung sollen folgende Beispiele des Einsatzes beigegeben werden: Einwirkung auf Erzieherschaft, Kinder und Jugendliche, um Liebe zur Heimat und Natur und Neigung zu deren Pflege zu wecken; Führung von Schulklassen und Jugendgruppen.

Bildung von Gemeinschaften („Klöhn-Klumps“, Heimatschaften usw. zur Information, Besprechung heimatlicher Probleme und entsprechender Maßnahmen.

Kontaktpflege mit den örtlichen Dienststellen und Organisationen.

Wahrnehmung von Verstößen gegen den Natur-, Landschafts- und Tierschutz. Belehrung der Täter; gegebenenfalls Anzeige.

Hilfe für notleidende Tiere — gegen Hunger im Winter, Durst im Hochsommer; im Zusammenwirken mit der Jägerschaft.

Feststellung schutzwürdiger Objekte — seltene oder ehrwürdige Bäume, Sträucher in freier Feldmark, Alleen, Pflanzen, Tiere — und Besprechung der Schutzmöglichkeiten mit entsprechenden Stellen.

Beobachtung von Planungen und Einrichtungen, die schädigend auf Landschaft und Menschen wirken — Bebauungen, Verkehrsanlagen, Hochspannungen, Abwässer, Abgase, Lärm, Reklameschilder — und Besorgung einer möglichen Abwendung mittels entsprechender Dienststellen, Interessentschaften, Heimatbevölkerung.

Sorge um die Erhaltung von Bachläufen (Vermeidung unnötiger Begradigung-Zementierung), Wasserstellen, Bruch- und Schilfpartien und Einbeziehung der Kies- und Lehmgruben in die Landschaftspflege (Bepflanzung statt Zuschüttung mit Müll!).

Obacht und Einschaltung bei Planungen der Flurbereinigung und Raumordnung, damit die Heimatlandschaft nicht über die Heimatbevölkerung hinweg „verplant“ wird und ihre letzte Schönheit der „Kultursteppe“ und dem Rentabilitätswahn zum Opfer fallen.

Aufklärung und Mobilisierung der Bevölkerung zur Verteidigung ihres Rechtes auf eine gesunde und schöne Heimatlandschaft durch Öffentlichkeitsarbeit — Presse, Rundfunk, Fernsehen.

Diese Beispiele lassen den Umfang und die Schwierigkeit der Aufgaben erkennen, die örtlich und im Alleingang meist nicht zu bewältigen sind. Gegebenenfalls ist daher die Berufung auf unseren Bund und dessen Einbeziehung zwecks Einwirkung „höheren Orts“ angebracht. So hat der örtlich Einsatzbereite die Gewißheit der Kampfgemeinschaft; er braucht sich nicht als lächerlicher Don Quichotte zu fühlen, sondern weiß als Preis für seine — ach, heute so mangelnde! — „Zivilcourage“ jenes Prädikat: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt ...!“

Dieses Prädikat möge zahlreiche Einsatzbereite ermuntern zu Zurufen an uns, damit wir Verbindung bekommen und auch nach Kräften helfen können, das Antlitz der uns vom Schöpfer anvertrauten Heimatlandschaft zu hegen und zu pflegen!

## *Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Gandersheim*

Der Landkreis Gandersheim als untere Naturschutzbehörde hat durch Verordnung vom 28. August 1968 Landschaftsteile des Westharzes in den Staatsforsten Staufenburg, Seesen und Langelsheim, in der Forstgenossenschaft Badenhausen, in den Genossenschaftsforsten Grotenberg und Lütjenberg bei Jerstedt sowie in den Riechenberger Klosterforsten zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Eine katastermäßig genaue Benennung der geschützten Flächen, aus der sich die Begrenzung des geschützten Gebietes ergibt, ist im § 1 der Verordnung enthalten. Die Grenzen sind ferner mit grüner Farbe in eine Karte eingetragen, die in dreifacher Ausfertigung beim Landkreis Gandersheim, beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als der höheren Naturschutzbehörde und beim Niedersächsischen Landesverwaltungsamt, Abt. Naturschutz und Landschaftspflege, in Hannover hinterlegt ist und dort eingesehen werden kann.

Am gleichen Tage wurde auch der mit Wasser gefüllte Erdfall „Silberhohl“ mit seiner näheren Umgebung nördlich von Seesen vom Landkreis Gandersheim zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Es wurde in § 1 der Verordnung näher beschrieben und in derselben Weise wie das vorhergenannte Gebiet kartenmäßig festgelegt. Die beiden Verordnungen, die von Landrat Muhs und Oberkreisdirektor Karwasz unterzeichnet und unter Nr. 11 und 13 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Landkreises Gandersheim eingetragen wurden, sind in Stück 11 des Amtsblattes für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig vom 21. November 1968 auf S. 81 ff. veröffentlicht.

## *Die Asse als neues Landschaftsschutzgebiet*

Nach jahrelangen Bemühungen im Ringen mit den Interessen der zahlreichen Grundeigentümer gelang es endlich dem Landkreis Wolfenbüttel als unterer Naturschutzbehörde, durch Verordnung vom 9. Dezember 1968 das kleine Waldgebirge Asse südöstlich von Wolfenbüttel unter Landschaftsschutz zu stellen. Die Begrenzung des Schutzgebietes, die im 2. Absatz des § 1 der Verordnung beschrieben ist, wurde mit grüner Farbe in eine Karte eingetragen, die in dreifacher Ausfertigung beim Landkreis Wolfenbüttel, beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als der höheren Naturschutzbehörde und beim Niedersächsischen Landesverwaltungsamt, Abt. Naturschutz und Landschaftspflege, in Hannover hinterlegt ist und dort eingesehen werden kann. Die Asse hat im Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Kreises Wolfenbüttel die Nr. 20 erhalten. Unterzeichnet ist die Verordnung von Landrat Bosse und Oberkreisdirektor Biermann und veröffentlicht im Stück 2 des Amtsblattes für den Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig vom 26. Februar 1969 auf S. 25 ff.

## *Neues Landschaftsschutzgebiet im Landkreis Helmstedt*

Durch eine Verordnung vom 2. Januar 1969 hat der Landkreis Helmstedt als untere Naturschutzbehörde die „Velpker Schweiz“ bei Velpke zum Landschaftsschutzgebiet erklärt. Ein Verzeichnis der dadurch geschützten Flurstücke mit ihren Katasternummern und Flächengrößen enthält § 1 der Verordnung, die als Nr. 12 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Kreises Helmstedt aufgenommen wurde. Die Begrenzung des geschützten Geländes wurde mit grüner

Farbe in eine Karte eingetragen, die in dreifacher Ausfertigung beim Landkreis Helmstedt, beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als der höheren Naturschutzbehörde und beim Niedersächsischen Landesverwaltungsamt, Abt. Naturschutz und Landschaftspflege, in Hannover hinterlegt ist und dort eingesehen werden kann.

Die „Velpker Schweiz“ nimmt unter den Landschaftsschutzgebieten des Braunschweiger Landes eine Sonderstellung ein, zeichnet sie sich doch durch landschaftliche Reize aus, die nicht durch die ursprüngliche Oberflächengestalt und eine natürliche Verteilung von Wasser und Wald bedingt, sondern durch den Eingriff des Menschen erst in neuerer Zeit entstanden sind. Die Höhenunterschiede zwischen dem Seespiegel und dem über steilen Felswänden aufragenden Walde, die den Volksmund zu dem phantasievollen Vergleich mit einer schweizerischen Landschaft veranlaßt haben, sind erst durch einen jahrhundertelangen Steinbruchbetrieb entstanden, der sich nach seiner Stilllegung allmählich mit Wasser füllte. Über die Geschichte des Velpker Sandsteinabbaues und die landschaftspflegerischen Maßnahmen, denen die „Velpker Schweiz“ ihre Anziehungskraft als neuzeitliches Ausflugsgebiet verdankt, werden wir bald einen ausführlichen Bericht eines Sachkenners bringen.

Fl.

## Neues heimatliches Schrifttum

Gottfried Piper, *Die Orgeln des Kirchenkreises Gifhorn*. Erschienen 1967 im Selbstverlag des Verfassers, Organist Gottfried Piper, 317 Gifhorn, Hauptstr. 18.

In ganz ähnlicher Weise aufgebaut und ebenso gründlich erarbeitet wie U. Papes Buch über die Orgeln des Landkr. Braunschweig ist die schon ein Jahr zuvor erschienene Veröffentlichung von G. Piper über die Orgeln des an den Landkr. Braunschweig im Norden unmittelbar angrenzenden Gebietes der Südheide. Behandelt sind hier allerdings nicht alle Kirchorte des Kreises Gifhorn, sondern nur die zum „Kirchenkreis Gifhorn“ gehörenden Orte mit eigenen Orgeln, nämlich außer der Kreisstadt Gifhorn selbst die Dörfer Adenbüttel, Calberlah, Diderse, Groß Schwülper, Hillerse, Isenbüttel, Kästorf, Leiferde, Meine, Meinersen, Müden, Neudorf-Platendorf, Päse, Rethen, Ribbesbüttel, Rötgesbüttel, Seershausen, Wasbüttel, Wahrenholz, Wesendorf und Wilsche. Trotzdem konnte der Verfasser auch in diesem verhältnismäßig eng begrenzten Bereich das Wirken von 29 Orgelbauern feststellen und belegen, über die er archivalische Nachrichten zusammengetragen hat, darunter begreiflicherweise nicht wenige aus Braunschweig und Wolfenbüttel, die über die

Jahrhunderte hinweg die enge Verbindung des Kr. Gifhorn zu den braunschweigischen Kulturzentren deutlich machen. Das mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis abschließende, kartonierte Heft von 46 Seiten ist ausgestattet mit einer Lage-skizze der behandelten Orte, mit 8 Reproduktionen von Orgelprospekten und den Wappen der Orgelbauer Martin Vater und Otto Eilhart Batienter. Deshalb wird das Heft nicht nur dem Musiker sehr willkommen sein, sondern auch dem an Bau- und Kunstdenkmälen interessierten Heimatfreunde.

Flechsigg

Rudolf Nickel, *Harzer Trachten*. Herausgegeben im Auftrage des Goslarer Museumsvereins, Goslar 1968. 62 S. mit 32 Abb., darunter 4 farb. Taf., kart.

Rudolf Nickel, als Volkskundler wie als Holzbildhauer weit über seine Vaterstadt Goslar hinaus rühmlich bekannt, hat in zwanzigjähriger, mühevoller Forschungsarbeit zeichnend und beschreibend alles erfaßt, was er noch über die schon fast völlig vergessenen Volkstrachten des westlichen Harzes und seines Vorlandes in Erfahrung bringen konnte. Als Quellen dienten ihm dabei neben gedruckten und mündlichen Berichten die zufällig in Museumsbesitz gelangten oder in Privat-

besitz erhalten gebliebenen Kleidungsstücke des 19. Jahrhunderts aus seinem Untersuchungsgebiet, die er in Zusammenarbeit mit der Goslarer Volkskundlerin Ursula Vollbrecht aufspürte, im Bilde festhielt und untersuchte. Einen Teil der von ihm auf Grund dieser Bestandsaufnahme gezeichneten 120 Trachtenbilder konnte er jetzt erfreulicherweise mit Hilfe des Goslarer Museumsvereins und der Stadt Goslar in einem wohlausgestatteten Heft auf Kunstdruckpapier allen Volkskndlern und Harzfreunden zugänglich machen. Weitere Veröffentlichungen sind vorgesehen.

Der Titel des vorliegenden Heftes ist freilich nicht glücklich gewählt, verleitet er doch zu Verwechslungen mit dem titelgleichen Büchlein von Dr. Louis Wille in Bad Harzburg, das als erweiterte Neufassung von dessen 1937 als Teil einer „Harzer Volkskunde“ erschienenen Arbeit über die Volkstracht 1967 im Verlag Bonewitz zu Braunlage herausgekommen ist. Während Wille wirklich den ganzen Harz beiderseits der Zonengrenze trachtenkundlich bearbeitet hat und daher seine Veröffentlichung mit Recht „Harzer Trachten“ überschreiben darf, beschränkt sich Nickel auf den Kreis Goslar, den Amtsbezirk Harzburg und den Kreis Zellerfeld, von dem eigentlich auch nur Clausthal-Zellerfeld und Hahnenklee eingehend behandelt werden. Trachten von Langelsheim, Gittelde, Lasfelde, Osterode und Lonau erscheinen zwar im Bilde, bleiben aber unerörtert.

Von diesen Unstimmigkeiten abgesehen, verdient aber Nickels Heft hohes Lob. Es bietet eine wertvolle und unentbehrliche Ergänzung zu Willes Arbeit, in der dem von Nickel untersuchten Gebiet nur knapp acht Seiten eingeräumt sind, zum Teil unter Verwendung der Grundlagenforschungen Nickels. In seiner eigenen Veröffentlichung hat Nickel alles das wesentlich ausführlicher und genauer behandelt. Bei der Beschreibung der Kleidungsstücke geht er bis in die Einzelheiten der Nähte, der Knopfzahlen und der verschiedenen Ziermuster auf den Schulterpasssen der Männerkittel.

Besonders verdienstlich ist es, daß er neben den sonn- und festtäglichen Trachten die von der Forschung früher allzusehr vernachlässigte Arbeitskleidung der „kleinen Leute“ zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht hat, nämlich der Boten- und Kulturfrauen, der Köhler, Holzhauer, Hüttenleute, Fuhrleute, Eseltreiber und Hirten. Dabei begnügte er sich nicht mit nüchternen Angaben über die Kleidung selbst, sondern beschreibt auch anschaulich die Arbeitswelt dieser zumeist nun schon der Vergangenheit angehörenden Dienstleistungsberufe. Damit hat er außer dem trachtenkundlichen einen nicht minder wichtigen soziologischen Beitrag zur Volkskunde des westlichen Harzes geleistet. Eingestreute Mundartgedichte des verstorbenen Goslarers Wilhelm Mehler runden durch wohlgelungene Charakterbilder typischer Vertreter der Harzer Berufsgruppen Nickels Schilderungen stimmungsvoll ab.

Flechsig

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

55. Jahrgang

Dezember 1969

Heft 4

## *Salzpflanzengesellschaften südlich von Braunschweig*

von Dietmar Brandes

Zu den interessantesten Pflanzengesellschaften unserer Heimat zählen die Salzpflanzengesellschaften. Sie sind südlich des Elms und in der Umgebung der Asse noch erfreulich häufig. Die einzige Zusammenstellung aller Salzstellen in der Braunschweiger Umgebung stammt von FRODE (1933). Nach 36 Jahren mag es an der Zeit sein, diese Bestände einmal zu überprüfen und soziologisch zu untersuchen. Daher dieser Versuch einer Bestandsaufnahme.

Was zeichnet nun diese Salzpflanzen aus? Sie alle stehen auf Böden, die eine extrem hohe Salzkonzentration aufweisen. Daraus ergibt sich ein hoher osmotischer Wert des Bodens. (Er steigt mit der Anzahl der gelösten Teilchen). Die Wurzel kann aber nur Wasser aufnehmen, wenn der osmotische Wert der Wurzel höher ist als der des Bodens. Pflanzen an salzigen Standorten müssen also so viel Salz aufnehmen, bis ihr osmotischer Wert den des Bodens übertrifft. Bei den meisten Pflanzen verläuft diese Salzaufnahme tödlich. Salzspezialisten wie der Queller können mindestens bis zu 9% ihres Gewichtes an Salz speichern. Da die Pflanzen nun die aufgeführten Schwierigkeiten mit der Wasserversorgung haben, wird die Verdunstungsfläche eingeschränkt. Der Queller zum Beispiel bildet Phyllocladien (blattähnliche Kurztriebe) aus, so daß die Transpiration etwas herabgesetzt wird. Diese Sukkulenz dürfte aber im wesentlichen durch die Salzaufnahme bedingt sein.

Die Salzfluren unseres Gebietes haben weitgehende Ähnlichkeit mit denen der Küste. Unterschiede ergeben sich aber wohl doch durch das andere Klima: bei Jerxheim betragen die Jahresniederschläge 550 mm—575 mm, wir haben dort also ein relativ kontinentales Klima. Hier ist die Gefahr des Auswaschens durch Regenwasser nicht so groß wie an der Küste mit ca. 700 mm jährlichem Niederschlag. Zumindest die Salzstellen bei Jerxheim, Watenstedt, Barnstorf und Uhrde sind echte Dauergesellschaften, d. h., sie entwickeln sich nicht weiter, da die meisten Arten unserer Flora wegen der hohen Salzkonzentration der Böden nicht gedeihen können. Lediglich ein Versiegen der Salzquellen oder ein allmähliches Auswaschen könnte diese Dauergesellschaften verändern.

Bei den ökologischen Ansprüchen der einzelnen Arten unterscheiden wir zwischen obligaten Halophyten, die zu ihrem Gedeihen eine gewisse Salzkonzentration benötigen (Queller, Strandaster etc.), und fakultativen Halophyten, die eine gewisse Salzkonzentration zwar tolerieren, ohne Salz eigentlich besser ge-

deihen würden, aber durch ihre Konkurrenzschwäche auf diese Standorte zurückgedrängt werden (Erdbeer-Klee, Sumpf-Dreizack usw.).

Zuerst sollen die natürlichen Salzstellen im Elmvorland besprochen werden. Sie sind am schönsten und eindrucksvollsten ausgebildet. Soziologisch sind sie als echte Dauergesellschaften anzusehen und zeigen eine sehr schöne Zonierung der einzelnen Gesellschaften, die rein optisch mit der Zonierung eines verlandenden Teiches zu vergleichen wäre. Bei allen Stellen handelt es sich nur um Kochsalz (Natriumchlorid).

### 1. Die Seckertrift bei Jerxheim

Die Seckertrift sei stellvertretend für die anderen Vorkommen etwas genauer untersucht. Etwa 1,5 km südöstlich von Jerxheim liegt ca. 100 m oberhalb (nördlich) des Seckertriftweges eine der schönsten Salzstellen. Erfreulicherweise wurde sie inzwischen unter Naturschutz gestellt. Die große Salzfläche hat etwa eine Ausdehnung von 180 m x 130 m. In einem Ring aus Quecken-Rasen (*Agropyro-Rumicion*) liegen große Quellersteppiche (*Salicornietum*), Andelrasen (*Puccinellietum*) und Salzbinsenrasen (*Juncetum gerardii*, fragment.). In der Mitte, in den tiefsten Stellen, ist der Salzgehalt am größten, hier finden sich sogar ständig vegetationslose Gebiete, da der Salzgehalt hier selbst für den Queller zu groß ist.

Besonders im Herbst bietet die Seckertrift ein prächtiges Bild: die Quellerstellen leuchten tiefrot, die Binsenbestände sind olivgrün, die Quecken-Rasen sind strohgelb.

Mit abnehmender Salzkonzentration kann man folgende Zonierung feststellen:

#### 1. Zone vegetationslos

Den Salzgehalt der Lachen und des vegetationslosen Bodens bestimmte ich im Oktober 1969 zu 5,3% bis 7,6% Kochsalz. Diese Werte sind recht beachtlich, wenn man berücksichtigt, daß das Nordseewasser eine etwa 3,3%ige Salzlösung ist. Natürlich können diese Werte nur zur Orientierung dienen, da sie stark von Witterung und Jahreszeit abhängen. Eine längere Schönwetterperiode im Sommer führt zu einer sehr hohen Konzentration. Hier macht sich das (sub)kontinentale Klima bemerkbar: die Auswaschung ist geringer als an vergleichbaren Stellen in der norddeutschen Tiefebene. Im Sommer blüht das Salz oft aus.

In den Lachen können aber noch Insektenlarven und andere Gliedertiere existieren. Eine zoologische Untersuchung brächte sicher manche Überraschung! Interessant ist hier aber auch die fehlende Durchlüftung des Bodens. Bereits nach wenigen mm hellgraubraunen Schlammes folgt eine 1—5 cm mächtige Schicht, die wegen der reduzierten Eisenverbindungen blauschwarz gefärbt ist. Diese Reduktionsschicht fehlt schon in den Quellerbeständen, hier weist der Wurzelhorizont bereits Rostflecke auf. — Vielleicht ist auch fehlende Durchlüftung des Bodens mit ein Grund dafür, daß keine Pflanze hier gedeiht.

#### 2. Zone: Quellerbestände (*Salicornietum*)

Fast reine Quellerherden. Der Queller (*Salicornia europaea* L.) bildet einen ca. 15 cm hohen, im Herbst leuchtend roten Rasen. Eine soziologische Aufnahme:



Salicornia eur. (Queller) 5,5  
 Aster tripol. (Strand-Aster) +,1  
 Puccinellia distans (Andel) +,1

Auf einigen abgestorbenen, trockeneren Queller-Horsten beginnt der Gemeine Salzschwaden oder Andel (Puccinellia distans) als Pionier und leitet zur folgenden Gesellschaft über.

### 3. Zone: Salzschwaden-Rasen (Puccinellietum distantis)

Der Boden liegt etwas höher als in der vorhergehenden Gesellschaft, daher ist er trockener und die Salzkonzentration geringer.

Puccinellia dist. (Salz-Schwaden) 4,3  
 Aster tripolium (Strand-Aster) 2,2  
 Glaux maritima (Milchkraut) 1,1

Die Strand-Aster gedeiht hier optimal. Oft zeigen auch ihre Blätter Sukkulenz.

### 4. Zone (fragmentarisch: Salzbinsen-Rasen (Juncetum gerardii))

Diese Gesellschaft taucht meist nur inselweise auf. Meist an etwas höher gelegenen Stellen, manchmal auch an feuchten Stellen.

Juncus gerardii (Salz-Binse) 4,4  
 Aster tripolium (Strand-Aster) 1,1  
 Glaux maritima (Milchkraut) 2,2  
 Puccinellia dist. (Salzschwaden) +,1  
 Salicornia europaea (Queller) 1 Stück

### 5. Zone: Quecken-Rasen (Agropyro-Rumicion)

Die Queckenrasen besiedeln die höchsten Stellen und den Rand des Salzgebietes. Hier ist der Salzgehalt schon recht gering, es wachsen keine obligaten Halophyten mehr in dieser Gesellschaft, sondern nur salztolerante (= fakultative Halophyten).

Agropyron repens (Kriechende Quecke) 2,1  
 Phragmites communis (Schilfrohr) 2,1  
 Apium graveolens (Echter Sellerie) 3,3  
 Pulicaria dysenterica (Ruhr-Flohkraut) +,1  
 Plantago major ssp. winteri (Großer Wegerich, Unterart) 1,1  
 Melilotus dentatus (Gezählter Steinklee) +,1  
 Festuca rubra (Roter Schwingel) +,1  
 Polygonum aviculare (Vogel-Knöterich) +,1

Mit Sicherheit finden sich in der Seckertrift heute noch die folgenden Arten:

Atriplex hastata L. var. salina (Spieß-Melde)  
 Aster tripolium L. ssp. tripolium (Strand-Aster)  
 Agropyron repens (L.) P. B. (Kriechende Quecke)  
 Apium graveolens L. (Echter Sellerie)  
 Festuca rubra L. (Roter Schwingel)  
 Glaux maritima L. (Milchkraut)

*Juncus gerardii* LOISEL. (Salz-Binse)

*Melilotus dentatus* (W. et K.) PERS. (Gezählter Steinklee)

*Plantago major* L. ssp. *winteri* (Großer Wegerich)

*Phragmites communis* TRIN. (Schilfrohr) Kleinform!

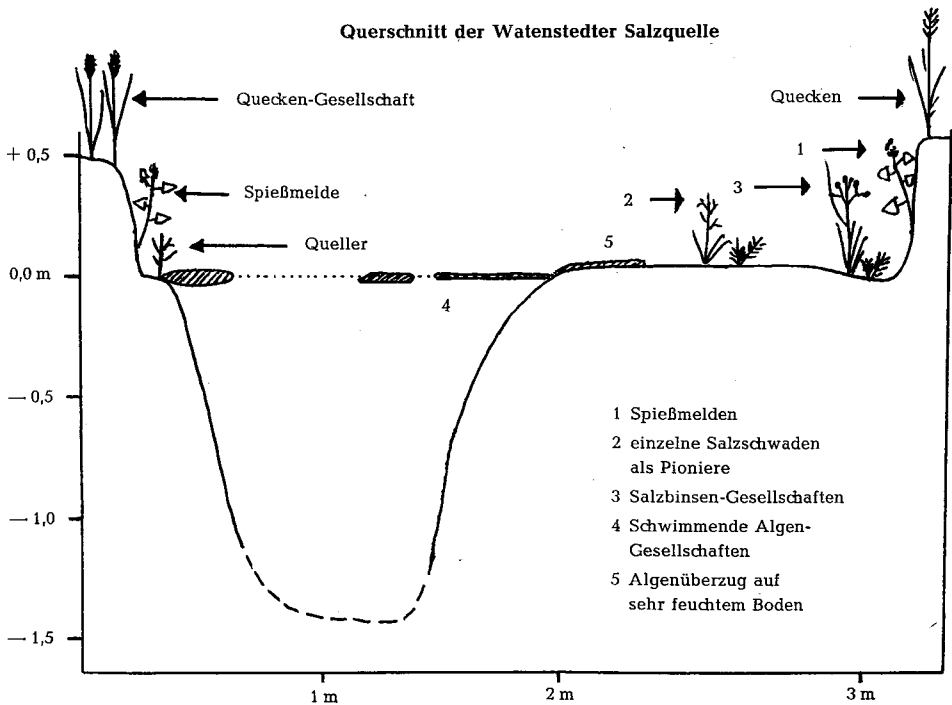
*Pulicaria dysenterica* (L.) BERNH. (Ruhr-Flohkraut)

*Salicornia europaea* L. (Queller)

FRODE (1933) gibt als weitere Salzstelle eine Quelle in einem Erdfalle südlich des Seckertriftweges an (Speerkuhle). Damals kamen im Wasser die Alge *Vaucheria* und *Zannichellia palustris* L. (Teichfaden) vor. Am Rande waren *Apium graveolens* L. (Echter Sellerie) und *Schoenoplectus tabernaemontani* (C. C. GMEL.) PALLA (Graue Teichbinse) zu finden. Der seichte Teich ist heute völlig verschliff (Phragmites communis L.). Durch die starke Beschattung werden die oben genannten Arten wahrscheinlich verdrängt sein. 1969 fanden sich nur einige kümmernde Sellerie-Exemplare am Rande.

## 2. Die Soltauquelle bei Watenstedt

1 km nordwestlich der Watenstedter Zuckerfabrik liegt die Soltau-Quelle einige Meter oberhalb der Soltau. Die Quelle ist von der Straße Barnstorf-Watenstedt aus gut zu sehen. Sie ist erstaunlich stark, sie besteht aus zwei Quelltöpfen (siehe Skizze). Sie zeichnet sich durch ihren Gasreichtum aus: Methan



Kohlendioxid, Stickstoff und Sauerstoff. Die Wasseroberfläche der Quelltöpfe ist fast ganz mit einem Algen-Schleier (u. a. die Grünalge *Enteromorpha intestinalis*) bedeckt, nur die bewegten Stellen, an denen die Gasblasen austreten, sind offen. Der Boden zwischen beiden Quelltöpfen, der etwa 2—5 cm höher als die Wasseroberfläche ist, ist mit Grün- und Blaualgen überzogen. An den höchsten Stellen haben sich einige *Puccinellia*-Exemplare als Pioniere angesiedelt. In diesen Horsten wachsen auch einige wenige Milchkraut-Exemplare.

Am nördlichen und westlichen „Steilufer“ der Quelle (50—100 cm) wachsen dicht am Wasser Queller-Bestände, die bald in schmale Salzschwadenrasen übergehen (mit Milchkraut, Spieß-Melde, Salzschuppenmiere (*Spergularia marina* [L.] GRISEB.), Kleinformen des Schilfrohes und der Strand-Aster. An den feuchteren Stellen finden sich Salz-Binsen.

Am oberen Rande wird die Quelle ringförmig von Queckenrasen umgeben. Die Soltauquelle liegt in einem Weizenfeld. In ihrer Umgebung macht sich der Salzgehalt des Bodens aber noch bemerkbar. Der Acker liegt mindestens 60—70 cm über der Wasseroberfläche; ca. 4 m vom Quellrand entfernt fand ich im Sommer (Juli 1969) einen Salzschwadenrasen im Acker: der Weizen stand sehr dürrtig, die Halme waren 15—20 cm hoch, während sie in größerer Entfernung von der Quelle 50 cm hoch waren. Die Schuppenmiere und die Spieß-Melde standen besser als der Weizen!

Auch hier läßt sich also eine Zonierung der Vegetation in Abhängigkeit von der Salzkonzentration feststellen.

Das Wasser der Quelle fließt in die Soltau, die ohnehin schon schwach salzhaltig ist. Sie bezieht ihr Wasser — zumindestens teilweise — aus dem Barnstorfer Salzgebiet. An der Soltau finden sich Spieß-Melde, Strandaster, Salzschwaden, Meeres-Dreizack, in Nähe der Quelle auch Queller und Meer-Simse (*Bolboschoenus maritimus* [L.] PALLA). Früher wurde im Überschwemmungsgebiet der Soltau bei Beierstedt der Strand-Wegerich (*Plantago maritima* L.) vereinzelt gefunden. Er dürfte heute genau wie die Meer-Strandkamille (*Tripleurospermum maritimum* [L.] KOCH) verschwunden sein.

### 3. Die Salzwiesen bei Barnstorf

Am Sportplatz von Barnstorf nördlich der Straße nach Warle finden sich großflächige Salzwiesen. Das Barnstorfer Salzgebiet hatte früher eine erheblich größere Ausdehnung; Barnstorf hatte eine Saline. Aus der Dorfbeschreibung von 1753: „Merkwürdigkeiten: . . . Hierher gehört die Salzquelle, welche in dem sogenannten Salzberge befindlich ist, und woraus vordem auch gutes Salz gewonnen worden, gegenwärtig aber nichts gesiedet wird.“

Glücklicherweise sind hier noch sehr große Flächen erhalten: „fast an beweidete Küstenmarschen erinnert dagegen die mehrere hundert qm große Fläche um den Sportplatz Barnstorf“ (H. HAEUPLER in: Göttinger Floristische Rundbriefe 3/69). Auch hier liegt wieder die typische Zonierung vor. Betritt man das Gebiet etwa seitlich des Sportplatzes von der Straße her, so kommt man zunächst auf leicht abfallendem Gelände in Quecken-Rasen. Das *Agropyro-Rumicion* ist hier besonders gut ausgeprägt. Außer den häufigen Arten finden sich hier reichlich: Erdbeer-Klee (*Trifolium fragiferum* L.) und Zierliches Tausendgüldenkraut (*Centaurea pulchellum* [SW.] DRUCE) und die Blaugrüne Binse (*Juncus inflexus* L.). Weiter zur Mitte hin kommen dann wieder Salzschwadenrasen. An feuchten Stellen

wachsen dichte Salzbinsenhorste mit der Blaugrünen Binse, einer weiteren Binse (*J. ambiguus* GUSSONE) und beiden Dreizack-Arten (*Triglochin maritima* L. und *T. palustre* L.), sowie mit dem Salz-Hornklee (*Lotus tenuis* W. et K.). Die tiefsten und salzreichsten Stellen werden wiederum von großen Quellerteppichen bewachsen. Auch hier finden sich vegetationslose Stellen.

#### 4. Uhrde

Nördlich der Düweteiche bei Uhrde war eine starke Salzquelle mit prächtigen Queller-Beständen. Die Quelle wurde zugeschüttet, um Ackerland zu gewinnen. Somit ist die Quellvegetation vernichtet; im Acker zeigt eine große vegetationslose Fläche die Sinnlosigkeit dieser Maßnahme: das Salzwasser dringt immer wieder durch. Sonst finden sich hier die häufigeren Arten, die Ausbildung aller Gesellschaften ist nicht so schön wie bei den oben aufgeführten Orten. 1933 fand sich hier außerdem noch eine Krähenfuß-Art (*Coronopus ruellii*).

Folgende Salzpflanzen finden sich im besprochenen Gebiet ebenfalls, allerdings sind sie ziemlich selten:

Nickender Löwenzahn (*Leontodon saxatilis* LAMK.)

Knoten-Gerste (*Hordeum nodosum* L.)

Salz-Bunge (*Samolus valerandi* L.)

Salz-Hasenohr (*Bubleurum tenuissimum* L.)

Es wäre sehr erfreulich, wenn auch die Soltauquelle und das Barnstorfer Gebiet unter Naturschutz gestellt würden! Gerade die Soltauquelle müßte geschützt werden, da die Quelle bei Uhrde nun vor kurzem im Rahmen von „Kultivierungsmaßnahmen“ zugeschüttet wurde. Die Erhaltung dieser Salzstellen sollte im Interesse der Heimat- und Naturpflege liegen. Eine „Kultivierung“ dieser Stellen, die volkswirtschaftlich ganz unwesentlich sind, würde nie guten Ackerboden bringen, sondern nur unsere ohnehin schon verarmte Flora weiter vernichten helfen.

Anmerkung zu den soziologischen Aufnahmen:

Die erste Zahl gibt die sogenannte Artmächtigkeit an (+ bedeutet geringen Deckungswert der betreffenden Art. Die Skala reicht bis 5.) Die zweite Zahl gibt die Soziabilität, also die Art des Zusammenlebens von Individuen der gleichen Art, wieder. Diese Skala reicht von 1 (Einzelsprosse) bis 5 (große Herden).

#### Literatur:

1. BERTRAM, H.: Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig. Braunschweig 1908.
2. FRODE, E.: Die Halophytenfluren in Braunschweigs Umgebung. — 22. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaften zu Braunschweig, 1933.
3. FRODE, E.: in: Kreisbeschreibung des Landkreises Helmstedt. Bremen 1957.
4. ELLENBERG, H.: Vegetation Mitteleuropas. Stuttgart 1963.
5. HAUPLER, H.: Halophytenfluren in Südniedersachsen. In: Göttinger Floristische Rundbriefe, 3/1969.
6. KONIG, D.: Beiträge zur Kenntnis der deutschen Salicornien. In: Mitteilungen der Floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft, N. F. Heft 8.
7. ZEISING, R.: Salzpflanzen bei Auleben in der Goldenen Aue. In: Unser Harz, 8/1969.
8. Dorfbeschreibung von Barnstorf von 1753. Staatsarchiv Wolfenbüttel.

# Wörter für Bodenerhebungen in Ostfalen

Ein Beitrag zur Flurnamenkunde und Wortgeographie

von Werner Flechsig

(Schluß)

## 9. Knüll, Knollen, Nollen

In ostfälischen Randgebieten treffen wir auf einige weit verstreute Belege für *Knüll*, *Knollen* und *Nollen*, die siedlungsgeschichtliche Zusammenhänge mit anderen nieder- und mitteldeutschen Landschaften vermuten lassen. *Knüll* ist hiezulande als Flurname für Bodenerhebungen bezeugt aus Segeste (*Roter Knüll*) im Kr. Alfeld, Lutter im Kr. Gandersheim, Herberhausen im Kr. Göttingen (*Hessenknüll*) und Hameln. Dazu kommen aus dem 10. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum vom Jahre 1959 einige weitere Knüll-Meldungen aus Schillerslage im Kr. Burgdorf, Krähenwinkel im Kr. Hannover, Heckenbeck, Nauen, Seesen und Kirchberg im Kr. Gandersheim, bei denen freilich von den Gewährsleuten nicht angegeben wurde, ob es sich um Flurnamen der eigenen oder einer benachbarten Gemarkung handelt oder nur um die Überlieferung des Wortes als Appellativum. Daß *Knüll* auch heutzutage hier und da noch als Appellativum zur Bezeichnung für jede auch noch so geringe Erhebung über die flache Ebene gebräuchlich ist, wissen wir durch Mensing aus Schleswig-Holstein<sup>1)</sup>. Warum sollte das nicht auch in Ostfalen möglich sein? Als Flurname findet sich *Knüll* außer in Nordalbingien auch in den lüneburgischen Kreisen Soltau, Fallingbostel und Uelzen<sup>2)</sup>, im Lippischen<sup>3)</sup>, in Hessen<sup>4)</sup>, in Thüringen<sup>5)</sup> und in Bayern<sup>6)</sup>, fehlt jedoch in den Wörterbüchern für Waldeck, die Soester Börde und das Siegerland sowie in den gedruckten Flurnamenbüchern für die ostfälischen Randkreise Celle, Wernigerode und Wanzleben.

Die Form *Knüll*, die meines Wissens in mittelalterlichen Quellen bisher auf ostfälischem Boden nicht nachgewiesen werden konnte, steht im Ablautverhältnis zu *Knoll(en)*. Diese zweite Form erscheint auffälligerweise bei uns nur westlich der Oker, und zwar als Forstort zwischen Gustedt, Kr. Wolfenbüttel, und Steinlah, Kr. Goslar, bei Ippensen, Seboldshausen, Wrescherode und Windhausen im Kr. Gandersheim, bei Mehle im Kr. Alfeld und bei Lauterberg im Kr. Osterode, wo ein bekannter Aussichtsberg im Südharz den Namen „Großer Knollen“ führt. Das Wort fehlt in Schleswig-Holstein, wenn man von der bei Clausen aufgeführten dänischen Form *knolde* in Nordschleswig absieht<sup>7)</sup>, und im Lüneburgischen, ist aber im Lippischen<sup>8)</sup>, in Waldeck<sup>9)</sup>, in Hessen<sup>10)</sup> und in Bayern<sup>11)</sup> vorhanden. Es läßt sich außerdem als *cnoll* mit der Bedeutung ‚Hügel, Anhöhe, Gipfel‘ auch im Angelsächsischen<sup>12)</sup> und als *knollr* mit gleicher Bedeutung im Altisländischen<sup>13)</sup> nachweisen und ist wohl nur zufällig im altsächsischen Wortschatz nicht überliefert.

Eng mit *Knoll(en)* verwandt ist die Nebenform *Noll(en)*. Sie findet sich einmal östlich der Oker im Kr. Wolfenbüttel, und zwar zwischen Salzdahlum und Apelnstedt, dann weit davon entfernt westlich der Oker bei Billerbeck, Erzhausen, Naensen und Wenzen im Kr. Gandersheim sowie in der Zusammensetzung *Nollenbusch* bei Hehlen im Kr. Holzminden, bei Vogelbeck im Kr. Northeim und bei Willershausen im Kr. Osterode. Dazu gesellen sich Belege aus Hessen<sup>14)</sup>, aus Bayern<sup>15)</sup>, Württemberg<sup>16)</sup>, der Pfalz und der Schweiz<sup>17)</sup>. Nicht belegt ist das

Wort in Schleswig-Holstein und im Lüneburgischen, im Lippischen und in Waldeck. Aus Hessen ist es schon im frühen Mittelalter bezeugt, nämlich in der um 830 in Fulda entstandenen Tatian-Übersetzung, wo „*berg inti nollo*“ mit lateinisch „*mons et collis*“ gleichgesetzt wird. Eine noch frühere Lautstufe bietet das Angelsächsische mit *hnoll* ‚Scheitel‘ wo die germanische Konsonantenverbindung *hn* im Anlaut noch bewahrt erscheint, die später in allen germanischen Sprachen zum einfachen *n* gekürzt wurde.

Im *Knollen* und *Nollen* offenbaren sich erneut Verbindungen zwischen Ostfalen über das mitteldeutsche Hessen zu Oberdeutschland, wie sie bei der Behandlung der Flurnamenwörter *Büel* und *Kopp* hätten festgestellt werden können.



Blick von Olxheim über die Leine nach Ippensen mit dem Knollen

#### 10. Knüel, Knuiel, Kniel, Knij(j)el

Außer *Knüll* kommt in Ostfalen das Wort *Knüel* mit mehreren Lautvarianten als Flurname für eine bestimmte Art von Bodenerhebungen vor. Anstelle der Normalform *Knüel* findet sich dort, wo altes langes *ü* zu *ui* gewandelt ist, *Knuiel*, und da, wo man *ü* zu *i* entrundet hat, *Knïel*. Vereinzelt steht daneben *Knij(j)el*, eine Form, die man erst versteht, wenn man die mittelalterliche Vorstufe zum neustfälischen *Knüel* kennt. Doch zunächst zur Verbreitung unseres Flurnamen-

wortes: Sie reicht nach Ausweis der Flurnamensammlungen vom Kr. Wanzleben im Osten bis zum Kr. Gandersheim im Westen. Fundorte sind Remkersleben und Schermke im Kr. Wanzleben, Altbransleben und Wulferstedt im Kr. Oschersleben, Badersleben und Deersheim im Kr. Halberstadt, Darlingerode im Kr. Wernigerode, Emmerstedt und Bornum im Kr. Helmstedt, Adersheim, Bad Harzburg, Bettingerode und Bündheim im Kr. Wolfenbüttel, Engelnstedt und Lesse im Stadtkr. Salzgitter, Sorsum im Kr. Hildesheim-Marienburg sowie Ildehausen und Haieshausen im Kr. Gandersheim. Durch den 10. Mundartfragebogen des Br. Landesmuseums ließ sich die Zahl der Belege für *Knüel* usw. noch erheblich vermehren. Es kamen hinzu Dedeleben und Domersleben im Regierungsbez. Magdeburg, Schapen, Sonnenberg, Vallstedt und Wenden im Kr. Braunschweig, Barbecke, Evessen, Isingerode, Harlingerode, Kneitlingen, Leinde, Seinstedt, Wartjenstedt und Watzum im Kr. Wolfenbüttel, Groß Flöthe im Kr. Goslar, Bleckenstedt, Flachstöckheim, Hohenrode, Ohlendorf und Reppner im Stadtkr. Salzgitter, Aderstedt und Klein Solschen im Kr. Peine, Warmse im Kr. Gifhorn, Klein Burgwedel, Röhnse und Sehnde im Kr. Burgdorf, Nienhagen und Wathlingen im Kr. Celle, Degersen, Devese, Gehrden, Göxe, Harkenbleck, Hohenbostel, Kirchdorf, Lemmie, Nordgoltern und Ronnenberg im Kr. Hannover, Bakede, Eimbeckhausen und Elze im Kr. Springe, Almstedt und Sibbesse im Kr. Alfeld, Adlum, Algermissen, Bockenem, Hary, Listringen, Luttrum, Odelum, Sarstedt, Steinbrück und Wätzum im Kr. Hildesheim-Marienburg, Bornum, Engelade, Hahausen, Jerze, Neuwallmoden und Ortschaften im Kr. Gandersheim, Heinade (?), Linnenkamp, Ottenstein und Scharfoldendorf im Kr. Holzminden, Börry, Brunnighausen und Salzhemmendorf im Kr. Hameln-Pyrmont sowie Dassel im Kr. Einbeck. Ob es sich bei diesen Nennungen in jedem Falle um Flurnamen der betreffenden Gemarkung oder um Flurnamen von Nachbargemarkungen handelt, die dann vielleicht mehrmals erfaßt wurden, haben die Gewährsleute leider nicht angegeben, und sie haben auch nicht unterschieden zwischen echten Flurnamen und appellativischem Gebrauch eines vielleicht noch lebendigen Wortes. Das an Ort und Stelle einzeln nachzuprüfen, fehlte mir an Zeit, und ich kann nur hoffen, daß der eine oder andere Leser aus eigener Ortskenntnis mir auf Grund dieser Zeilen Bestätigungen oder Berichtigungen zukommen läßt, um das siedlungsgeschichtlich bedeutsame Problem der Knüle in Ostfalen weiter klären zu helfen. Vielleicht läßt sich die Zahl der Belege dabei noch weiter vermehren, da bisher weniger als die Hälfte der ostfälischen Orte befragt worden ist und die Zahl der Gemarkungen, deren Flurnamen gesammelt vorliegen, noch weit geringer ist.

Aber schon jetzt zeigt es sich deutlich genug, daß *Knüel* usw. ein typisches Leitwort der ostfälischen Flurnamenlandschaft ist, wie ich es bereits 1950 vermutet hatte<sup>18)</sup>, ohne es angesichts eines noch recht lückenhaften Materials beweisen zu können. Unser Wort reicht im Nordwesten, Westen und Südwesten auch noch über die Grenze der ostfälischen Sprachlandschaft nach Engern hinein, fehlt dagegen allem Anschein nach in Schleswig-Holstein, im Lüneburgischen, in der Altmark, im Lippischen und in Hessen, wie sich bei vergeblicher Nachsuche in Flurnamenwerken und Wörterbüchern von Clausen, Mensing, Kück, Danneil, Preuß, Arnold und Vilmar-Pfister ergab. Dagegen offenbart sich eine wichtige Beziehung zu Skandinavien, wenn man auf die mittelalterliche Vorstufe für *Knüel* zurückgeht.

Als ich 1950 zum erstenmal die Geltungsbereiche von *Knüel* und *Knülle* gegeneinander abzugrenzen versuchte, war ich noch der irrigen Meinung, daß beide

Flurnamenwörter nur Lautvarianten einer und derselben Grundform seien, die sich nur durch eine sekundäre Tondehnung auf der einen oder Tonkürzung auf der anderen Seite voneinander geschieden hätten. Nachdem ich aber genauere Einblicke in die Gesetzmäßigkeiten der Lautveränderungen in den verschiedenen ostfälischen Mundarten seit dem Mittelalter gewonnen hatte, wurde mir klar, daß ein solcher etymologischer Zusammenhang nicht bestehen kann. Die uns im 18. Jahrhundert aus Ahlum, Timmern und Uhrde im Kr. Wolfenbüttel und Lobmachtersen im Stadtkr. Salzgitter überlieferte Schreibung *Knüdel* läßt erkennen, daß die heutigen Formen *Knüel* und *Knüel* erst durch den im 16. Jahrhundert einsetzenden Schwund des *-d-* zwischen Lang- und Kurzvokal entstanden sein können. *Knüdel* ist zusammengesetzt aus einem erschlossenen Wortstamm \* *knūd*, zu dem auch unser hochdeutsches Wort Knoten gehört<sup>19)</sup>, und dem Suffix *-il*. In Hessen lebt jenes westgermanische *knūd* mit entsprechender oberdeutscher Lautung als *Knaut* bzw. *Knaude* mit der Bedeutung ‚Klumpen, Handvoll einer Sache, Büschel Haare‘ fort, wozu als Ableitung mit dem Suffix *-il* das unserem *Knüdel* genau entsprechende *Kneudel* für ‚Verknötung, Geschwulst im Fleisch, Beule am Kopf‘ gehört<sup>20)</sup>. Seitdem erkannt ist, daß *Knüel* aus *Knüdel* und *Knüel* aus *Knüdel* nach Entrundung des *ü* zu *i* entstanden ist, läßt sich auch *Knij(j)el* leicht erklären. Im 17. und 18. Jahrhundert findet sich nämlich in ostfälischen Mundartdichtungen häufig ein *-j-* anstelle des *-d-* zwischen langem und kurzem Vokal, das auf niederländische Spracheinflüsse zurückgeführt wird, so z. B. *guje* statt *gude* für ‚gute‘, eine Merkwürdigkeit, die wieder verschwand, nachdem *-j-* wie *-d-* ganz ausgefallen war.

Während das hessische *knaud(e)* nur Verdickungen verschiedenen Ursprungs ohne Beziehung auf eine Bodenerhebung meint, ist eine solche eindeutig gegeben in dem dänischen Wort *knūde*, das nach Clausen in Nordschleswig und Jütland ‚Hügel‘ bedeutet<sup>21)</sup>. Dazu teilte mir nun auf meine Anfrage der Lunder Germanist Dr. Edwin Brugge brieflich mit, daß *knūde* in Dänemark häufig als Flurname für ‚größere Erhebung im Gelände, kleiner Hügel‘ vorkommt. Auch in Südschweden ist nach Brugge ein entsprechendes Wort in der Form *knuta*, altschwedisch *knuter* m., bekannt, doch bedeutet es dort wie hessisch *kneudel* ‚Anschwellung‘. Gemeinsam ist den verschiedenen Bedeutungsschattierungen unseres Wortstammes die Vorstellung von etwas Verdicktem, das sich eng umschrieben aus seiner Umgebung heraushebt. Deshalb handelte es sich wohl bei allen Bodenerhebungen, die in Ostfalen *Knüdel* genannt wurden, um unvermittelt aufsteigende kleine Hügel von verhältnismäßig geringem Durchmesser, deren Form typisch ist für künstliche Aufschüttungen, insbesondere vorgeschichtliche Grabhügel. Wirklich sind auch nicht wenige *Knüdels* als solche nachgewiesen, z. B. der „*Lauseknüel* oder *-knijel*“ bei Minsleben im Kr. Wernigerode<sup>22)</sup>, der „*Hexenknijfel*“ bei Langeln im gleichen Kreise<sup>23)</sup>, der lautlich entstellt überlieferte „*Hexenknückel*“ bei Warnstedt im Kr. Quedlinburg<sup>24)</sup>, der eine Steinkammer unter dem Grabhügel barg, der „*Knüel*“ zwischen Uhrde und Winnigstedt im Kr. Wolfenbüttel, wo ein jungsteinzeitliches Steinkistengrab zutage kam, und der „*Haidknuiel*“ oder *Haitjenknuiel*“ bei Westero im gleichen Kreise, der auf Grund eines Steinbeilfundes ebenfalls als ein zerstörtes steinzeitliches Hügelgrab angesehen werden kann<sup>25)</sup>. Kulturelle Bedeutung verraten ferner die Namen „*Heilige Knüel*“ bei Bettingerode, Kr. Wolfenbüttel, und „*Fuierknuiel*“ bei Sorsum, Kr. Hildesheim-Marienburg, der wohl die Überlieferung des Abbrennens der Osterfeuer festgehalten hat.



## 11. Hoch, Höge und Höckel

Der oder das *Hoch*, in Ostfalen mundartig *Hō* gesprochen und flektiert „*Uppem Höge*“, scheint hierzulande wie *Knüel* meist solche Hügel zu bezeichnen, die entweder ganz von Menschenhand geschaffen wurden oder doch durch künstliche Erhöhung einer natürlichen Bodenerhebung ihre endgültige Gestalt erhielten, sei es als Grabhügel, sei es als Gerichtsstätte. Nachweisbare Hügelgräber sind der „*Conrads-Hoch*“ bei Bockwitz in der Nähe von Halle a. S. der „*Kuß-Hoch*“ bei Hadmersleben, das *Angelhoch* bei Olvenstedt und das *Wolfshoch* bei Seehausen, wo die mittelalterliche Grafengerichtsstätte von dem „Langen Stein“, einem Menhir, bekrönt wurde, das „*Lange Hoch*“ bei der Wüstung Nalpe in der südlichen Magdeburger Börde<sup>26)</sup> und das schon im 18. Jahrhundert zerstörte „*Jiers-Hoch*“ bei Gilzum am Elm, bei dessen Abtragung im Kern ein Steinkistengrab entdeckt wurde<sup>27)</sup> Da dieser letztgenannte Hügel mit einem ebenfalls verschwundenen in der Nähe und dem noch vorhandenen Evesser Hoch eine zusammengehörige Gruppe gleichartiger und etwa gleichhoher Bodenerhebungen bildete, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß das mächtige, etwa 7 m über die Dorfstraße aufragende *Hoch* in Evessen ebenfalls eine vorgeschichtliche Grabstätte ist. Als mittelalterliche Gerichtsstätten ausgewiesen sind außer dem schon genannten *Wolfshoch* das „*Billingshoch*“ bei Ebendorf, das „*Rundingerhoch*“ bei Mühlingen und der „*Galchhoch*“ bei Wanzleben<sup>28)</sup>. Von anderen Hochs fehlen solche Angaben deshalb, weil sie entweder noch nicht archäologisch untersucht oder infolge frühzeitiger Einebnung nur noch als Flurnamen bezeugt sind. Der einzige Hoch unseres Gebietes, der mit Sicherheit als ein von Menschenhand nicht verändertes Naturgebilde gelten darf, ist der vulkanische Kegel der Achtermannshöhe bei Oderbrück im Oberharz, die im Mittelalter noch den mythologisch anmutenden Namen *Uchteneshoch* führte. In einem Regensteinschen Güterverzeichnis von 1253—1260 heißt es: „.... under den Uchtenhoch“ und ... to deme Uchteneshoge<sup>29)</sup>.

Im Gegensatz zum *Knüel* läßt sich „*Hoch*“ bzw. „*Hō*“ als Flurnamengrundwort nicht in ganz Ostfalen nachweisen, sondern, von wenigen unsicheren Ausnahmen abgesehen, nur östlich der Oker bis hin zur Mittelelbe. Die westlichsten Fundorte in diesem Bereich sind Evessen, Gilzum und Hachum am Südwestrande des Elms, Volzum und Ahlum bei Wolfenbüttel, Groß Denkte und Sottmar am Westrande der Asse, Bornum bei Börßum, Stötterlingenburg und Lochtum bei Vienenburg. Als weit nach Westen vorgeschobene Außenposten erscheinen ein „*ho*“ 1455 bei Hildesheim und „*Walsho*“ 1390 bei Neustadt a. Rbg., aber wahrscheinlich gehören sie gar nicht zu unserem Wort für ‚Hügel‘, sondern zu einem gleichlautenden, längst verklungenen Wort für ‚Wald‘, das auch in *Bercho*, dem 1292 bezeugten früheren Namen für die Siedlung Bergen im Kr. Celle, vermutet wird. Hierzu wird ferner der Flurname *Hohwiese*, mundartlich *Hōwische* bzw. *Hōwaische* gestellt, der sich bei Hattdorf im Kr. Gifhorn, Bleckenstedt im Stadtkr. Salzgitter, Altwallmoden und Upen im Kr. Goslar und Schlewecke im Kr. Gandersheim findet. Wegen der Lage westlich der Oker möchte ich auch die Zusammensetzung *Hohfeld*, mundartlich *Hūfeld*, bei Bodenstedt im Kr. Braunschweig und *Hökamp* bei Wehre im Kr. Goslar lieber zu *Hō* ‚Wald‘ als zu *Hō* ‚Hügel‘ stellen.

Wegen der offensichtlichen Begrenzung des Geltungsbereiches für *Hō(ch)* ‚Hügel‘ in Ostfalen auf den Raum zwischen Oker und Mittelelbe ist dieser Flurname für uns siedlungsgeschichtlich besonders bedeutungsvoll. Als ich 1950 zum ersten Male eine Verbreitungskarte der ostfälischen Hochs veröffentlichte, machte

ich schon darauf aufmerksam, daß sie hierzulande ebenso gehäuft im Gebiet der Ortsnamen auf -leben erscheinen, wie in Nordschleswig, Jütland, auf den dänischen Inseln und im südschwedischen Schonen der Flurname *Høj* bzw. *Hög* für ‚Hügel, Grabhügel‘ im Bereich der dortigen Ortsnamen auf -lev bzw. -löv zu finden ist<sup>30)</sup>. Das schien mir darauf hinzudeuten, daß nordgermanische Siedler, die in der Völkerwanderungszeit den Ortsnamentyp mit dem Grundwort -laiba ‚Privat-eigentum‘ im nördlichen und östlichen Harzvorland einführten, auch das Flurnamenwort *Hō(ch)* ‚Hügel‘ mitgebracht haben. K. Bischof, der sich 1954 ebenfalls mit den Hochs im Zusammenhang mit den Ortsnamen auf -leben befaßte, ging noch einen Schritt weiter in die Vergangenheit zurück<sup>31)</sup>. Er bot nicht nur eine vervollständigte Verbreitungskarte der Hochs nördlich und östlich des Harzes, sondern trug auf ihr auch die zahlreichen thüringischen, hessischen und unterfränkischen Belege für unsere Hügelnamen in seinen mitteldeutschen Lautformen *Haugk* und *Hök* ein. Da sie auch in Gegenden vorkommen, die schon außerhalb des Geltungsbereiches der Ortsnamen auf -leben liegen, dürfte nach Bischofs Ansicht dieses Hügelwort bereits vor der Entstehung der -leben-Namen von einem noch früheren Siedlerstrom aus Südsandinavien nach Nieder- und Mitteldeutschland mitgebracht worden sein. Demnach wäre *Hoch* hierzulande einer Namensschicht aus der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends zuzuweisen.

Mit dem männlichen oder sächlichen Hauptwort *Hoch* etymologisch aufs engste verwandt und doch nach Bedeutung und Verbreitung als Flurnamen deutlich verschieden sind die weiblichen Hauptwörter *Höge* (*Höje*, *Höjje*, *Hejje*) und *Höchte*, die zwar beide eine Höhe meinen, aber ursprünglich in Ostfalen offensichtlich nicht den gleichen Sinne hatten. *Höge* bzw. *Höje* mit gedehntem Stammsilbenvokal bezeichnete im westlichen Ostfalen dasselbe wie *Höjje* bzw. *Hejje* mit bewahrtem Kurzvokal im ostf. Kerngebiet und die hochdeutsch beeinflusste, entrundete Form *Hē* am Ostharz, nämlich ‚Anhöhe‘, d. h. eine natürliche Bodenwelle, die entweder in eine Hochebene übergeht oder als höchster Punkt eines Höhenrückens beiderseits von Niederungen eingefaßt ist. Nicht so *Höchte*. Nach übereinstimmenden Angaben in den Wörterbüchern und Idiotiken von Schambach, Deiter, Flesmes, Wrede, Hansen und Damköhler sowie im Zettelarchiv des Ostfälischen Wörterbuches bezeichnete dieses Wort die Höhe eines Baumes, einer Stange, eines Daches, eines Kirchturms oder des Himmels über dem Beschauer, aber keine Bodenerhebung. In der Neuzeit beginnen sich freilich diese Unterschiede zu verwischen. 1957 gaben schon 11 Gewährsleute in 9 verschiedenen ostf. Kreisen als Bezeichnung für ‚Anhöhe‘ *Höchte* oder *Anhöchte* an. Ja bereits 1608 erscheint als Flurname einer Bodenerhebung bei Derneburg im Kr. Hildesheim-Marienburg „*Die Hogede oberhalb der Groven*“. Im übrigen kommt „Höhe“, mundartlich *Höge* u. ä., als Flurname außerhalb des Harzes auffälligerweise nur westlich der Oker vor. Die meist um die Mitte des 18. Jahrhunderts zuerst bezeugten Belege, die ich gefunden habe, stammen aus Ackenhausen, Bornhausen, Hachenhausen, Kreiensen, Lutter, Münchhof, Seesen, Voldagsen und Windhausen im Kr. Gandersheim, Hoyershausen im Kr. Alfeld und Altendorf, Bessingen, Heinade und Warbsen im Kr. Holzminden. Ein „*Högefeld*“ bei Thüdinghausen im Kr. Northeim scheint anzudeuten, daß auch im oberen Leinebergland *Höge* als Flurname nicht unbekannt ist. Der östlichste Belegeort ist die Stadt Braunschweig, wo die nur 2 m über die Okeraue ansteigende Bodenschwelle am linken Ufer des Flusses durch den Straßennamen „*Höhe*“ gekennzeichnet ist. Der Name wird schon 1289 als „*de hoghe*“ erwähnt, 1315, 1333 und 1339 in der Form „*uppe der hoghe*“,

„Hoch“ in Evessen, Kr.  
Wolfenbüttel



Archivbild des Br. Landesvereins für Heimat-  
schutz

gleichzeitig in lateinischen Urkunden auch übersetzt als „in Alto“<sup>32)</sup>. Im Leine- und Weserbergland herrscht ebenfalls die Form „Uppe der Hōge bzw. hochdeutsch „Auf der Höhe“ vor. Seltener tritt ein Bestimmungswort hinzu wie bei *Richter-, Wenzer-, Pandelbachs-, Spielmanns- und Bremkerhöhe*. Soweit es sich nicht um die Namen der zugehörigen Orte handelt, scheinen die Bestimmungswörter an Personen zu erinnern, welche die betreffende Anhöhe gern als Aussichtspunkte besuchten. Das wird besonders deutlich bei den mit dem Grundwort *-höhe* gebildeten Namen für beliebte Aussichtspunkte im Harz wie die *Bremerhöhe* über Clausthal, die *Bülows-, Rasmanns- und Sophienhöhe* bei der Roßtrappe über dem Bodeltal im Ostharz und die *Viktorshöhe* bei Friedrichsbrunn, die ihren Namen erst 1828 bei der Aufstellung des Aussichtsturmes auf dem Ramberge erhielt. Wie diese dürften auch die anderen Zusammensetzungen des Grundwortes *Höhe* mit einem Personennamen den romantischen Neigungen der Biedermeierzeit entsprungen sein. Vielleicht wurde damals auch der altehrwürdige *Uchteneshoch* bei Oderbrück als beliebter Aussichtsberg romantischer Harzwanderer in die gemütvoller klingende *Achtermannshöhe* umbenannt.

Während *Hō(ch)* nur noch als Flurname bekannt ist und *Hōge* (*Hōje, Hōjje*) sowohl als Flurname wie als Appelativum lebt, hat ein weiteres Wort, das etymologisch zu derselben Wortsippe gehört, seit alters fast nie als Flurname Verwendung gefunden, und zwar *Höckel* ‚kleiner Hügel‘. Durch den 10. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums konnte es in 253 ostfälischen Orten als bekannt nachgewiesen werden. Die Belege stammen aus dem Bezirk Magdeburg (2) und aus den niedersächsischen Kreisen Gifhorn (5), Helmstedt (11), Braunschweig (19), Wolfenbüttel (21), Goslar (12), Stadtkr. Salzgitter (12), Peine (7), Celle (8), Burgdorf (8), Neustadt (6), Hannover (7), Springe (3), Hildesheim-Marienburg (32), Gandersheim (38), Alfeld (26), Hameln (2), Holzminden (6), Einbeck (20), und Osterode (8). *Höckel* in der Bedeutung ‚kleiner Hügel‘ fehlt in der Altmark, in der nördlichen Lüneburger Heide, in Schleswig-Holstein, in Westfalen und Hessen. Das Lüneburgische hat *Högg'l* bzw. *Höck'l* nur als ‚kleiner Knoten am Körper‘, Schleswig-Holstein als ‚kleiner Heuhaufen‘, die hessische Rhön als

‚Bündel‘. Nur in Thüringen bedeuten *Heckel*, *Huckel* und *Hückel* wie in Ostfalen ‚Hügel‘. Die beiden letzten Lautvarianten kommen übrigens neben *Höckel* auch hierzulande vor, und zwar *Huckel* in 27 und *Hückel* in 62 Orten, die über das ganze ostfälische Gebiet verstreut sind. Obwohl *Höckel* als Bestimmungswort sogar in einem Ortsnamen des Leineberglandes vorkommt, nämlich in Höckelheim, Kr. Northeim, 1016 in der altniederdeutschen Lautform *Huckilhem* zuerst bezeugt, habe ich das Wort unter Tausenden von ostfälischen Flurnamen nur ein einziges Mal auch als Flurnamen festgestellt. Die „*groten Höckels*“ bei Beierstedt im Kr. Helmstedt bezeichnen ein Stück der Feldmark, auf dem sich noch im späten 19. Jahrhundert zahlreiche Grabhügel über spätbronzezeitlichen und früheisenzeitlichen Steinkistengräbern befanden. Trotz der Bezeichnung „*grote*“, d. h. ‚große‘, hatten diese Grabhügel, ihrer Entstehungszeit entsprechend, längst nicht die mächtigen Abmessungen jener jungsteinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Grabhügel, die in Ostfalen „*Hoch*“ oder „*Knüel*“ genannt wurden, sondern nur eine Höhe von einigen Dezimetern und einen Umfang von wenigen Metern. Unter *Höckel* verstand und versteht man hierzulande also offensichtlich nur Bodenerhebungen von geringem Ausmaß, die auf Äckern im Laufe der Zeit leicht eingeebnet und im Walde durch Bewuchs mit Buschwerk oft unkenntlich wurden. Ihre „Unerheblichkeit“ im wahren Sinne des Wortes war sicherlich der Grund dafür, daß fast nie Flurnamen mit „*Höckel*“ gebildet worden sind, mochte es sich nun um künstliche oder natürliche Bodenerhebungen handeln.

### Zusammenfassung der Ergebnisse

Die auf den ersten Blick verwirrende Fülle von Wörtern für Bodenerhebungen, die in Ostfalen nebeneinander vorkommen, läßt sich bei genauerer Betrachtung nach Bedeutung und Verbreitung sinnvoll gliedern. Unterscheiden lassen sich zunächst Bezeichnungen für ausgedehnte Erhebungen im ganzen (*Barch*, *Büel*, *Knüll*, *Knollen*, *Nollen*), für deren Abhänge (*Līt*, *Brink*, *Klimp*, *Klint*, *Helle/Hölle*) und Gipfel (*Kopp*, *Küppel* u. ä., *Höge/Höjje*), ferner Namen für kleinere (*Knüel*, *Hoch*) und kleinste Hügel (*Höckel*, u. ä.). Innerhalb dieser Gruppen werden ferner mehr oder weniger deutlich gewisse Sonderheiten in der Geländeform erkennbar. Während *Barch* anscheinend ziemlich gleichmäßig ansteigende Berge ohne auffällige Eigenheiten bezeichnet, wählte man *Knollen* oder *Nollen* gemäß der Bedeutung des mittelhochdeutschen Wortes *knolle* für ‚Erdscholle, Klumpen‘ vermutlich für solche Berge, deren Umriss etwas klumpig Verdicktes hatte. Unter den Wörtern für ‚Abhang‘ gilt *Līt(e)* offensichtlich sanfteren, aber langgestreckten Hängen, die einen ausgedehnten Bergrücken begleiten, *Brink*, *Klint* und *Klimp* dagegen für kürzere und steilere Anstiege. Mit *Helle* bzw. *Hölle* dürfte man den unteren Teil eines Berghanges gemeint haben, da, wo er ein schluchtartiges Tal begrenzt. Von einer *Höge* als der mehr oder weniger flachen Kuppe eines Berges unterscheidet sich deutlich der *Kopp*, der scharf abgesetzt aus einem Höhenrücken als Sondergipfel heraustritt.

Wie aber *Brink*, *Klint* und *Klimp* sich der Form nach nicht klar voneinander trennen lassen, so auch *Knüel* und *Hö(ch)* nicht. Sie scheinen synonym zu sein, und man fragt sich natürlich, wie die Menschen dazu kamen, für eine und dieselbe Sache verschiedene Namen zu verwenden. Die Antwort ergibt sich aus der geographischen Verbreitung dieser Wörter. Sie sind offensichtlich nicht gleich alt und gehören verschiedenen Volksgruppen an, die nacheinander ins Land kamen und

ihren eigenen Wortschatz mitbrachten. *Barch, Knollen, Nollen* sowie *Lūt* und *Helle/Hölle* sind ungeachtet landschaftlicher Abweichungen in ihren Lautformen dem gesamten westgermanischen Sprachbereich eigen und gehören somit zweifellos der ältesten Namensschicht an. Nur den Skandinaviern, Angelsachsen und Niederdeutschen gemeinsam ist *Brink*. Dieses Wort scheint daher erst in Gebrauch als Geländebezeichnung gekommen zu sein, nachdem die Elbgermanen in der frühen Völkerwanderungszeit zum größten Teil nach Mittel- und Oberdeutschland weitergezogen waren. Diese entwickelten ihrerseits in ihren neuen Wohnsitzen *Bühel* und *Kopi* als Geländenamen und vermittelten sie über Hessen dem Weser- und Leinebergland im engrisch-ostfälischen Grenzraum, als zuerst die Chatten und später die Franken dorthin nordwärts vordrangen. Unterdessen hatten südwärts wandernde nordgermanische Volksgruppen die Wörter *Hoch, Klint* und *Knüdel* zur Mittelelbe und in das nördliche und östliche Harzvorland mitgebracht. Wörter, die westlich der Weser unbekannt blieben. Von ihnen gelangte nur *Höch* noch um den Harz herum bis Mitteldeutschland, während *Klint* und *Knüdel* nördlich des Harzes verblieben. Sie sind also sicherlich ein Erbe der letzten Welle nordischer Zuwanderer, die ins Land kamen und sich hier mit der eingesessenen Bevölkerung vermischten. Eine Eigenschöpfung Ostfalens scheint *Höckel* als Wort für kleine Bodenerhebungen zu sein, eine Neubildung des engrisch-ostfälischen Grenzraums zwischen Harz und Weser *Klimp*. So erweist sich der Raum zwischen Mittelelbe und Oberweser namenkundlich als ein Sammelbecken der verschiedenartigsten Sprach- und Volkstumseinflüsse und die Flurnamengeographie als ein wichtiges Hilfsmittel zur Aufhellung von siedlungsgeschichtlichen Vorgängen und Kulturströmungen, die sich vor dem Beginn der schriftlichen Überlieferung abgespielt haben.

- 
- <sup>1</sup>) O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Neumünster 1925 ff.; hier Bd. III, Sp. 228. — <sup>2</sup>) E. Kück, Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 1942 ff.; hier Bd. II, Sp. 167 unter Stichwort Knullen. — <sup>3</sup>) O. Preuß, Die Lippischen Flurnamen. Detmold 1893; hier S. 90. — <sup>4</sup>) W. Arnold, Wanderungen deutscher Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen. 2. Aufl. Marburg 1881. — <sup>5</sup>) L. Gerbing, Die Flurnamen des Herzogtums Gotha u. d. Forstnamen des Thüringerwaldes. Jena 1910; hier S. 459, 549, 557. — <sup>6</sup>) J. Schnetz, Flurnamenkunde (Bayrische Heimatforschung Heft 5). München 1952; hier S. 30. — <sup>7</sup>) O. Clausen, Flurnamen Schleswig-Holsteins. Rendsburg 1952; hier S. 56. — <sup>8</sup>) a. a. O. wie <sup>3</sup>). — <sup>9</sup>) K. Bauer, Waldeckisches Wörterbuch. Norden 1902; hier S. 154. — <sup>10</sup>) a. a. O. wie <sup>4</sup>). — <sup>11</sup>) a. a. O. wie <sup>6</sup>); hier S. 30. — <sup>12</sup>) F. Holthausen, Altenglisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1934; hier S. 54. — <sup>13</sup>) a. a. O. wie <sup>12</sup>). — <sup>14</sup>) a. a. O. wie <sup>4</sup>); hier S. 341. — <sup>15</sup>) a. a. O. wie <sup>6</sup>); hier S. 30. — <sup>16</sup>) W. Keinath, Orts- und Flurnamen in Württemberg. Stuttgart 1951; hier S. 49. — <sup>17</sup>) A. Bach, Deutsche Namenkunde. Heidelberg 1953. Bd. II, 1; hier S. 257 f. — <sup>18</sup>) W. Flehsig, Ostfälische Volkstumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie (Braunschweigische Heimat, 36. Jahrg., 1950, S. 53 ff.); hier S. 75. — <sup>19</sup>) Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 18. Aufl. bearbeitet v. W. Mitzka, Berlin 1960; hier S. 384 (Stichwort ‚Knoten‘). — <sup>20</sup>) H. Pfister, Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu A. F. C. Vilmars Idiotikon von Hessen. Marburg 1886; hier S. 137. — <sup>21</sup>) a. a. O. wie <sup>7</sup>); hier S. 56 (Stichwort Knude). — <sup>22</sup>) W. Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihrem Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929; hier S. 99. — <sup>23</sup>) a. a. O. wie <sup>22</sup>); hier S. 76. — <sup>24</sup>) R. Wiries, Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- und Straßennamen. 2. Aufl. Braunschweig 1937; hier S. 57. — <sup>25</sup>) Fundakten des Braunschw. Landesmuseums. — <sup>26</sup>) A. Hansen, Die Bördehochs (Heimatzeitschr. des Kr. Wolmirstedt 1/1960, S. 8 ff. — Derselbe: Zur Lage des Billingshochs (Heimatzeitschr. des Kr. Wolmirstedt 12/1959, S. 14 ff. — <sup>27</sup>) J. F. Falke, Nachrichten von einem gefundenen alten heidnischen Begräbnisse (Braunschw. Anzeigen 1745, 5. Stück). — <sup>28</sup>) a. a. O. wie <sup>25</sup>). — <sup>29</sup>) Zeitschrift des Harzvereins f. Gesch. u. Altertumskunde 1897; hier S. 449 — <sup>30</sup>) a. a. O. wie <sup>18</sup>); hier S. 75 f. — <sup>31</sup>) K. Bischof, Elbstfälische Studien (= Mitteldeutsche Studien Bd. 14). Halle 1954; hier S. 98 ff. — <sup>32</sup>) O. Meier, Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1904; hier S. 49.

## Wulfersdorf – ein bereits vergessenes Dorf im Helmstedter Braunkohlengebiet

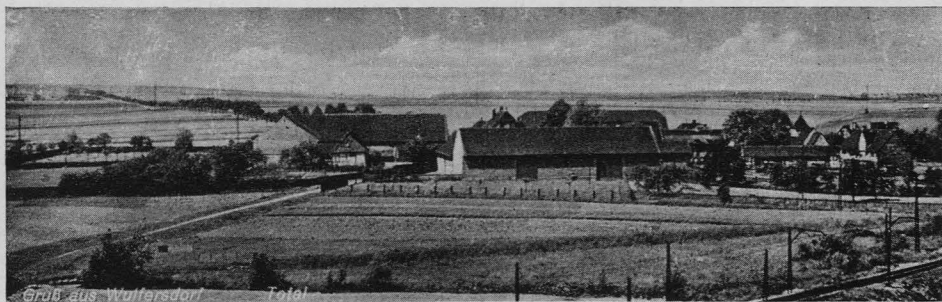
von H. A. S c h u l t z

Wulfersdorf \* — Büddenstedt — Runstedt, in dieser Reihenfolge verschwanden nacheinander drei Dörfer. Alversdorf \*\* schließt sich in diesen Jahren als viertes an. Haus für Haus wird abgetragen. Schwere Bagger fressen sich in den Kern des Dorfes vor.

Das „Verschwinden dieser Dörfer stellt einen einschneidenden Eingriff in die Siedlungsgeschichte unseres Braunschweiger Landes dar, ist jedoch ein Glied im Wechselspiel zwischen Natur und Mensch, zwischen der Landschaft und der Industrie. Das notwendige Vordringen des Braunkohlenbergbaues verursacht hier einen Wandel in allen Lebensbereichen.

Außerlich sieht man freilich nur die Veränderung des Landschaftsbildes. Beim Berg-Tiefbau ergeben sich muldenartige Vertiefungen der Oberfläche, die häufig nur ein fachkundiges Auge erkennt. Bei den in der Helmstedter Kohlenmulde aufgeschlossenen Tagebauen aber ist die Veränderung der natürlich gewachsenen Landschaftsformen wesentlich deutlicher. Hier sind große Erdbewegungen Voraussetzung, um an die Braunkohlenschichten heranzukommen. Im Zusammenhang hiermit mußten sogar Bachverlegungen vorgenommen werden, mit anderen Worten, — das natürliche Gewässernetz mußte der neuen Planung des Menschen gehorchen. So verlegte man u. a. die Wirbke und den Harbker Mühlenbach, um den Wulfersdorfer Tagebau nicht durch Wasser zu gefährden.

Da sich der Tagebau in diesem Gebiete um Helmstedt nur auf wenige, dafür aber recht umfangreiche Tagebaue konzentrierte, waren diese Maßnahmen unumgänglich.

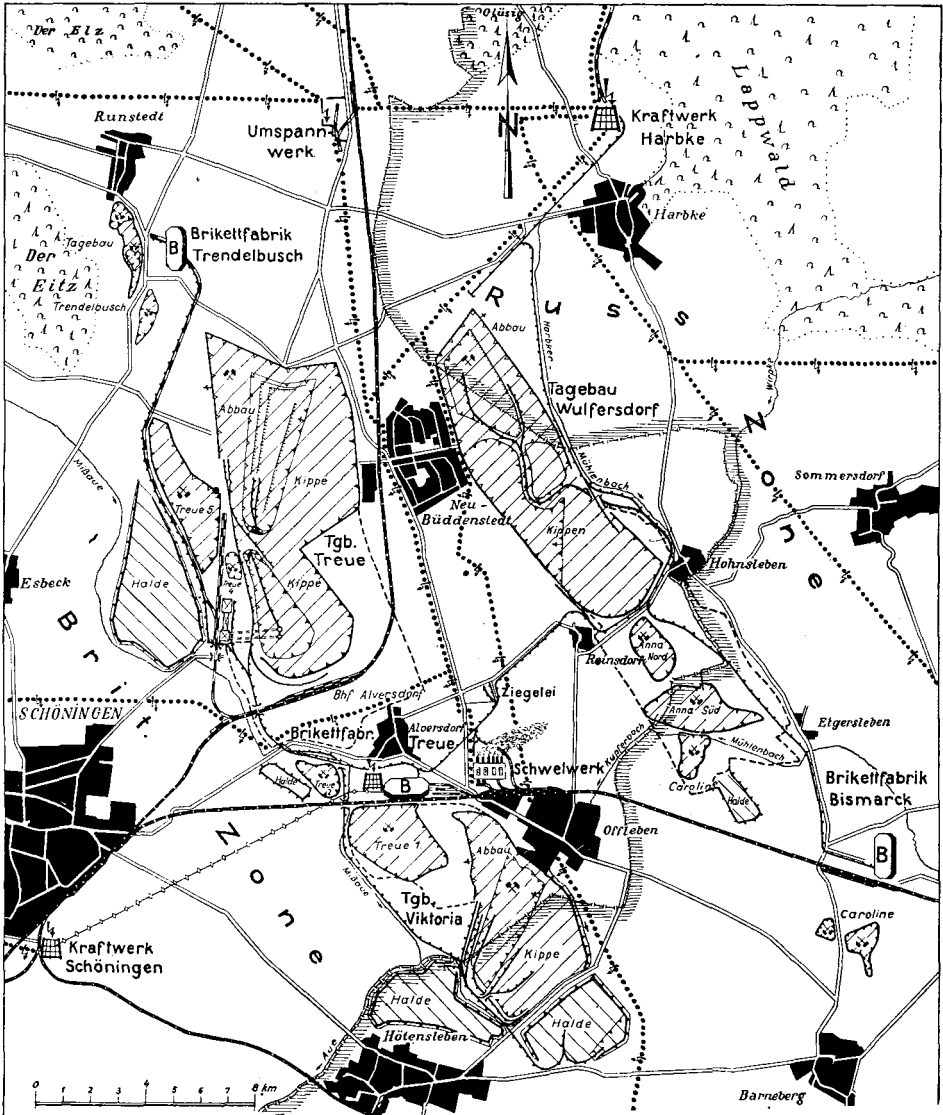


Gesamtansicht, übernommen von einer alten vergilbten Postkarte

(Foto Griesau, Magdeburg)

Über den frühen Kohlenabbau bei Wulfersdorf liegen leider nur spärliche Nachrichten vor. 1857—1860 wurden dem Grafen Werner von Veltheim „noch“ 6 Gruben verliehen (also mußten bereits schon andere Gruben bestehen bzw. in seinem Besitze sein), so auch „Louise“ bei Wulfersdorf. Ihr Abbau geschah auf handwerkliche Art. 1909 wurde „hinter Wulfersdorf“ ein Braunkohlentagebau aufgeschlossen, der aber 1926 aus wirtschaftlichen Gründen stillgelegt wurde. Sicher-

lich vermutete damals niemand, daß dies nur eine vorübergehende Maßnahme sein würde. Ab 1933 wurde der Tagebau erneut in Betrieb genommen. 1937 kaupte die BKB (Braunschweigische Kohlen-Betriebe) Wulfersdorf auf. Der damalige Besitzer dieser nach und nach in vielen Verträgen zusammengeschlossenen Landwirtschaft, Johann Heinrich Wilhelm Lambrecht, dessen Familie aus Pabstorf stammte und seit 1615 hier ansässig war, zog fort nach Haverungen bei Nord-



Industrielandschaft des Helmstedter Braunkohlenreviers 1950  
(aus: Müller, Th. Ostfäl. Landeskunde, S. 415)



hausen und übernahm dort das Rittergut. Dessen Sohn, mit den gleichen Vornamen, kehrte 1946 in die alte Heimat nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft zurück und fand eine Stellung in der BKB. Heute ist er der Leiter der Abteilung Land- und Forstwirtschaft der BKB. Ihm verdanke ich viele Hinweise aus der Geschichte und dem Leben des Ortes Wulfersdorf.

Nach dem 26. Mai 1952 ist der Tagebau diesseits — er ist leider durch die Zonengrenze von Nordwesten nach Südosten zerschnitten — stillgelegt worden. Nur das zentrale Wasserwerk arbeitet noch.

Der Ort Wulfersdorf wird bereits im 11. Jahrhundert als Uuluerasthorpa (Urkundenbuch Werden, I, 94, 108) erwähnt. Im 12. und 13. Jahrhundert ist die Schreibweise bereits Wulfestdorp. Da der Ort später unmittelbar auf der Landesgrenze lag, wurde die Gemarkung bereits 1927 den Gemeindebezirken Reinsdorf und Büddenstedt zugelegt. Ab 1. 10. 1936 war das Dorf ein Ortsteil von Harbke geworden.

Die Landwirtschaft war eine gute Ackerbauwirtschaft auf hochwertigem Boden (Zuckerrüben und Weizen).

Zeitweilig war die Feldmark als eigene Gemarkung braunschweigisch. Sie umfaßte 1793 nach Hassel/Bege 840 Morgen. 1842 soll sie 790 Morgen auf braunschweigischem und 50 Morgen auf preußischem Gebiet ausgemacht haben.

Interessant ist auch die bäuerliche Struktur in Wulfersdorf. Von 1753 werden 4 Ackerhöfe, 1 Halbspänner, 3 Kotsassen und 1 Neuanbauer — von 1793 4 Ackerhöfe, 1 Halbspänner und 6 Brinksitzer — von 1842 4 Ackerhöfe, 1 Halbspänner und 6 Häusler genannt.

Der Umfang des Dorfes betrug 1774 13 Feuerstellen, 1785 11 Feuerstellen mit 91 Einwohnern, 1793 11 Feuerstellen mit 93 Einwohnern, 1842 14 Wohnhäuser mit 90 evangelischen Einwohnern, 1885 12 Wohngebäude mit 93 Einwohnern und 1925 15 Wohnhäuser mit 111 Einwohnern.

Die Herren von Veltheim nennen 1785 in dem Dorf ein „Gut“. Es wird sich sicherlich um einen Ackerhof gehandelt haben. Von Heinrich Lambrecht (geb. 24. 8. 1840) liegt eine kulturgeschichtlich sehr interessante Lebensbeschreibung vor. Darin führt er aus, daß er nach seiner Hochzeit 1869 den elterlichen Grund-



Altes Wohnhaus der Familie Lambrecht (Hof Nr. 4), später Arbeiterwohnhaus

(Foto H. Lambrecht)



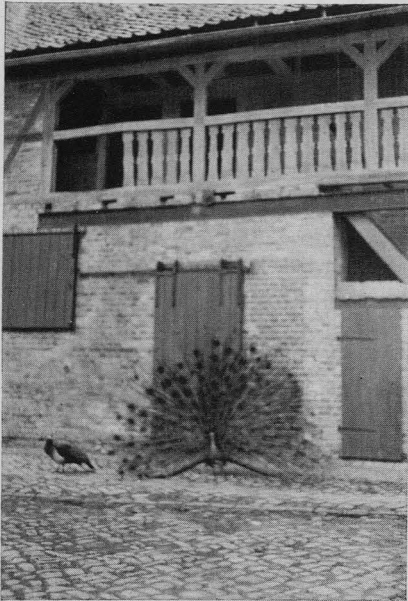
besitz in Wulfersdorf übernommen habe. Und zwar habe dieser bestanden aus: dem Ackerhof Nr. 4 mit 223 Morgen und Gebäuden, Ackerhof Nr. 1 mit Haus und 5 Morgen und der Häuslerstelle Nr. 7 mit Haus und 3 Morgen. Altenteil blieb Nr. 1. Fast gleichzeitig habe er eine Göpeldreschmaschine angeschafft. 8 Jahre später (1877/78) habe er den Hof Nr. 2 (sogen. Franzsche Hof) gekauft mit allen Grundstücken und 109 Morgen für 91 000,- Mark. 1882 habe sein Ackerbesitz bestanden aus 363 Morgen. Diese habe er bewirtschaftet mit 7 Pferden, 2 Ochsen; an weiterem Vieh habe er 40 Stück Rindvieh, 200 Schafe und 6 Schweine gehabt. 1893 kauft er noch den letzten ihm nicht gehörenden Hof Nr. 3 auf (Jägersche Hof) mit 202 Morgen für 210 000,- Mark. Ferner erwirbt er die Windmühle und das Kletzsche Haus. Seine Wohnung richtet er auf Nr. 2 ein. 1907 habe er so einen schönen Besitz an seinen Sohn übergeben können. Der Enkel von ihm, Herr H. Lambrecht, Esbeck, weiß, daß auch sein Vater noch Acker hinzugekauft und den Wirtschafts-



Eingang in den Haupthof (Hof Nr. 1), an der linken Seite hinten das Wohnhaus der Familie Lambrecht  
(Foto H. Lambrecht)

hof einschließlich Wohnhaus umgebaut hat. Ihr Ackerbestand habe bei 125 ha gelegen, davon etwa 100 ha auf braunschweigischem Gebiete. Bei seinem Vater seien 6—7 Pferdegespanne, 3—4 Ochsendgespanne, etwa 25 Milchkühe und eine besonders gepflegte Merino-Schafherde gewesen.

Wulfersdorf war augenscheinlich ein Dorf, das sehr starke Eigenständigkeit und eigenes Leben aufwies. Der alte Herr Lambrecht sei wie ein Herr in einem kleinen Königreiche gewesen. Alle amtlichen Funktionen wären in seiner Hand vereint gewesen: Amtsvorsteher, Standesbeamter, Sparkassenleiter u. a.



Galerie-Einbau auf dem Lambrecht'schen Hofe,  
vor der Stalltür ein Pfau

(Foto H. Lambrecht)

Das Herrenhaus der Familie Lambrecht war ein Bau des 19. Jahrhunderts, das durch einen Verputz sein Gesicht verloren hatte. Im Innern fanden sich noch Balkendecken und reich ornamentierte Kachelöfen. In einem späteren Arbeiterhause steckte vermutlich das alte Herrenhaus aus dem 18. Jahrhundert. Neben dem Wirtschaftshof lagen weitere Arbeiterhäuser, der Zeit entsprechend aus Backstein errichtet. Sie sollen später noch längere Zeit als Wohn- und Wirtschaftsräume von der BKB benutzt worden sein.

Die Kirche war mehr eine Kapelle mit Turm und Uhr. Von 1842 wird berichtet, daß in ihr nur Leichenpredigten gehalten wurden. Dies wird auch vordem schon so gewesen sein, denn es ist überliefert, daß 1602 und 1753 die Kirche Filial von Büddenstedt war und später an Harbke kam. 1793 hatten die Einwohner von Wulfersdorf in der Büddenstedter Kirche ihre eigenen Reihengriechen. Zur „Reparatur der Kirche und der geistlichen Gebäude in Büddenstedt“ mußten sie nach einer Bestimmung von 1774  $\frac{1}{8}$  beitragen. Von 1870 heißt es, daß in der Kapelle nur außerordentliche kirchliche Handlungen vorgenommen wurden. Herr Lambrecht weiß sich zu erinnern, daß die Kapelle im Innern so morsch gewesen ist, daß bei der Trauung einer Verwandten plötzlich eine Bank zusammengebrochen sei.

An dieser Kapelle war ein Spritzenhaus angebaut. Der Friedhof habe auf braunschweigischer Seite am Wege nach Büddenstedt gelegen. Nach Auflösung des Dorfes seien Tote nach Neu-Büddenstedt überführt worden. 1842 soll auch eine Windmühle hier gestanden haben. Leider ist über sie Näheres nicht bekannt.

Zur Kenntlichmachung des Lebens im Dorf sei darauf hingewiesen, daß es hier nur einen Kaufmann (Herbst) gab, bei dem es einfach „alles“ gab. Ferner bestand eine Gastwirtschaft, schon früh als „Krug“ erwähnt. Von dem letzten Besitzer,

Hermann Tippler, gehen noch nette Aussprüche um. So rief er, wenn Gäste kamen: „Mariechen, wisch' de Hoinderschiete von'n Dische, wiessed dat Jäste inkomet!“ Oder wenn verschiedene Getränke von ihm verlangt wurden, dann drehte er sich um, schenkte immer aus derselben Flasche aus und sagte: „Et is allens Brennewien, ji weret von allen besopen!“

Wie erwähnt gehörte die Pfarre zuletzt zu Harbke. Zur Schule mußten die Kinder nach Büddenstedt gehen. Die Polizeistation war ebenfalls in Harbke, dagegen lag die Poststelle in Wulfersdorf.

Vom Verkehr war Wulfersdorf ziemlich weit fern. Es bestand kein Autoverkehr, die nächste Bahnstation lag in Büddenstedt. Nach Harbke und Reinsdorf gab es nur Feldwege. Nach Büddenstedt führte eine Schüttelchaussee. Trotzdem sollen von Wulfersdorf her die Beziehungen nach Reinsdorf, wo der Schmied und der Stellmacher wohnten, und nach Hohnsleben gut gewesen sein, dagegen nach Büddenstedt sehr oft gespannt.

Die Kirche, häufig „Kapelle“ genannt, bot etwa 60 Personen Platz, Blick vom Süden, von der Dorfstraße aus

(Foto H. Lambrecht)



Natürlich kannten die Wulfersdorfer auch ihre geselligen Feste. Daß sie keine Freunde von Traurigkeit waren, beweist ein nur in Wulfersdorf geübter Volksbrauch, das „Hammel-Kegeln“ im Herbst. Zu diesem Anlaß wurden Schaubuden, Karrussells, Schießstände und Luftschaukeln aufgestellt. Gekegelt wurde nicht auf einer Kegel- oder schon vorbereiteten Bahn sondern auf dem Kopfplaster der Straße. Von Herrn Lambrecht wurden für den 1. und 2. Preis zwei Hammel gestiftet. Abends wurde dann unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung der „Hammelkegelkönig“ proklamiert. Man erzählte sich, daß es sehr häufig Herr Lambrecht selber war, da dieser auch das dazu notwendige Freibier stiften mußte.

1940—1945 wurden alle Gebäude nach Notwendigkeit abgebrochen.

---

\*Eine Chronik über Wulfersdorf wird zur Zeit von Herrn Realschulrektor i. R. Karl Rose, Schöningen, zusammengestellt. — \*\* siehe: Schultz, H. A., Alversdorf verschwindet... Ein weiterer Ort des Landkreises Helmstedt weicht dem Bergbau. In: Braunschweigische Heimat, 1969, 55. Jahrgg., Heft 2, S. 49 ff.

# *Bergmännische Kunstdichtung um den Rammelsberg*

von Herbert Lommatzsch

Während für den Oberharz und die Bergstädte des Oberharzer Bergbaureviere zahlreiche bergmännische Dichtungen vorhanden sind, ist eigentlich über den Rammelsberg und das um Goslar gelegene Unterharzer Bergrevier bisher wenig an bergmännischer Dichtung bekannt geworden.

Es mag dies daran liegen, daß sich in den vergangenen Jahrhunderten, in denen Gedichte vor allen bei gesellschaftlichen Anlässen — Hochzeiten, Todesfällen, Jubiläen, Einweihungen von Gruben oder Stollen — geschrieben und vorgetragen wurden, sich in Goslar nicht eine so zahlreiche bergmännische Beamten-schicht gebildet hatte wie in den Bergstädten des Oberharzes, zählten doch dort die Bergleute nach Tausenden und die Bergbeamtenfamilien überschritten die Zahl von 100 Familien.

In Goslar gab es auch neben dem Bergbau die gesellschaftlichen Gruppen der Gilden und Zünfte, die in sich ein reges gesellschaftliches Leben pflegten. Diese Geselligkeit fehlte auf dem Oberharz ganz. Deshalb wendeten sich auch die dort tätigen gelehrten Dichter ausschließlich dem Bergbau und seinen höheren gesellschaftlichen Kreisen zu.

Es ist auch ein aus der Bergstadt Clausthal nach Goslar zugewanderter Gelehrter, von dem eine dichterische Betrachtung des Unterharzer Bergbaues stammt.

Johann Justus Fahsius ist im Jahre 1672 in Thüringen geboren, er kommt 1702 nach Clausthal und wirkt dort viele Jahre als Konrektor und Rektor an der Lateinschule. 1729 verläßt er Clausthal und geht als Pfarrer an die Frankenberger Kirche nach Goslar. In Goslar verstirbt er am 4. Mai 1734.

Ebenso wie er in Clausthal als Gelegenheitsdichter bei zahlreichen Anlässen seine Gedichte geschrieben hatte, so nutzte er schon im Jahre 1729 den Besuch Georgs II. zu einem großen Huldigungsgedicht aus. Das Gedicht führte den Titel: „Die erquickte Irene“, als der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste König und Herr, Herr Georg II. König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog von Braunschweig und Lüneburg . . . anno 1729 im Monat Julio seine deutschen Provinzen besuchte . . . zur Bezeugung alleruntertänigster Freude glückwünschend dargestellt im Namen alleruntertänigster Unterharzer durch Johann Justus Fahsius, Goslar gedruckt bei Georg Duncker.

„Irene“ bedeutet hier die Göttin des Friedens. Sie zeigt sich zunächst in den ersten Versen besorgt, ihrem Friedenssitz in den deutschen Ländern könne Gefahr drohen. Aber Georg II. zerstreut diese Befürchtungen.

Es treten nun zunächst die Erdteile huldigend auf, dann kommen die einzelnen Völker und Landschaften, unter ihnen auch Niedersachsen:

„Ganz Niedersachsen sang, es klangen Berg und Wälder  
Es jauchzeten vor Lust Germaniens reiche Felder.“

Als der König sich schon zurückziehen will, kommt ein Bergmannschor herangezogen:

Da sah man ein Berg-Singer-Chor  
Sich vor ihm her rangieren  
Die sangen diesen Berg-Reim vor:

„Dein getreuster U n t e r - H a r z  
Hat die Kühnheit sich genommen  
Da das düstre Wolken-Schwarz  
Durch dein nahes Licht zerstreut  
Und Dein deutsches Volk erfreut,  
Sich glückwünschend einzufinden.  
Auf den Bergen, in den Gründen

Rufen und jauchzen hier  
Alle die Frommen:  
Willkommen! Willkommen!“  
„Kommt aus euren heißen Höhlen  
Thubalkains-Kinder, vor:  
Bloße Leiber, treue Seelen  
Nackendes Berg-Musen-Chor . . .“

Diese Bergsänger, die vor dem König auftreten, tragen trotz der barocken Verschnörkelungen, in denen sich Fahsius gefällt, deutlich die Züge von Rammelsberger Bergleuten. Sie treten nackt auf, und wir werden sehen, daß sich dieser Hinweis auf die besonders infolge des Feuersetzens erhitzte Luft im Rammelsberg auch in späteren Dichtungen und Beschreibungen des Rammelsberger Bergbaues immer wieder findet. Die Bezeichnung „Thubalkains-Kinder“ bezieht sich auf eine Überlieferung aus dem Alten Testament, nach der die Bergleute in Thubalkain ihren biblischen Stammvater zu sehen haben.

Nach dem Bergmannschor tritt dann noch die Nymphe Marine = Sinnbild der britischen Seemacht auf. Dann aber kommt noch überraschend der Vater Brocken heran. Auch er führt eine schöne Nymphe an der Hand und stellt diese Nymphe mit den folgenden Worten vor:

„Ey, König, ach, ich muß  
auch noch vor Deinem Thron erscheinen.  
Nur einen Gnadenblick wirst du mir nicht verneinen.  
Ich bin der Vater B r u c t e r u s .  
Ich lasse zwar nur wilde Tannen wachsen.  
Doch hab ich hier ein Kind,  
Dergleichen man in ganz Britannien kaum findt.  
Der Himmel hat es mir bescheret  
Von meiner alten Frau A r b e i t s a m k e i t .  
Das Kind heißt M e t a l l i n e .  
Schau, welche schöne M i n e  
Macht es mit seinen Äugelein,  
Daß einem in das Hertze freut,  
Wie blank und hart sind Wangen samt den Brüsten,  
die alle Welt gelüsten.  
Ich kan vor Freyern kaum mehr in dem Hause bleiben,  
Ein jeder will mit ihr verliebte Buhlschaft treiben.  
Dir aber, König, sey's hiermit geschenkt.  
Komm, Metalline, tritt herbey,  
Mach einen tieffen Knix vor seine Majestät!“

Dann spricht die Harznymphe Metalline selbst:

„Großer König, nimm mich an!  
Laß Marin- und Metallinen  
Dir hinfort beständig dienen!“

Fahsius empfiehlt hier also dem König, zwischen der Seefahrt und dem Erzbergbau eine innige Vereinigung herzustellen, er betrachtet Erzbergbau und Seefahrt als die beiden wirtschaftlichen Grundlagen der königlichen Macht.

Es handelt sich sicher hier um eine der unverbindlichen dichterischen Aussagen, wie sie gerade in der Dichtung des Spätbarock üblich und beliebt waren. Immerhin ist diese zwischen der Seefahrt Englands und dem Erzbergbau des Unterharzes hergestellte Verbindung neuartig und zeigt, wie stolz man in Niedersachsen auf den Harzer Bergbau war.

In eine andere Zeit führt uns das zweite Gedicht über den Rammelsberger Bergbau. Auch hier handelt es sich wieder um eine Begrüßung, allerdings nur innerhalb des Harzer Erzbergbaues selbst.

Im Jahre 1810 trat eine wichtige personelle Veränderung im Bergbau des Rammelsberges und des Unterharzes ein.

Der bisherige, langjährige, verdienstvolle technische Leiter des Erzbergbaues im Rammelsberg, Johann Christoph R o e d e r , schied in hohem Alter aus dem Dienst.

Sein Nachfolger wurde der bisher in St. Andreasberg tätige Bergbeamte Ludwig Wilhelm Heinrich von U s l a r .

Aus Anlaß dieses Amtsantrittes wurde dem aus einer alten Goslarer Honoratiorenfamilie stammenden neuen Oberbergmeister ein Begrüßungsgedicht in der Mundart der Goslarer Bergleute gewidmet. Solche Begrüßungsgedichte waren damals innerhalb der Bergbeamtenhierarchie üblich und beliebt; denn während sich in der allgemeinen Kulturentwicklung die Dichtung aus der überwiegend gesellschaftlich und ständisch orientierten Gelegenheitsdichtung zu individuellen menschlichen und persönlichen Aussagen entwickelt hatte, konnte sich innerhalb des Harzer Bergbaustaates noch die althergebrachte konservative Form länger halten.

Man darf deshalb den Aussagen der einzelnen Verse und Strophen über die Vorzüge des neuen Oberbergmeisters nicht allzu viel Wahrheitsgehalt beimessen, es ist mehr ein Wunschenken, das in diesen Lobpreisungen enthalten ist.

Wichtig sind in diesem entweder von einem Angehörigen des bergmännischen Beamtenstandes oder einem Mitglied des gelehrten Standes verfaßten Huldigungsgedicht die Hinweise auf Einzelheiten der bergbaulichen Arbeit, wobei immer wieder Hinweise auf die Bergarbeit ohne Bekleidung gegeben werden. Auch für die bergmännische Kunstsprache und Berufssprache ist das Gedicht von Bedeutung, zumal es im Goslarer Erzbergbau wenige solcher Dichtungen gibt.

Glück up! Herr Owerbargmester, sei Hei unsch willkomen!  
Hei sall en braw Mann syn, hewwe wy all längst vernomen.  
Wi höret dat von Klein, von Grot, Summa von Allen,  
Hei glewt et nich, wie unsch dat hat sau woll gefallen.  
Awerst, iß dat annerst möglich? Hei iss jo en Üßler,  
Un ut disser ohlen Familig kummt nist annerst her  
Als rechtschapne, münschenfründliche gue Männer.  
Et Bargwarks — Befoderer un et Bargmanns — Gönner.  
Bi unsch ist better, als tau Andreisbarg, dat salle seihn  
Hier giftet vele Ärzte un nich sau vel dof Gestein,  
Find Hei hier ok kein Rothgüln und Kanonenkalkspath:

Sau ward doch tau ganz annern Mineralien rath.  
 Hei find hier man nich blot Silwer un Blice,  
 Hei find hier ok Kopper un schöne Gold noch dabiee,  
 Kopperohk, Victriol, von witten un ok von greunen,  
 Ok könne wi Ehme mit Peekblende andeinen.  
 Wi willtet ne wiesen — doch motte seck nich verführen —  
 Wie seihet ut wie de Düwels, et felt man de Höhren,  
 Wi arpet, weilt heit iß, ganz splitterfase nakig,  
 Dat kleet denn Groten — Dregen verdüwelt kakig.  
 Wie möt oft lachen, wenn fremme Fruenslüe fahret  
 Un se unsch denn in user bloten Unschuld gewahret,  
 Denn maket se Krüze un kieket dor de Finger,  
 Asse vor den Butzekerel de lütgen Kinner.  
 Wi sind aber in Uibrigen en ehrlich Schlag Lüe,  
 Wi maket use Wand, un denket immer dabiee  
 Ward et hüte nicht better, sau schiet et woll morgen,  
 Un latte vor't Annere use Öwern sorgen.  
 Den ohlen Vahr verleise wi nu, Hei kümmet in siene Stee.  
 Nehme Hei seck user brav an, wie jenne immer dhee.  
 Wi willt use Wünsche Ehme gar nich verhelen,  
 Et mot unsch, versteiht Hei?, an Lohne nich mehr fehlen.  
 Late Hei unsch ok nich gar tevel Arfeit up leggen,  
 Un will Hei den Geschworener dat Strafen unnerseggen,  
 Sau deit Hei unsch verwahrent Gott groten Gefallen,  
 Wi willt et Ehme danken up Strecken un Hallen.  
 Denn nehme mans mahl an, de Tabak iß jo sau dhüer,  
 Et Vertel kostet immer noch an de fünf Mattier.  
 Sall de Geschworner nu noch de twei Gröschendinger hahln,  
 Sau könne wi ja dat Labsal fast nich mehr betahln.  
 Hei kennt ne Pipe Tabak, denn Hei smöket ok geren,  
 Sau dörwe wi nich förchten, dat Hei et unsch wart wehrnn,  
 Drumme lustig, Gesellen, hewt alle guen Mut,  
 Dei Öwre maktet gewiß mit unsch allen recht gut.  
 Nu sye mit siener Fru Leiwes'ten schöne willkomen!  
 Dat iß ne wakre Frue, wie wi ok all vernomen.  
 Wilkomen allen Sienigen, von Lütjen herup!  
 Willkomen alle mittenanner, Glück up, Glück up!

## **Anmerkungen zur Sprache des Goslarer Bergmannsgedichtes**

von Werner Flehsig

Das vorstehende Gedicht von 1810 ist sprachgeschichtlich recht aufschlußreich, läßt es doch erkennen, in welchem Maße sich die Volkssprache in Goslar während der letzten anderthalb Jahrhunderte verändert hat. Für die heutige Mundart des Amtsbezirks Harzburg, die auch im Südostteil des Kreises Goslar und in der Stadt Goslar gesprochen wird, ist dreierlei besonders kennzeichnend: Die Entrundung von ö und ü zu e und i, die Zwielautung der alten langen Selbstlaute i, u und ü zu *äi*, bzw. *ai*, *ou* bzw. *au* und *ui* sowie die Verengung von langem e, o und ö zu *iē* bzw. *ī*, *uō* bzw. *u* und *üō* bzw. *ü* oder *iē* (*ī*). Sehen wir uns unser Gedicht daraufhin an, so finden wir von diesen Erkennungsmerkmalen noch wenig vor. Entrundung erscheint in den Wörtern „glewt“ statt „glöwt“ für ‚glaubt‘, „Ehme“



statt „Öhne“ für ‚Ihm‘, „fremme“ statt „frömme“ für ‚fremde‘, „disser“ statt „düsser“ für ‚dieser‘ und „schieht“ statt „schüht“ für ‚geschieht‘. Viel größer ist aber die Zahl der Beispiele für bewahrtes ö und ü: „höret“, „möglich“, „könne“, „Höhren“, „möť“, „smöket“, „dörwe“, „förchten“, „fründliche“, „Wünsche“, „lütjen“ und „Glück“. Die Zwielaufang des langen ü ist nur mit dem einen Wort „Im Uibrigen“ vertreten, neben dem aber „Düwels“, „hüte“ und „düer“ stehen. Die Zwielaute äi (ai) und ou sucht man noch vergebens anstelle von langem i und u in den Wörtern „sien“, „wi“, „hier“, „Blie“, „kieket“, „wiesen“, „Pipe“, „ul“, „gue“, „Frue“, „use“ und „nu“. Von Verengung des langen e und o ist vollends nichts zu merken an „vele“, „Kerel“, „geren“, „willkomen“, „vernomen“, „grot“, „ohlen“, „dof“, „ok“ und „blot“. Dagegen sind bemerkenswert einige frühe Anzeichen hochdeutsch beeinflusster Mischformen, wie sie für die heutige Volkssprache am Nordrande des Harzes typisch sind, nämlich „unsch“ statt der ostfällischen Normalform „üşch“ („isch“, „ösch“, „esch“) für ‚uns‘ und „better als“ statt „bäter ar (bzw. as)“ für ‚besser als‘. Am Wortschatz fällt als Abweichung vom heutigen Stande nur die Verwendung des Wortes „dor“ für ‚durch‘ auf, das inzwischen bis auf zwei Reliktorte an der Innerste aus dem Kr. Goslar nach Westen zurückgedrängt ist durch das jetzt auch in der Stadt Goslar geltende, aus dem östlichen Ostfalen vorgerückte Wort „dorch“.

Das hier abgedruckte Goslarer Mundartgedicht von 1810 ist also alles in allem ein lehrreiches Beispiel dafür, wie jung manche Lauteigentümlichkeiten unserer Mundarten sind, die man früher gern als vermeintlich uralt heranzog, um aus ihren Geltungsbereichen Gau- oder gar Stammesgrenzen ablesen zu können.

## *Schlachtfest in Neudorf-Platendorf*

Aus der handschriftlichen Chronik der Moorkolonie Neudorf-Platendorf,  
Kr. Gifhorn

von Wilhelm Hermann †

Das Schlachtfest zählte früher zu Großvaters Zeiten mit zu den Hauptfamilienfesten. Da die Ernte an Korn und Kartoffeln noch sehr gering war, erreichten die Schweine gewöhnlich nur ein Gewicht bis zu 200 Pfund, ausnahmsweise auch einmal 250 Pfund. Geschlachtet wurde je nach Bedarf in der Zeit von November bis März. Wenn der Tag hierzu bestimmt war, wurden der Hausschlachter und noch zwei Männer aus der Verwandtschaft bestellt. Einen Tag zuvor wurde der Wurstblock in die Stube beim Ofen gestellt, damit er durchwärmte. Morgens früh kam der Schlachter, um den Hals auf den Schultern das große Wurstwiegemesser. Wenn das abgestochene Schwein an der Leiter hochgehängt worden war, gab es den ersten Schnaps. Dann wurde das Schwein aufgeschnitten, und das Wurstfleisch kam in den Kessel. Nachdem die Därme gereinigt waren, hatte die Arbeit im Freien ihr Ende, aber das Schwein blieb zum Auskühlen draußen an der Leiter hängen. Nun gab es Frühstück. Danach wurde der Wurstblock in der Stube auf ein Dreibein gestellt und auf ihm das inzwischen weichgekochte Wurstfleisch mit dem Wiegemesser fein gemacht. Die Männer mußten sich hierbei gegenseitig ablösen. Unterdessen bereitete die Mutter den „Zoppen“ zum Abendbrot, indem sie dünne Brotscheiben schnitt und diese schichtweise abwechselnd mit Zwetschenbraatschen und Rosinen in eine große Schüssel legte und alles mit Fleischbrühe übergießte. Dann wurde die Schüssel in die Ofenröhre gesetzt, wo der „Zoppen“ nun gut durchschmoren mußte. Das Wurstfleisch wurde verarbeitet zu Rotwurst mit Mehlzusatz, für die Kinder der Verwandten und Nachbarn Leberwurst, Knackwurst, mit Zusatz von Semmeln und Hafergrütze sowie Sülze aus Kopffleisch.



Als Mittagessen gab es Suppe, frische „Steeke“ und „Häseken“. Bei der Arbeit wie beim Essen hatte die Schnapsflasche den Rundgang zu machen. Nun wurden draußen vom Schwein die Flaumen abgelöst und die Haut davon abgezogen. Diese wurde von den Frauen zusammengenäht und zum „Flaumpümpel“ verwandt. Jetzt wurde das ganze Schwein zerlegt, Schinken und Speck zum Einsalzen, das übrige Fleisch zu Mettwurst und Brägenwurst verwandt. Da dieses Fleisch nicht gekocht war, konnte das Wiegemesser nicht benutzt werden. Das Fleisch wurde auf dem Wurstblock von 2—3 Männern mit einem kleinen Handbeil fein gehackt, und damit nicht immer auf dieselbe Stelle gehackt wurde, mußten die Männer immer langsam um den Wurstblock herumgehen. Wenn das Mettgut fein war, wurde erst die Schlackwurst in die genähten Flaumpümpel und in die Därme gefüllt. Wenn nun die Därme knapp wurden, mußten die Frauen aus Leinen kleine Beutel machen, wohinein der Rest als Beutelwurst kam. Als letzte wurde die Brägenwurst gemacht, wozu unter Zusatz von reichlichen Zwiebeln und Semmeln der Brägen vom Schwein verwandt wurde.

Dann gab es Kaffee mit Brot, Butter und Gehacktem. Nach dem Kaffee wurde der Wurstblock hinausgebracht, die Stube aufgeräumt und der Empfang der „Zoppen“-Gäste vorbereitet. Inzwischen war auch die Pottwurst fertig, bestehend aus 2—4 Pfund Buchweizengrütze und Blut. Diese wurde später in der Schüssel oder Pfanne warm gemacht und zu Pellkartoffeln, Kartoffelsalat oder Brot gegessen. Einer hatte den Nachbarn und nächsten Verwandten eine Schüssel Pottwurst und für deren Kinder eine kleine Knackwurst auszutragen.

Wenn zum Abend die Zoppengäste alle zur Stelle waren, wurde aufgetragen, wobei der noch oben gut mit Zucker bestreute „Zoppen“ das Hauptgericht bildete. Daneben wurden auch die frische Wurst und die Pottwurst gewissenhaft auf Geschmack und Güte geprüft. Auch die Schnapsflasche hatte wieder ihre Runde zu machen. War die Tischrunde zu groß, so wurden 2 Flaschen aufgetragen, um den Weg zu kürzen. Nach dem Essen setzten sich die Männer an den Tisch, um Solo oder Schafskopf zu spielen, wozu auf dem Tisch der „Schafskopf“ mit Kreide aufgemalt wurde. Die Frauen saßen in der Nähe des Ofens mit Strickzeug und erzählten von alten und neuen Zeiten. Es dauerte auch nicht lange, dann kamen die jungen Leute aus der Spinnstube und brachten den Wurstbügel. Sie hatten sich dazu verkleidet, und zwar gewöhnlich die Mädchen als Männer und die Jungen als Frauen. Die Verkleidung war sorgfältig gewählt, um nicht erkannt zu werden. Einer hatte den „Wostböggel“ zu tragen, d. h. eine Gefelle, wie sie beim Dreschen mit dem Flegel zum Strohaufschütten benutzt wurde, und mußte den Spruch aufsagen:

„Wir haben gehört, Ihr habt geschlachtet.  
Habt Ihr uns keine Wurst mitgemacht?  
Ist es keine große, so ist es eine kleine,  
wir nehmen sie auch alle beide,  
freuen uns auch ganz gewiß,  
wenn'n Napp voll Pottwost dable is.  
Nun laßt uns nicht so lange stehen,  
wir wollen gleich wieder weiter gehen.“

Mutter hatte inzwischen eine Wurst geholt. Diese wurde auf die Gefelle gehängt, es wurde nun noch allerlei Allotria gemacht, und es ging hierbei sehr lustig zu, da auch die Schnapsflasche die Runde machte. Nach einiger Zeit entfernten sich

die jungen Leute wieder zur Spinnstube, und in lustiger Stimmung wurde dort die Wurst probiert.

Die „gute alte Zeit“ ist dahin. Der Fleischwolf hat den Wurstblock abgelöst, und daher sind die beiden Ersatzmänner nicht mehr erforderlich. Das Gewicht der Schweine beträgt nun 3—4 Zentner. Ein Großteil der Wurst kommt in Büchsen. An den Sorten der Wurst hat sich zwar nichts geändert, aber der Zusatz von Mehl, Grütze und Semmel wird nicht mehr verwandt. Da auch keine Gäste mehr geladen werden, wird auch kein „Zoppen“ mehr gemacht und ist der heutigen Jugend unbekannt.

## *Wilhelm Börker, der Vorkämpfer für das Plattdeutsche*

Ein Rückblick zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages

von Siegfried Wolter

Weder die tropische Hitze noch das Fernsehen mit seinen Berichten über die gerade vom Mond zur Erde zurückfliegenden kühnen Astronauten hatten am Abend des 23. Juli 1969 die Mitglieder der Braunschweiger Niederdeutschen Bühne, soweit sie nicht im Urlaub waren, davon abgehalten, vollzählig dem Ruf ihres derzeitigen Leiters zu folgen und sich im Proberaum auf der Karlstraße in einer festlichen Runde zusammenzufinden. In der Tat war ein bedeutender Anlaß zum Feiern gegeben: der 100. Geburtstag von Wilhelm Börker, dem Pädagogen, dem Schriftsteller und Dichter, dem Kenner und Bewahrer der plattdeutschen Sprache, dem Theatermann und Bühnengründer. Aber nicht nur die hier Versammelten, sondern ungezählte Braunschweiger in Stadt und Land gedachten an diesem Tage eines Mannes, der so ganz einer der Ihren gewesen war.

Wilhelm Börkers Leben und Wirken gehörte ganz seiner Vaterstadt Braunschweig. In einem Haus der Wilhelmstraße wurde er am 23. Juli 1869 geboren. Nach dem Besuch von Bürgerschule, Realschule und Lehrerseminar war er von 1890 bis 1932 an den verschiedensten Braunschweiger Schulen und Lehranstalten tätig, dabei von 1903 bis 1928 auch andere für den Pädagogenberuf heranbildend. Noch haben viele seiner Schüler und Schülerinnen den Lehrer von damals nicht vergessen, vor allem nicht seine Literaturstunden, in denen sie seine umfassenden Kenntnisse ebenso beeindruckten wie das Feuer, mit dem er sie vermittelte.

Schon hier, wenn er Dramen mit verteilten Rollen lesen ließ, kündigte sich der spätere Theatermann an. Auch jener bärbeißige Humor, für den Schauspieler Börker so charakteristisch, war bei dem Schulmann schon vorhanden und lebt in mancher Anekdote fort. Neben dem Schuldienst entfaltete Börker als Mitarbeiter vieler Zeitschriften eine rege schriftstellerisch-journalistische Tätigkeit. Sie galt der Heimat und dabei vor allem ihrer alten und eigentlichen Sprache, dem Plattdeutschen. Ein reiches Feld der Betätigung in diesem Sinne fand er in der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ als deren Schriftleiter von 1924 bis 1934.

In der Arbeit für die plattdeutsche Sprache, im Bemühen, ihre Ausdruckskraft und ihren ethischen Wert deutlich zu machen, wurde der Schriftsteller unversehens zum Dichter. Die Bücher „Hannechen“, „En Knust Groffbrot“ (beides Verlag Joh. Heinr. Meyer, Braunschweig) und „Schöppenstiddesche Streiche“ (Verlag Richard



Archivbild des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Hermes, Hamburg) sind Denkmäler ostfälischer Literatur, umso wichtiger, weil das Ostfälische oder, um mit Börker zu sprechen, das „Bronswieksche Platt“ verhältnismäßig wenige literarische Zeugnisse aufzuweisen hat.

In folgerichtiger Entwicklung führten literarisches Streben, Heimatliebe, ethisches Wollen, pädagogische Befähigung und nicht zuletzt Theaterblut Börker zu seinem eigentlichen Lebenswerk. Am 16. Juni 1925 gründete er in Gemeinschaft mit Helene Evers, Rudolf Fricke und dem inzwischen verstorbenen Rudolf Rossée die „Niederdeutsche Volksbühne“. Daß sie als „Niederdeutsche Bühne“ noch heute, nach 44 Jahren, seinen Ruhm verkündet, hat ihr Schöpfer gewiß nicht vorausgesehen. Aber es ist sein Beispiel, es ist die ihm abgelauschte niederdeutsche Zähigkeit und Treue, die seine Nachfolger befähigen, seine Ideen bis heute weiterzuführen.

Börkers Ideen: sie begegneten sich in manchem wohl mit denen des von ihm so gut gekannten und gleich ihm in Braunschweig beigesetzten Wolfenbütteler Bibliothekars Gotthold Ephraim Lessing. Wie jener mit dem „Nathan“ das Theater als „seine alte Kanzel“ betrachtete, um auf ihr „ungestört zu predigen“, so hatte sich auch Börker das Ziel hochgesteckt. Aus der in Braunschweig bis dahin so gut wie unbekannten plattdeutschen dramatischen Literatur wählte er von Anfang an nicht das für Spieler und Publikum Bequeme, sondern das Schwierige, nicht Posse und Schwank, sondern Komödie und Drama. Dabei erwies es sich bald, was dieser nicht mehr junge Studienrat für ein befähigter Regisseur und vor allem für ein genialer Schauspieler war. So stehen denn auch Aufführungen der

Zwanziger und Dreißiger Jahre wie Boßdorfs „Fährkroog“ und „Bahnmeister Dood“ oder wie Schureks „Stratenmusik“ und Alma Rogges „Aukschonsschoster“, meist mit ihm selbst in Hauptrollen, noch heute vielen frisch in der Erinnerung. Im Jahre 1938 legte er die aktive Mitarbeit an seiner Bühne nieder. Er hatte sich bei den damaligen Machthabern mißliebig gemacht; zu schlecht vertrugen sich für ihn Wahrheit und Schlichtheit des plattdeutschen Wortes mit Phrase und Pathos einer „großen“ Zeit. Seinem beherzten Nachfolger, Dr. Karl-Hermann Osterburg, ging es — tragische Ironie! — noch schlimmer: ihn machte ein offenes Wort zu einem Todesopfer des 20. Juli. Daß dann ab 1945 Helene Evers der Bühne neues Leben und neue Impulse gab, das hat Wilhelm Börker bis zu seinem Tode mit Freude und lebendiger Anteilnahme verfolgt.

Damit sind wir wieder beim Persönlichen, dessen weitere Daten abschließend genannt seien. Beim Bombenangriff des 10. Februar 1944 verlor Wilhelm Börker nicht nur sein Heim auf der Waterloostraße, sondern auch die erste Lebensgefährtin, Marie Ebeling, mit der er 47 Jahre verheiratet gewesen war. Im November 1944 ging er die zweite Ehe ein mit Elsbeth Grund. Mit ihr übersiedelte er nach Schöningen, wo er, tätig wie stets, die dortige „Kunstgemeinde“ gründete. Aber dann zog es ihn wieder in die Heimatstadt. Von Mai 1949 bis zu seinem Tode wohnte er wieder in Braunschweig. Dort, auf dem Steintorwall 4, neben der „Brücke“, wo jetzt seine Nachfolger plattdeutsch spielen, ist er am 15. August 1953 84jährig gestorben.

Als der Verfasser dieses Aufsatzes am Morgen des 23. Juli in strahlender Sommersonne am Grabe auf dem Zentralfriedhof einen Kranz niederlegte, dessen blau-gelbe Schleifen die Aufschrift trugen: „Zum 100. Geburtstag in Dankbarkeit — Niederdeutsche Bühne“, da waren zu seiner Freude Frau Elsbeth Börker und Frau Helene Evers — beide in ungebrochener Frische — seine Begleiterinnen.

Aber auch Wilhelm Börker selbst war für ihn in diesem Augenblick lebendig und gegenwärtig, und ihm war, als spräche seine kraftvolle Stimme wieder das alte, von ihm geprägte Gruß- und Losungswort: „Nich nalaten!“ Und das Wort sei weitergegeben an alle, denen das Plattdeutsche noch etwas sagt und bedeutet.

### *Hilde Pfeiffer-Dürkop in memoriam*

Am 1. 1. 1897 wurde Hilde Pfeiffer in Braunschweig als dritte Tochter des Augenarztes Dr. Wilhelm Pfeiffer geboren. Sie ging in Braunschweig und München zur Schule und besuchte das Lyceum. Von frühester Kindheit an war die Musik Inhalt ihres Lebens; schon mit vier Jahren begann sie unter Einfluß ihrer Eltern und älteren Schwestern mit dem Klavierspiel. Nach der Schulzeit setzte die Hochbegabte ihre Studien fort bei den Hofkapellmeistern Riedel und Pohligh sowie den Braunschweiger Domorganisten Gorn und Guericke.

Insbesondere Walrad Guericke ist es zu verdanken, daß Hilde Pfeiffer im Orgelspiel so wesentlich gefördert wurde, daß sie um 1922 an der Rüniger Dorfkirche Organistin wurde. Darüber hinaus wandte Hilde Pfeiffer sich dem Orgelbauhandwerk zu und eignete sich Kenntnisse an, die eine Beurteilung der seinerzeit im Werden begriffenen ‚Orgelbewegung‘ (Erkennen und Wiederaufnehmen der Ideale des klassischen Orgelbaus vor 1820) ermöglichten. Von Anfang an war

sie Mitglied entscheidender Gremien und leistete wesentliche Pionierarbeit im norddeutschen Raum. So erwirkte sie während ihrer Organisten-Tätigkeit an der reformierten Kirche (1927—1931) Ende der zwanziger Jahre den Umbau der dortigen Orgel im Sinne der Orgelbewegung, in jener Zeit, als Prof. Christhard Mahrenholz in Göttingen, Hannover und Wolfenbüttel seine ersten Orgeln disponierte.

Ende 1931 folgte Hilde Pfeiffer einem Ruf an die St.-Katharinen-Kirche. Nach dem Beispiel ihres Lehrers Walrad Guericke veranstaltete sie eine Vielzahl geistlicher Abendmusiken, die von Musikfreunden gern besucht wurden. Neben reinen Orgelkonzerten arrangierte sie Oratorien-Aufführungen, in denen namhafte Solisten mitwirkten.

Hilde Pfeiffer ist es dann gewesen, die den hohen historischen Wert der Katharinen-Orgel als im 19. Jahrhundert stark verändertes Kunstdenkmal aus dem Jahre 1623 erkannte. Mit Eifer und nie erlahmender Zähigkeit ging Hilde Pfeiffer ans Werk, sowohl Fachkreise als auch Hörer ihrer Konzerte für den Wert ‚ihrer‘ Orgel und deren Restauration zu interessieren. Bemerkenswert ist, daß sie bei außergemeindlichen Stellen eine weitaus größere Unterstützung erfuhr als in der eigenen Kirchengemeinde. Dies gilt auch für Fachleute ganz Deutschlands, Österreichs und Dänemarks. Aber auch Dr. Johannes Dürkop als Betreuer der braunschweigischen Kunstdenkmale leistete bedeutende Mithilfe. Der Braunschweigische Landesausschuß für Denkmalpflege stellte 1939 Geldmittel für eine Teil-Restauration zur Verfügung.

Nachdem die St.-Katharinen-Kirche im Oktober 1944 zum Teil zerstört wurde, konnte man erst nach 1950 an die volle Restaurierung der Orgel denken. Leider war es Hilde Pfeiffer, seit 1943 mit Johannes Dürkop verheiratet, nicht vergönnt, ihre Lebensaufgabe, die Wiederherstellung der Fritzsche-Orgel von 1623 weiter zu verfolgen. Die Organistenstelle an St. Katharinen wurde nach 1945 neu besetzt, und Hilde Pfeiffer-Dürkop nahm eine Tätigkeit an der Bugenhagen-Kirche in Gliesmarode an, die sie 13 Jahre ausübte. Bis zu ihrer Altersgrenze wirkte sie dann an der Kreuzkirche in Lehn Dorf.

Schicksalsschläge und Demütigungen hat Hilde Pfeiffer-Dürkop in ihrem arbeitssamen Leben vielfach ertragen müssen. Nur ihrem unbeugsamen Lebensmut und einem selten ermüdenden Arbeitseifer ist es zu verdanken, daß sie ihre Aufgaben zielstrebig verfolgte und bewältigte. Von Jugend an war sie ein froher und liebenswerter Mensch. Dieser Wesenszug sicherte ihr einen weiten Bekannten- und Freundeskreis. Ihrem heiteren und gütigen Wesen ist es auch zu verdanken, daß sie über Jahrzehnte einen leistungsfähigen und klanglich ausgewogenen Chor leiten konnte, der bei Kirchenmusiken in Riddagshausen oft zu hören war.

Die Musikerin griff gern zur Notenfeder und schrieb Chorkompositionen geistlicher Art, die im Kallmeyer-Verlag veröffentlicht wurden. Über die Orgel der St.-Katharinen-Kirche veröffentlichte sie eine Schrift im Rheingold-Verlag, in der Geschichte und Restauration des Instrumentes gewürdigt werden. Vor zwei Jahren publizierte sie ein Büchlein über die Orgeln Ostfalens (Raum Hildesheim — Goslar — Braunschweig), das viele Liebhaber gefunden hat und finden wird.

Nun hat der Tod am 13. Juni 1969 der tätigen Musikerin nach mehrmonatigem Kranksein die Augen geschlossen. Ihre Freunde denken mit Dankbarkeit an ihr Wirken zurück.

U. P.

## Neues heimatliches Schrifttum

Anneliese Siebert: Der Baustoff als gestaltender Faktor niedersächsischer Kulturlandschaften. Beitrag zur niedersächsischen Landeskunde und allgemeinen Kulturgeographie. (Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 167). Selbstverlag des Instituts für Landeskunde, Bad Godesberg 1969, 249 Seiten, 9 mehrfarbige Karten, broschiert, DM 19,80.

Die von Anneliese Siebert vorgelegte Untersuchung ist der Versuch, die Einflußnahme der naturgegebenen Baustoffe (Holz, Lehm und Stein) auf das Bild der Kulturlandschaft festzustellen und mit geographischen Methoden zu deuten. Die Verfasserin konnte sich bei ihrem Vorhaben auf Erfahrungen stützen, die sie im Verlauf früherer Untersuchungen in Mainfranken sammelte und vor mehreren Jahren in einer umfassenden Abhandlung veröffentlichte (*Der Stein als Gestalter der Kulturlandschaft im Maindreieck*. Hannover 1953). Gegenstand der nunmehr vorliegenden, sachlich und methodisch weiterführenden Untersuchung ist das Land Niedersachsen mit seinen wechselnden Landschaften von der Marsch und Geest über Heide und Hügelland bis zu der Gebirgslandschaft des Harz. Neben der Auswertung des umfangreichen wissenschaftlichen und heimatkundlichen Schrifttums liegen der Arbeit Feldstudien zugrunde, die sich über fast zwei Jahrzehnte erstreckt haben und auf diese Weise eine detaillierte Darstellung nicht nur der einzelnen Baustoffe und ihrer Einwirkung auf das Landschaftsbild sondern auch des niedersächsischen Menschen und seines Brauchtums ermöglichen.

Dem inhaltlichen Aufbau nach ist die Untersuchung in vier in sich abgeschlossene Abschnitte gegliedert. Einleitend liefert die Verfasserin einen umfassenden Überblick über die geographische

Raumgliederung Niedersachsens und die hervortretenden Wesenszüge seiner Kulturlandschaften. Das zweite Kapitel widmet sich in der Hauptsache den Baumaterialien hinsichtlich ihrer Vorkommnisse und Verwendung vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart. Diesen Ausführungen ist ein geschichtlicher Abriss der Natursteinindustrie Niedersachsens einbezogen, der besondere Erwähnung verdient. Ferner setzt sich die Verfasserin in einem weiteren Exkurs mit den Besonderheiten des niedersächsischen Volkscharakters auseinander, wobei die regionalen Unterschiede (Marsch, Geest, Bergland und Gebirgsland) auch in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden. Während im dritten Kapitel untersucht wird, in welcher Weise und mit welcher Intensität die verschiedenen Baumaterialien im Bild der Kulturlandschaft wirksam werden, unternimmt das abschließende vierte Kapitel den Versuch, eine Synthese herbeizuführen, bei der Landschaft, Volkscharakter und Baustil in wechselseitige Beziehung gesetzt werden. Interessant ist der für das letztgenannte Anliegen gewählte methodische Weg, der als „Kunstgeographie“ auf verdienstvolle Arbeiten von Hugo Hassinger, Josef Ponten, Ewald Banse u. a. zurückzuführen ist, jedoch in der wissenschaftlichen Geographie keineswegs allseitige Anerkennung findet. Die Eigenwilligkeit in der Betrachtungsweise geographischer Zusammenhänge gibt der Arbeit zweifellos besonderen Reiz.

Die Untersuchung von Anneliese Siebert dürfte neben den Geographen und Geologen auch weite Kreise landes- und heimatkundlich interessierter Leser ansprechen und dankbare Aufnahme finden. Ein umfangreiches Schrifttumsverzeichnis sowie acht themabezogene Farbkarten im Anhang bereichern die Gesamtausstattung der Veröffentlichung.

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

## Inhalt

der Hefte 1—4 des 55. Jahrganges 1969

	Seite
Der Naturstein im Straßenbild des Braunschweiger Kohlmarkts. Von Gerhard Keller . . . . .	1
Die Wassermühlen im Gebiet der Stadt Salzgitter. Von Hans Adolf Schultz . .	19
Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts (Schluß des Aufsatzes auf S. 17 ff. des 54. Jahrganges 1968). Von Werner Flehsig .	30
Die Äbtissinnen Magdalena und Margarethe von Clum. Zwei Schwestern aus Böhmen regieren das Reichsstift Gandersheim. Von Kurt Kronenberg . . .	36
Das Osterfuier in Halchter. Von Fritz Tacke . . . . .	41
Alte Bauernrätsel aus Warbsen im Kreis Holzminden. Von Carl Werner . . . .	42
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1969. . . . .	45
Alversdorf verschwindet. Ein weiterer Ort des Landkreises Helmstedt weicht dem Bergbau. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	49
Wörter für Bodenerhebungen in Ostfalen. Ein Beitrag zur Flurnamenkunde und Wortgeographie. Von Werner Flehsig . . . . .	55, 81, 119
Verbirgt sich in dem „Tempelhof“ zu Harxbüttel eine mittelalterliche Burg- anlage? Von Hans Adolf Schultz . . . . .	61
Unsere Eichen-Hainbuchenwälder. Von Dietmar Brandes . . . . .	64
Die Einrichtung des Süpplinger Bauernhauses im 19. Jahrhundert. Von Alfred Hesse . . . . .	68
Im Zonengrenzdorf Offleben. Von Heinz Mollenhauer . . . . .	73
Das Braunschweigische Eichamt von 1837 bis 1947. . . . .	76
Julius Spiegelberg, der Gründer der ersten deutschen Jutespinnerei. Von Friedrich Söchtig . . . . .	79
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	80, 111, 144
Drei Broistedter Höfe im Jahre 1740. Von Mechthild Wiswe . . . . .	88
Nochmals die altbraunschweigischen Maße und Gewichte. Von Heinz Ziegler .	95

	Seite
Die Kirchenneubauten im Stadtgebiet Salzgitter. Teil II: Die katholischen Neubauten. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	96
Ernst Bergfeld zum Gedächtnis. Von Heinz Mollenhauer . . . . .	105
Memento mori. In der Mundart des Dorfes Dreileben, Kr. Wanzleben. Von Paul Bernstorf . . . . .	108
Paßt der Heimatpfleger nicht mehr in die heutige Welt? Von Rudolf Paes . . . .	108
Die Asse als neues Landschaftsschutzgebiet . . . . .	110
Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Helmstedt . . . . .	110
Salzpflanzengesellschaften südlich von Braunschweig. Von Dietmar Brandes . .	113
Wulfersdorf — ein bereits vergessenes Dorf im Helmstedter Braunkohlengebiet. Von Hans Adolf Schultz . . . . .	128
Bergmännische Kunstdichtung um den Rammelsberg. Von Herbert Lommatzsch .	134
Schlachtfest in Neudorf-Platendorf. Von Wilhelm Hermann . . . . .	138
Wilhelm Börker, der Vorkämpfer für das Plattdeutsche. Ein Rückblick zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages. Von Siegfried Wolter . . . . .	140
Hilde Pfeiffer-Dürkop in memoriam. Von Uwe Pape . . . . .	142